N. XXXV 155.

Europea

Schweiz

Fl. Geogr.

o 168

Erinnerungen

einer

Pilgerfahrt durch die Schweiz.

Nach dem Französischen des Louis Veuillot.

Augsburg 1841.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Wien,
bei C. Gerold.

Luzern,
bei Gebr. Räber.

3/30

Augsburg,
Druck der Reichel'schen Buchdruckerei.

Inhalt.

In den deutschen Leser V
Vorwort des Verfassers XI
Abschied von Rom 1
Genf 3
Lausanne 28
Vevay 54
Freiburg 40
Fahrt nach Bulle 72
La Part-Dieu 78
Der Moleson 105
Wanderung zum Schwarzsee 126
Der Schwarzsee 143
Die Pfarrgemeinde von Dudingen 156
Laupen 168
Bern 178
Ein Gottesgericht 197
Thun, Interlaken, Lauterbrunnen 207
Der Brientzer See; der Brünig 220
Sachseln; Sarnen 228

Die drei Urcantone 252
Luzern 271
Schwyz 287
Die Wissenschaft des Lebens 305
Einsiedeln 327
Zürich 358
Von Zürich nach Basel 394
Basel 404
Betrachtung 417
Maria-Stein 426
Schluß 432

An den deutschen Leser.

Als ich vor mehrern Monaten die **Pèlerinages de Suisse par Louis Veuillot** las, glaubte ich in dem Inhalte und in der Form derselben zureichende Gründe zu finden, um sie mittelst einer angemessenen Bearbeitung auch dem Deutschen Leser zugänglich zu machen. Und jetzt, wo der Druck des Buchs bald beendigt ist, war es mir sehr erfreulich, meine Ansichten über das Französische Original so wie über den Verfasser durch eine beurtheilende Anzeige der Schrift, die in dem achten Hefte der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland erschienen ist, nicht nur bestätigt, sondern auch näher begründet und entwickelt zu sehen; so daß ich meine Arbeit nicht besser einzuleiten weiß, als wenn ich ihr statt jeder andern Rechtfertigung folgende Stellen aus jenem Aufsatze mit auf den Weg gebe:

„Die Reiseerinnerungen des Hrn. Veuillot haben mit der unerquicklichen Masse der gegenwärtigen Touristenliteratur nichts gemein; darum finden wir in ihnen we-

der lakirte schwarze und buntfarbige Naturbeschreibungen, noch lüsterne Genrebilder aus dem geheimen Haus-, Kirchen- und Theater-Leben des schönen Geschlechts, noch pikante politische Epigramme und Visionen; nirgends handwerksmäßigen Enthusiasmus, aufgeblasene Redensarten, geschminkte Empfindelei neben dem Cynismus eines revolutionären Scharfrichters."

„Die klare Anschauung und die einfache, verständige Beurtheilung der Menschen und Dinge, das offene, warme, selbst im Unmuthe noch billige Gefühl und die lautere, tiefe Begeisterung einer reinen und liebenswürdigen Natur darf selbst in ihren einzelnen Verirrungen weder geleugnet noch ignorirt, dagegen muß die anmuthige Frische und Lebendigkeit, die zarte Innigkeit und die ernste Kraft des Worts, womit sie ihre Ueberzeugungen und die Macht ihres Glaubens offenbart, unbedingt geschätzt und gerühmt werden."

„Der Mittelpunkt, von welchem aus Veuillot die Welt und alle Beziehungen des Menschen zu seinen Nebenmenschen und zum Boden, der ihn trägt und nährt, betrachtet, ist das Verhältniß des Geschöpfs zu seinem Schöpfer. Von diesem Mittelpunkte aus ist ihm selbst in tiefster Nacht das Licht der Befreiung und Gnade aufgegangen; darum sucht, lernt und findet er auch nur von ihm ausgehend die rechte Würdigung der häuslichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Gebiete des Le-

bens. Nur auf dem Wege der religiösen Erkenntniß und Förderung hat er die Einsicht in den geistigen Zusammenhang der künstlerischen, wissenschaftlichen, sittlichen und politischen Entwicklung der Völker mit ihren Glaubenslehren gewonnen, und nur auf diesem Wege ist er dahin gelangt, sie allmälig deuten, vergleichen und in den materiellsten und scheinbar zufälligsten Gebilden und Bewegungen die höhere beseelende Idee ahnden und erforschen zu können."

„Zwei Momente sind es zunächst, die dem Buche eine besondere Geltung und Wirksamkeit verleihen. Veuillot war nemlich früher im Kirchlichen und Politischen ein zwar ehrliches, aber übel berathenes und darum auch sehr verzogenes Kind des jungen Frankreichs. Jetzt, wo er einen neuen Menschen angezogen hat, und sich der gründlichsten Umwandlung erfreut, tritt seine Schrift in der dreifachen Eigenschaft einer demüthigen Selbstanklage, eines eifrigen Glaubensbekenntnisses und einer edelsinnigen Genugthuung für die Vergangenheit auf, um alle Verirrten mit rührender Liebe zur stillen Einkehr bei sich selbst und zur strengen Prüfung und Bekämpfung der äußern Blendungen so wie des Feindes in der eigenen Brust aufzufordern."

„In solcher Weise ist aber Alles, was er uns mittheilt, ein Positives und Concretes, weil ein wirklich Geschehenes, Erfahrenes, Erlebtes; und eben dieser Aus-

druck des Thatsächlichen und Objectiven, was die Quelle und Grundlage der Schrift bildet, gibt ihr eine besonders anregende und eindringliche Kraft."

„In ähnlicher Weise verhält es sich mit den politischen Ansichten und Betrachtungen des Verfassers. Er gehörte noch vor kurzer Zeit zu jener politischen Schule, die man nach der üblichen Rubrizirung die republicanische oder auch radicale nennt; und er gehörte ihr nach seiner redlichen Natur und Gesinnung nur darum an, weil er in ihrer Lehre die Stimme der Wahrheit und des Rechts zu vernehmen glaubte. Aber auch auf diesem Gebiete mußte ihm durch den Wiederschein der religiösen Erleuchtung Vieles klar werden, was er bisher nur in trügender Blendung geschaut hatte; er mußte die hohlen Abstractionen der träumerischen, von der Geschichte, dem positiven Rechte und dem Leben abgelösten Speculation in ihrer hochmüthigen Nichtigkeit erkennen. So ist auch hier wieder Alles, was er verwirft und preiset, nicht das von vorne herein fertige Programm einer gegebenen, durch ihre Interessen und Verbindungen nothwendig bestimmten Partei, sondern das Resultat einer thatsächlichen Metamorphose, einer freien sittlichen Läuterung und geistigen Entwicklung." —

Ich habe diesen Sätzen, welche den innern Grund so wie die äussere Gestaltung der Veuillot'schen Schrift erschöpfend und klar bezeichnen, nur noch Weniges beizufügen.

Daß der junge, glühende Franzose in seinem eifrigen Kampfe gegen Das, was er als verderblich, und für Das, was er als die einzige Quelle alles irdischen und ewigen Segens und Heils erkannt hat, vielleicht im allzu hastigen Sturmmarsche vorschreiten, und zuweilen durch eine subjective Unbedingtheit und Ausschließlichkeit der Ansichten und Urtheile leichter als der Deutsche manchem Irrthume verfallen möge: liegt in der Natur der Verhältnisse überhaupt und in der Art oder Unart seines Volks insbesondere, an die wir uns schon lange und in allen möglichen Gebieten und Richtungen der Wissenschaft und Literatur gewöhnt haben. So wenig aber solche nationale Eigenthümlichkeiten gebilligt oder gerühmt werden sollen: eben so wenig dürfen sie als Capitalverbrechen in einer Weise verdammt und gescheut werden, als wäre das Wesentliche eines Buchs von ihnen abhängig; und am wenigsten da, wo uns ein durchaus edler Kern, eine liebenswürdige, nur der Wahrheit dienende Persönlichkeit, in anziehender Form entgegentritt. Was wir uns seit hundert Jahren bei unzähligen falschen Propheten als Französische Darstellung und Färbung gefallen ließen, das wollen wir auch im Jahre 1840 freundlich ertragen, wenn sich ein so guter und reiner Geist vernehmen läßt, wie er in dieser Pilgerfahrt laut wird.

Damit jedoch dem Deutschen Leser in dem Buche so wenig als möglich vom Demjenigen begegne, was seinem Sinn und Wesen fremd und entgegen ist, habe ich unbedenklich statt der genauen Uebersetzung die freiere Form der Bearbeitung gewählt, und so das Recht einer bescheidenen Sichtung und Mäßigung erworben und geübt.

Im Oktober 1840.

Vorwort des Verfassers.

Die Schweiz ist wohlbekannt; indessen wurde dieses Buch, welches nach so vielen andern abermals von ihr reden will, weder von einem Gelehrten, noch von einem Politiker, noch von einem Dichter, nicht einmal von einem Neugierigen, sondern einzig und allein von einem Christen geschrieben. Und wie seltsam es auch Vielen klingen mag, so ist es darum doch nicht weniger wahr, daß der Verfasser eine Wallfahrt zu den Gnadenbildern der allerheiligsten Mutter unsers Heilands in der Schweiz gemacht hat, und daß es eben diese Wallfahrt ist, die hier erzählt werden soll. Unter diesem Titel findet denn auch das Buch vielleicht noch Leser, so wie dessen Verfasser Gelegenheit, über das viel durch-

wanderte und besprochene Land noch etwas Neues zu sagen.

Und wahrlich, gerade in Beziehung auf den eigentlichen Kern, auf den Herzschlag alles Völkerlebens, ich meine den religiösen Gesichtspunkt, weiß man noch sehr wenig von der Schweiz. Von der großen Zahl Männer und Frauen, die, reich und größtentheils auch wohlunterrichtet, das schöne Alpenland beschauen, denken nur wenige daran, Demjenigen, der alle diese Herrlichkeiten mit göttlicher Kunst geschaffen hat, für die Entzückungen ihrer Seele zu danken, und Niemand sucht zu erfahren, warum dies kleine, dürftige Land, warum dies einfältige, ungebildete Volk in dem Buche der Völkergeschichte ein so mächtiges Blatt mit dem reinsten Glanze des Ruhms und der Poesie ausgefüllt hat. Wenn man einige geologische Ansichten über die Alpenformation zu Markte gebracht, einige Pflanzen gesammelt und die Liebe des Schweizers zur Unabhängigkeit mit hohlen Redensarten aus dem Einflusse der frischen Gebirgsluft erklärt hat, ist Alles gesagt und gethan. Man kehrt selbstzufrieden zum

Gasthause zurück, ohne durch die halb geöffnete Thüre des Gotteshauses in den geweihten Raum zu treten, wo größere Wunder erscheinen, wo die Geheimnisse klar werden würden.

Dennoch, welches Land ist geeigneter, in jedem Denkenden die ernstesten Betrachtungen über Alles, was die Menschen und Völkergesellschaften betrifft, zu wecken? Durch welche Mittel wurde dies wilde Volk für Zucht und Sitte empfänglich; wie bewahrte es in seiner Armuth so lange die stolzesten Tugenden; welche Lehrer haben es erzogen; welche Umstände haben sein Glück und seinen Ruhm getrübt; was vermochte unter den Cantonen jene schöne Verbrüderung zu unterhalten, deren äußere Bande gegenwärtig gelöst sind; durch wen wurden so viele grauenvolle Einöden urbar, so viele unzugängliche Berghöhen in Fruchtfelder verwandelt? Mich dünkt, die Mehrzahl der Reisenden beschäftige sich wenig oder gar nicht mit diesen Fragen.

Ich bin weit davon entfernt, so wichtige Aufgaben lösen zu wollen; ich werde nicht einmal den Versuch wagen. Als katholischer Pilger, der auf

seiner Wanderung vor jeder Kirche verweilt, und vor jedem Kreuze betet, konnte ich es aber nicht vermeiden, jene Fragen manchmal zu berühren, und unter dem verhüllenden Schleier der Jahrhunderte immer die Religion als den ewigen Fruchtkern und Lebensquell zu segnen.

Sie ist es mit ihren frommen Dienern, welche die Schweiz der alten Zeit gebildet und großgezogen hat; jene Schweiz, deren edles Seyn und Wesen eine Zierde der Menschheit ist. Einsiedler und Mönche, von dem Verlangen nach Zurückgezogenheit, das so manche Wüste mit andächtigen Christen bevölkerte, in die stillsten Gebirgsthäler gelockt, wurden hier die Werkzeuge einer frommen und kindlichen Gesittung; erbauten die ersten Wohnhäuser, machten die ersten Felder urbar, bildeten die ersten gesellschaftlichen Vereine wie die ersten Helden eines Landes, welches unter der Herrschaft der Römer wild und roh geblieben war. Denn trotz der frischen Gebirgsluft wurden die Helvetier, von den Waffen Cäsars besiegt, der Gewalt unterworfen, welche sich nach der geheimnißvollen Bestimmung Roms von dieser Stadt

aus über die ganze Welt ausbreiten sollte, um einer höhern und größeren Macht die Wege zu bereiten. Nur unter dem Christenthume sollten unabhängige Nationen bestehen, und das Kreuz sollte besser als das tapferste Schwert der Völker ihre Freiheit schützen. So schmückte denn auch das Gebirgsland Helvetien, als es eine römische Provinz geworden, im schmeichlerischen Götzendienste die Tempel für seine fremden Gebieter; bot den römischen Drängern und Plünderern eine folgsame Beute, und hatte weder Kraft noch Muth mehr, als eine Barbarenflut, die es mit ihren Wellen überströmt hatte, ehe man es unterstützen konnte und ehe es selbst an seine Vertheidigung dachte, es im Zurückrollen als eine zerstörte Wüste hinter sich ließ.

Ungefähr zweihundert Jahre später finden wir schon Klöster auf diesem Boden. Die ersten wurden zwischen dem sechsten und siebenten Jahrhunderte gestiftet, und bald waren sie in der Schweiz sehr häufig. In diesem Lande zeigten sich aller Orten wilde Einöden, und seine Einwohner wußten nichts von dem göttlichen Gesetze; es galt demnach, zu

gleicher Zeit einen undankbaren Boden durch Arbeit und verwilderte Menschen durch Sanftmuth und Frömmigkeit zu überwinden: Boden und Geist mußten gleichmäßig befruchtet werden. Zwar bot eine solche Mission viele Beschwerden und Gefahren; dies war es aber, was die apostolischen Arbeiter überall aufsuchten. Sie griffen zum Werke, und bald erhoben sich der Convent von Dissentis, die Abtei von St. Gallen, das Kloster von Seckingen mit vielen andern als edle Springbrunnen des Christenthums in der Schweiz, als Wiegen der Wissenschaft, Schulen der bürgerlichen Freiheit und Schutzstätten des Unglücks. Die Edeln und Fürsten aber, die in ihrer begeisterten Frömmigkeit sich eines schärferen politischen Blicks erfreuten als ihre spätern Nachkommen bei aller philosophischen Aufklärung, schirmten, als Zeugen von den großen Erfolgen dieser mönchischen Thätigkeit, die frommen Stiftungen und vermehrten solche. Wollte man eine Wüste urbar, eine Gegend gesittet machen und eine Stadt gründen, so berief man Karthäuser oder Benedictiner, gab ihnen einige Tagwerke Landes,

und alles Gute und Erwünschte war in kurzer Zeit erreicht. Der Ackerbau besonders machte im Umkreise der Klöster rasche Fortschritte. Die Mönche von Muri wußten in bewundernswerther Weise zur Arbeit zu ermuntern, und die Benedictiner von Hauterive stifteten zu Vevay bereits vor tausend Jahren landwirthschaftliche Feste. Zugleich sorgten sie für den Unterricht des Volks mit klugen Maß und Tact, wie es genügend war, um den Geist zu erleuchten, ohne das Herz zu verwirren; und es war vor Allem die Religion, welche dem Kern der Seele jene weisen Grundsätze der Redlichkeit, Mäßigung, öffentlichen und persönlichen Gesetzlichkeit einprägte, die sich später in so edeln Thaten verwirklichten, als die Unternehmungen Oesterreichs und Burgunds den unbekannten Söhnen des Gebirgs die Aufmerksamkeit von Europa zuwendeten. Ging es zur Schlacht, so sah man die armen, einfachen Hirten mit ruhigem Vertrauen den stolzen Rittern, den besten Soldaten der Welt entgegenschreiten; sah, wie sie am Abende vor dem Kampfe beichteten; ehe das Schwert gezogen wurde, zur Ehre der fünf

Wunden Jesu Christi fünf Vater unser und fünf Ave beteten, und nun auf den immer zahlreicheren Feind einstürmten, ihn warfen, und jetzt wieder beteten zum Danke für den Sieg; dann drei Tage auf dem Schlachtfelde stehen blieben, damit der Ueberwundene seine Genugthuung nehmen könne, wenn er wollte, und endlich in die Heimath zurückkehrten, unverändert bescheiden, mäßig, treu, nach dem Siege wie vor demselben.

In allen Gesetzen und Gebräuchen jener Zeit offenbart sich eine tiefe religiöse Begeisterung, und man fühlt sie auch in der beredten Einfachheit der Denkmale, die zur Erinnerung jener Siege errichtet wurden. Eine Kapelle, an dem Platze erbaut, wo die Schlacht am blutigsten war, eine jährliche Messe verewigten die kriegerischen Thaten des Volks so wie dessen fromme Dankbarkeit gegen den Gott der Gerechtigkeit, der dem guten Rechte den Sieg verliehen hatte.

Leider vermochten die Schweizer der verführerischen Trunkenheit ihrer Erfolge nicht zu widerstehen. Die reiche Beute des Feindes wurde ihnen

verderblich; sie fanden bald Geschmack an Ueppigkeit und Gold; um es zu erwerben, verkauften sie ihren eisernen Muth den Fremden, und die Schätze, die sie in ihre stillen Gebirgsthäler zurückbrachten, vergifteten ihre Sitten. Dies bewährte sich mit furchtbarer Gewalt, als Zwingli und die geistige Krankheit, die man Reformation nannte, erschien. Geistige Irrthümer wirken auf die Seele, wie die physische Krankheit auf den Leib; und sie schneiden tiefer und zerstörender dort ein, wo die sittliche Kraft und Reinheit schon geschwächt ist. Zürich und Bern, beide handeltreibende und reiche Städte, wurden zuerst ergriffen und erlagen dem ersten Andrange. Und nun pflanzten sie, in der Hoffnung auf Eroberungen und auf Ausbreitung ihrer Macht, die unseligen Lehren mit der Schärfe des Schwertes fort; und da sie die stärkeren waren, da sie den Habsüchtigen die geraubten Güter der Kirche, den Ausschweifenden bequeme Sittenlosigkeit, den Hochmüthigen Glaubensfreiheit und redlichen aber durch Mißbräuche erzürnten Menschen schöne Worte und gleißende Verheißungen darboten: mußte es ihnen

bei einem Volke gelingen, über welches Gott ohnehin schwere Züchtigungen verhängt hatte. Von jetzt an waren alle sittlichen Früchte des geistlichen Wirkens verloren, und die treue Verbrüderung der Cantone war der erste Schlußstein, der zertrümmert aus dem trefflichen Bauwerke fiel. Ihm folgten Treu und Glauben im öffentlichen Leben. Dieselben, die bei Laupen, Grandson, Murten als herzinnige Genossen zusammen gebetet und gefochten hatten, mordeten sich auf den Feldern von Cappel. Nun hören die leuchtenden Waffenthaten, die großen Tugenden auf, Gemeingut der Eidgenossen zu seyn; die Tage der edeln und schönen Siege, des reinen Ruhms sind vorüber, jene des blutigen Haders haben begonnen, und die Schweiz erndtet brudermörderische Siegespalmen. Volk und Regierungen, vom alten Glauben abgefallen, waffnen sich gegen einander; die Secten vermehren sich, Tyrannei und Aufruhr streiten sich um den Besitz der Städte, die Verschiedenheit der Religionslehren erzeugt Verschiedenheit der Interessen, die Mächtigen sind ohne Erbarmen, Zwang soll die willige Unterthänigkeit er-

setzen, und wenn man die Geschichte des Landes seit jenem verhängnißvollen Augenblicke durchforscht, muß man sich fragen, wohin jene Freiheit, jene Sittenreinheit geflohen sey, die man so oft rühmen hörte.

Dringen wir aber vor bis zu jenem Volke, das in den Wälderstrecken von Unterwalden, in den Alpenthälern von Schwyz und Uri verborgen lebt; durchwandern wir die ganze Gegend im Umkreise des Vierwaldstädter See's, wo die Reformation mit ihren Reichthümern und Verführungen nicht wurzeln konnte: so finden wir die alten Eidgenossen wieder. Diese Cantone, treu dem alten Glauben wie dem alten Bunde, sind noch die Ehre und der Ruhm des gemeinsamen Vaterlands. Diese haben den alten Vertrag, den sie im Jahre 1307 auf dem Rütli beschworen und im Jahre 1713 erneuert haben, nicht gebrochen, und eben so wenig jenen älteren, heiligeren Vertrag, den sie mit der Kirche eingegangen; und sie sind jetzt wie immer bereit, die Wahrung des einen wie des andern mit ihrem Herzblute zu erringen. Und so ist auch die kräftige Einfalt ihrer Sitten bei ihnen heimisch geblieben; und als die

französische Revolution ihr Land überschwemmen wollte, feierte ihre Vaterlandsliebe ein rühmliches Marterthum, während Genf, Zürich und selbst Bern, das kriegerische, eroberungslustige Bern, sich ohne kräftigen Widerstand dem Joche beugten. Auch die frommen Bewohner des Wallis, die sich in jenem letzten Kriege so heldenmuthig bewiesen, auch die Söhne des Gebirgs von Entlibuch, die Freiburger und die Hirten von Greyers, sie haben größtentheils frei und ruhig unter der drückendsten Gesetzgebung gelebt. Denn das Gesetz wird überall sanft, wo das Volk tugendhaft und sein Glaube nicht verletzt ist.

Diese Reste der alten Schweiz sind es, die sich der Betrachtung des katholischen Wanderers als etwas besonders Eigenthümliches und Anziehendes darbieten. Manchmal trösten sie ihn über das, was vergangen und verloren ist, und über den Anblick der neuen, ungläubigen, von der frühern so sehr verschiedenen Schweiz. Manchmal aber, wenn er sieht, welche Gefahr diesen köstlichen Reliquien droht, fühlt er sich auch durch die rastlosen Anstrengungen

des Protestantismus beunruhigt, und fürchtet die Stunde, wo auch diese letzten vereinzelten Zeugen des wahren Glücks und Friedens zusammenbrechen könnten. Doch warum fürchten? Der christliche Muth, die treue Anhänglichkeit an die alten Sitten und Gebräuche, der Glaube, endlich das Gebet — sollten sie nicht stark genug seyn, jede Arglist zu vereiteln, jede Verfolgung zu überdauern? Gott richtet die Herzen, und wirkt Gerechtigkeit; aber dem menschlichen Auge wenigstens wird nichts offenbar, was den katholischen Cantonen seinen gnädigen Schutz entzogen haben könnte.

Ich habe das Wort Verfolgung ausgesprochen, und ich durfte es unbedenklich wählen, denn es sagt nur Wahrheit. Die Reformation hat auf diesem Boden den Geist und Sinn ihrer ersten Anhänger noch nicht verloren. Die Welt, auch die protestantische, weiß jetzt, wie das Werk begonnen; niemand verkennt, mit welchem Aufwande von historischen Täuschungen und Betrügereien, mit welch' kecker Verschwendung von Unvernunft und Widersinn die unübersehbare sogenannte philosophische Geschicht-

schreibung es mit dem dreifachen Heiligscheine der Mäßigung, des Martyrthums und der Tugend geschmückt hat. Die verleumdeten Katholiken haben dagegen, im allzusichern Bewußtseyn ihres guten Rechts, die Befugniß legitimer Vertheidigung zu wenig geübt. Und so geschieht auch jetzt wieder, was damals geschehen; nur mit dem Unterschiede, daß an Orten, wo der offene Kampf nicht möglich ist, das Unrecht in stiller Ruhe fortwuchert und sich vollendet. Während die protestantischen Unterthanen der katholischen Cantone ungeirrt und im Frieden unter dem Schutze der Gesetze leben und volle kirchliche Freiheit genießen, läßt sich keine Art muthwilliger Kränkung und Mißhandlung erdenken, welche nicht den Katholiken überall, wo sie nicht die Mehrzahl bilden, sowohl von ihrer Kantonalregierung wie von der Tagsatzung selbst, wo ihre Gegner, man darf wohl sagen ihre Feinde, freie Hand haben, geboten würde. Vorzüglich sind aber die Klöster der Gegenstand des schmählichsten Hasses und Gelüstens. Sie mit der armen verlassenen katholischen Minorität tragen die volle Last der Verfolgung, denn wer möchte in dieser

Zeit des Fortschritts daran denken, dummgläubige Bauern und Mönche zu schützen! Man quält die Einen und plündert die Andern. Diesen wünscht man, nachdem die Pfarrer von ihren Bischöfen getrennt oder verbannt sind, das letzte Gut, was sie noch eigenthümlich besitzen, ihren Glauben, zu rauben; jenen nimmt man den Rest ihres alten Eigenthums, welches sie auf die rechtmäßigste Weise erworben und mit unsäglichen Müheseligkeiten und Opfern aller Welt nützlich uud fruchtbringend gemacht hatten. Und jedes Mittel gefällt, wenn es dient.

Was sich während der letztvergangenen Jahre in der Schweiz zugetragen, mag bei oberflächlichen Köpfen Staunen erregen; wer aber gewöhnt ist, bei den erscheinenden Dingen nach dem Wesen und innern Grunde, nach der zeugenden Idee, zu fragen, konnte nicht überrascht werden. Zwischen Wahrheit und Irrthum, Hochmuth und Demuth, Recht und Unrecht bestehen, trotz aller äußerer Zuthat und Accommodation, stets und unwandelbar dieselben Beziehungen, dieselben Gegensätze. Auf der einen Seite Gewaltthat, Unterdrückung, Lüge; auf der andern

Milde, Geduld, Treuherzigkeit. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, lehrte der Mund aller Weisheit und aller Wahrheit.

Und nicht in unsern Tagen allein ist es so, es war immer so gewesen. Auch ist es der rührigsten Industrie und der künstlichsten Entstellung, womit man der blöden Welt die protestantischen Schattenspiele als echtes historisches Fleisch und Blut aufnöthigte, nicht gelungen, das Erwachen zum geschichtlichen Bewußtseyn dauernd zu verhindern, und das Urtheil ist gesprochen. Noch tiefer und allgemeiner wird aber die rechte Erkenntniß werden, wenn es sich nicht mehr mit der öffentlichen Scham verträgt, in bisher üblicher Weise die Geschichte eines katholischen Volkes zu schreiben, ohne daß man seine Glaubenslehre und seine heiligen Bücher, ohne daß man also das allein bestimmende Gesetz seines Lebens und Seyns, die Grundlage seines Charakters und seiner Sitten, studirt hat. Mit dem Evangelium, dem Katechismus und dem Bullarium in der Hand, muß die historische Wissenschaft die Europäischen Archive, von den Zeiten der ersten Sendboten des

Glaubens an bis auf unsere Tage, durchforschen. Nur dann wird man klar sehen; man wird in dem Gewissen der Völker lesen, ihr Geschick wird uns körperlich, organisch, entgegentreten, und nur dann wird die sophistische Verhüllung und Gaucklergewandtheit so wie die freche Fälschung zu Grabe getragen werden. Der größte Maler unserer Zeit sammelt sich im Gebete, und sucht in dem mystischen Brote die begnadigende Kraft, bevor er seine heiligen Bilder entwirft; denn Zeichnung und Farbe sind todt, wenn die Begeisterung nicht von oben kommt. Und auch der Geschichtschreiber sollte in dieser Weise um Licht und Wahrheit bitten. Selbst mit der gründlichsten und umfassendsten Wissenschaft, selbst mit der reinsten Absicht wird er sie vergeblich auf andern Wegen suchen; denn wer Licht und Wahrheit will, der will Offenbarung, die aber ist eine Gabe des Himmels. —

Die Gedanken und Empfindungen dieses Buchs haben mich während der ganzen Reise begleitet; sie tauchten mit jedem Schritte in mir auf, und ich schrieb sie nieder, wie sie mir kamen, genau und

treu, ohne ihnen nachzujagen und ohne die Absicht, Etwas zusammenzusetzen, was wie eine Geschichte oder wie ein System aussehen sollte; ja sogar ohne ein eigentliches Sammeln von Thatsachen im Sinne zu haben. Wer sich die Mühe nehmen will, dies Büchlein zu durchblättern, wird sich leicht überzeugen, daß mir dergleichen nicht am Herzen lag. Ich ließ mich gehen, wie die Straße läuft, ohne mich besonders um die Krümmungen zu kümmern, die vom Ziele abführen; oft mitten in der Erzählung innehaltend, wie man auch oft auf dem Wege stehen bleibt, um nachzudenken, zu vernehmen, was die Geschichte darüber sagt, was der Glaube uns offenbart, und sich den Bewegungen und Erinnerungen der Seele hingebend. Hier war es ein Marienbild am einsamen Bergsteige, vor welchem der Pilger mit Rührung seiner Mutter und fernen Schwestern gedachte; dort eine kleine Kirche von wackern Bauern angefüllt, wo ihn das heilige Meßopfer nach einem beschwerlichen Morgengange, den er noch in der Dämmerung angetreten, stärkte und erquickte; dort weckte eine andere, früher katholische Kirche, jetzt

ihrer heiligen Mysterien beraubt, ihrer heiligen Bilder entkleidet, ein doppelt schmerzliches Gefühl, wenn er die armen Frauen, die den heiligen Namen Maria nicht mehr anrufen dürfen, ungetröstet und ohne die helfende Kraft der Gnadenmittel heraustreten sah. Auch eine alte Chronik von dem alten Schweizer Glauben und irgend ein kindlicher Zug jener tiefen und einfältigen Frömmigkeit, der sich hin und wieder als ein Zeitgenosse des früheſten geschichtlichen Helldunkels in diesem Lande erhalten hat, beschäftigten ihn manchmal, und dann begegnete ihm wieder der Name eines christlichen Heldens, und seinem gottgesegneten, wohlthätigen Leben folgte ein flüchtiger Blick auf das Bildniß eines berühmten irrgläubigen Empörers. Nun weiß ich zwar wohl, daß dies Alles für Weltleute und Staatsmänner weder erheblich noch anziehend ist; indessen da fromme Freunde dem anspruchlosen Tagebuche einer Wanderung durch das herrliche Bergland im Sinne eines andächtigen Wallfahrers ihre gütige Theilnahme schenkten; da sie darin Etwas von jenem Gefühle zu entdecken glaubten, welches uns be-

seligte, wenn wir unser Abendgebet zusammen gebetet hatten, und da sie meinten, daß es auch außerhalb unsers kleinen Kreises von verwandten Empfindungen begrüßt, und vielleicht in christlichen Familien jungen reinen Seelen dargeboten werden könne: so hielt ich es für erlaubt, dasselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Und dennoch kann ich es nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit, wobei die Eigenliebe des Verfassers durchaus nicht betheiligt ist, in die Welt gehen lassen. Niemand kennt besser die Gebrechen des Buchs als ich, und viele derselben hätten sich leicht verbessern lassen, wenn das geringfügige Werk einer sorglichen Ueberarbeitung werth gewesen wäre; darum unterwerfe ich mich auch zum voraus jedem Verdammungsurtheile, welches die literarische Kritik darüber aussprechen mag. Allein für den Christen ist die Herausgabe jedes Buchs eine ernste Sache. Sprach er immer, wie es sich geziemte? Hielt er gewissenhaft an der Wahrheit fest? Trifft ihn nicht die Schuld: seiner Einbildungskraft manchmal allzuviel eingeräumt, und den Menschen, die er uns

zeigt, Worte in den Mund gelegt zu haben, die zwar innerlich wahr, aber geschichtlich nicht bezeugt sind? Hat ihn endlich ein glühender Eifer für das Rechte und Gute nicht zu weit geführt? Schmerzliche Ungewißheit! gegen die ich nur in der nachsichtigen Liebe meiner Brüder und in der Lauterkeit meiner Absicht ein Heilmittel finden kann.

Sollte ich ein Wort niedergeschrieben haben, welches für irgend Jemanden die entfernteste Veranlassung zum Aergerniße werden könnte, so möge er es mir verzeihen, und Gott bitten, daß auch er es mir verzeihe. Wenn bei der Erwähnung so mancher Ausschweifungen der Reformation die herbe That auch zum herben Worte gereitzt hat: so mögen wohlgesinnte Menschen, die auf der Bahn des Irrthums geblendet und im guten Glauben wandern, diese Worte nicht auf sich beziehen; sie mögen überzeugt seyn, daß es unser größtes Erdenglück seyn würde, wenn wir sie vor unsern heiligen Altären niederknieen sähen, wenn wir sie in Allem und Jedem Brüder nennen könnten, und daß wir uns hienieden keineswegs für besser, sondern nur für

glücklicher und gesicherter halten als sie. Sollte aber eine Mutter in diesem Buche nur einen Hauch ahnden, der die Reinheit eines Engels verletzen könnte, so möge sie es verbrennen und jede Mutter davor warnen. Und wenn der heilige Stuhl, der erleuchtete Hüter der Seelenreinheit, in ihm den leisesten Schein einer Gefahr entdeckt, so möge er es verdammen, und ich werde alle meine Kräfte dazu verwenden, den Gegenstand seines unfehlbaren Tadels bis auf die letzte Spur zu vertilgen.

Endlich, wenn unser Aller Herr und Meister, der Alles richtet und Alles weiß, in seiner unerforschlichen Weisheit es zulassen sollte, daß aus dieser meiner Schrift das kleinste Uebel entspränge: so möge er gnädig und barmherzig dem schwachen, reuigen Sünder vergeben!

Abschied von Rom.

Nein, ich scheide nicht von dir, ohne dich noch einmal mit glühendem Herzen, mit zitternder Stimme zu grüßen, du ewige Stadt, wo meine Seele so viel, so wesenhaft und gesegnet, gelebt hat! Ich kam zu dir, das innere Auge mit der schmählichen Binde der Gleichgültigkeit und Glaubenlosigkeit umhüllt, und ich verlasse dich als Christ. Nicht vergeblich habe ich auf dem Todtenfelde der Martyrer geknieet; der Segen des heiligen Vaters ist nicht unfruchtbar auf meinen starren Geist niedergesunken. Ich fühle in meinem Innersten Pulse schlagen, die lange regungslos waren; meine Ohren vernehmen Nievernommenes, und mein Geist kennt kein anderes Dunkel als das erleuchtete Dunkel der Ehrfurcht und des Glaubens. Begnadigter Boden! wo so viele Geblendete nur Tod und Verwesung sehen wollen, du hast mir das Leben gegeben; seliger Boden! wo ich meinen Gott gekostet, du bist mir zur Heimath geworden, und ich scheide von dir wie ein Sohn, der eines Tags wiederzukehren hofft.

Nicht die Herrlichkeit und Schönheit deiner Meisterwerke und Ruinen, nicht die Wunder von der Hand des Menschen und der Zeit sind es, nach deren Wiedersehen ich mich sehne. Um was ich zu dem Herrn meiner Tage flehe, ist dieß: daß er mich gütig zurückführen möge zu der geweihten Schwelle von St. Peter und Santa Maria maggiore; daß er mir vergönnen möge, noch einmal vor meinem Tode nur auf einen kurzen Augenblick die Zeugen meiner erneuerten Taufe, die heiligen Reliquien und die gnadenreichen Kirchen zu begrüßen, in denen ich zum erstenmale mit gläubigem Entzücken fühlte, wie mein Gebet zum Himmel emporstieg, und wie mein Erlöser in der Gestalt des geheiligten Brotes sich in meine Seele herabließ!

Genf.

Wir kamen den 28. Junius am Abende eines schönen Tages zu Genf an. Als es dunkel wurde, bemerkten wir von den Fenstern unsers Gasthofs aus, daß sich Lichter auf dem See hin und her bewegten; endlich zeigte sich ein Schimmer wie von einer festlichen Illumination, und wir vernahmen das Knattern und Rauschen von Feuerwerk und die Töne eines Orchesters. Dieß zusammen ließ ein Volksfest vermuthen, und wir gingen hinab, um den Gegenstand dieser Feierlichkeit zu erfahren. Welches Fest, fragten wir uns, mögen wohl die Genfer begehen? Welches glorreiche Andenken mag sie zu einer solchen Verschwendung von Lärm und Rauch bewegen? Welchen Namen feiern sie mit so lauter Verehrung? Und der Menge folgend, erinnerten wir uns an die letzte öffentliche Feierlichkeit, die wir gesehen. Es war das Fronleichnamsfest zu Ancona. Beim Klange der Glokken und unter dem glänzenden Waffengeleite französischer Krieger, die als Soldaten des ältesten Sohnes der Kirche hier einmal sehr zufällig auf ihrem rechten Platze waren,

setzte sich eine unzählliche Prozession in Bewegung; die Strassen waren mit seidenen Stoffen geschmückt, mit Blumen bestreut; das Volk drängte heran, und konnte nur mit Mühe durch eine doppelte Reihe Soldaten zurückgehalten werden. Voran zog unter der Hülle grauer Büßer eine Bruderschaft von Bürgern der Stadt; dann kamen Andere, blau, schwarz, weiß gekleidet, Handwerker, Matrosen, Landleute, stattlichen Fahnen folgend und heilige Hymnen singend. Nun die verschiedenen geistlichen Orden, unter welchen einige zwanzig Kapuziner, auf deren bleichen Gesichtern eine beredte Schilderung ihrer Entbehrungen wie ihres Friedens zu lesen war. Jung und Alt schritten sie, die nackten Füße dem heißen Steinpflaster, den bloßen Kopf dem glühenden Sonnenstral darbietend, dermaßen entkräftet einher, daß die abgetragene, mit einem weißen Strick umgürtete Kutte in ihren weiten Falten kaum ein Knochengerippe zu bergen schien. In einer Hand die symbolische Kerze, die andere auf die Brust gelegt, gingen sie langsam, ohne die geputzte Menge zu beachten, die sie umgab, das Auge nur auf die Lichter geheftet, die immer dem Verlöschen nahe waren, wie ihr eigenes armseliges Leben. Endlich verkündigten Wolken von Weiherauch das allerheiligste Sakrament, und bald erschien es unter einem herrlichen Himmel. Bei seinem Anblicke fiel Alles auf die Kniee, in den Straßen wie an den Fenstern der Häuser; die Soldaten senkten die Waffen, Männer, Kinder und Frauen falteten die Hände. Das Gefühl, welches dieß große

Bild belebte und beherrschte, war eine erhabene Kindlichkeit, eine unendliche Ehrfurcht; und wenn es auch Mehreren unter der Masse fremd geblieben, so war doch wenigstens nicht Einer darunter, der nicht klar erkannte, was er und was die unermeßliche Menge um ihn wollte und that. Es war schlechthin unmöglich, über die Idee und über den Zweck dieser frommen Kundgebung zwei verschiedene Ansichten zu haben. Es war eine Erhebung Aller mit Herz und Sinn zu dem allgemeinen Vater der Menschen, zu dem segenspendenden Herrn der Welt, zu dem allmächtigen und allgütigen Gott, der will, daß wir ihn ehren durch die Uebung aller Tugenden.

Wir waren noch mit diesen Erinnerungen an die Romagna beschäftigt, als wir uns nach dem Ueberschreiten einer kleinen eisernen Brücke, die sich unter der Menge bog, gleichsam im Herzen des Genfer Festes, auf einem mit Bäumen bewachsenen Inselchen befanden, in dessen Mitte sich ein Standbild von Erz, in der römischen Toga und auf dem antiken Senatorenstuhl sitzend, zeigte. Und als wir näher getreten, konnten wir, obschon die Umstände uns rücksichtsvolle Bescheidenheit geboten, dennoch das Lachen kaum unterdrücken: wir standen vor dem Bilde des Philosophen von Genf! Die wackern Leute feierten den heiligen Johann Jakob Rousseau. Darauf waren wir freilich nicht gefaßt.

Die Sache war übrigens nicht zu kostspielig. Ein Gewinde von farbigen Glasglocken; über demselben ein Stern, ebenfalls von farbigen Gläsern; vier verwelkte

Blütenkränze an den Ecken des Fußgestells; ein Kreis von Lampen, die eben anfingen, das Bild des großen Mannes mit dem angemessenen Lichte und Weiherauch zu umgeben; einige Kähne auf dem See, mit Musikanten beladen, die nicht einmal so viel Takt hatten, um ihn durch einige Melodien aus seinem Dorfzauberer auch als Kompositeur zu verherrlichen; am andern Ufer ein spärlich erleuchtetes Wirthshaus und dabei Schwärmer und Raketen zur Belustigung der großen und kleinen Kinder: dieß war Alles. Der hauptsächlichste Glanz des Festes bestand aber in dem Zusammenfluß des Publikums; und wir sahen in der That eine hübsche Zahl von Genfer Damen und viele Bürgersleute, die ihre Kinder hinbrachten, und mit großen jungen Personen am Arm vor den Lampen auf und niedergingen. Ich hätte wohl gewünscht, mit diesen Familienvätern bekannt zu seyn, um sie fragen zu können, ob sie die Schriften des Mannes, den sie mit einer so stattlichen Bildsäule, mit so schönen Lampen und mit so sprechender Feier ehrten, auch ihren Töchtern zu lesen gäben. Der Lampenanzünder versah jedoch sein Amt mit so viel Würde und mit einem so sichern Gefühl seiner rühmlichen Bestimmung, daß wir alle ein lebhaftes Verlangen empfanden, seine Meinung über den Helden dieses Gepränges zu hören. Wir fragten ihn also, was dieß für ein Denkmal sey. Es ist, erwiederte er, die Bildsäule des großen Johann Jakob Rousseau. — Er war also ein Genfer? — Das will ich meinen und ein tüchtiger! — Was hat er denn

aber gethan? — Er hat gegen die Lumpenhunde, gegen die Pfaffen geschrieben.

Wahrlich ein Mitglied des großen Raths oder der ehrwürdigen Versammlung der Genfer Pastoren hätte nicht besser antworten können. Dieß allein ist das Wort des Räthsels von allen solchen albernen Huldigungen. Die Bürger von Genf, die Eitelsten aller Menschen wie sie unter allen Regierenden die am meisten aristokratisch Gesinnten sind, würden Jeden aus der Stadt vertreiben, dem es einfiele, die politischen Grundsätze Johann Jakob Rousseau's gegen ihre Autorität geltend zu machen. Weil aber seine Werke eine so reiche Fundgrube von Galle und Verruchtheit gegen die katholische Kirche sind, haben sie ihm Alles vergeben: die Schmach seiner Sitten, das Gift seiner Bücher, das Aergerniß seines Lebens. Darum hat man seinem unsaubern Andenken ein öffentliches Denkmal errichtet, und darum feiert man ihn ohne menschliche Scham mit öffentlichen Festlichkeiten; mit Festlichkeiten, wodurch sich niemand täuschen läßt, und von denen die Genfer selbst nicht zu reden wagen, ohne Etwas von Verachtung und Spott zur Schau zu tragen, weil man denn doch zur Rechtfertigung solcher Dinge nichts Erkleckliches vorzubringen weiß.

Solche beklagenswerthe Festlichkeiten haben übrigens außer der lächerlichen eine sehr ernste Seite. Dürfen wir bei der Betrachtung derselben vergessen, daß es ein anderes Leben gibt, wohin unsere Werke uns nachfolgen? und daß auch dieser Unselige nicht allein an die Barm-

herzigkeit, sondern auch an die Gerechtigkeit Gottes angewiesen ist? —

Da wir mit jedem Augenblicke befürchten mußten, daß man gesonnen sey, den Lampen, der Musik und dem Feuerwerk durch einige Reden im Genfer Styl noch mehr Gewicht und Bedeutung zu geben, so glaubten wir nicht länger verweilen zu dürfen. Ihr armen Weisen von Genf? dieß war unser gemeinsamer Gedanke bei der Heimkehr, lohnte es wohl der Mühe, daß ihr die geweihten Bilder zerstörtet, die Messe abschafftet, und die Verehrung der Heiligen ächtetet, um euer Volk, euere Frauen und Kinder in dem Götzendienste Johann Jakob Rousseau's zu unterrichten! —

Wir blieben nur kurze Zeit in Genf, und ich muß von den gegenwärtigen Sitten und socialen Beziehungen schweigen, weil ich sie aus eigener Anschauung nicht kenne, und die Verantwortlichkeit für die Schilderung derselben, wie sie uns von einer großen Zahl feindlich und freundlich gesinnter Reisender dargeboten wird, diesen um so lieber überlasse, als sie Volk und Land in der Regel nicht von der Seite auffassen und prüfen, welche mir zumeist am Herzen liegt. Im Aeußern und Allgemeinen soll man in Genf einigen Hang zur Anmaßung, Engherzigkeit, Wichtigthuerei und Geschraubtheit bemerken; gefällige Höflichkeit soll selten, anmuthige Zierlichkeit nirgends, Eitelkeit in jedem Hause zu finden seyn. Dieß ist wohl möglich, denn in diesen Eigenschaften scheint sich echte Genfer Abstammung zu offenbaren;

überdieß hat es die Reformation nirgends verstanden, dem gesellschaftlichen Leben wohlwollende Wärme, Herzlichkeit und feine Bewegung zu verleihen. Allein solche Dinge sind keine Todsünden; und noch einmal, Alles, was dem innern Familienkreise, der stillen Heimlichkeit des Hauses angehört, ist mir fremd geblieben. Müßte ich jedoch meine Meinung über das, was man in dieser Hinsicht gesagt und geschrieben, abgeben: so würde ich mich zu dem offenen Geständnisse gedrängt sehen, daß es mir wahrhaft unmöglich scheine, sich von sehr vielen Fehlern frei zu erhalten, wenn man seine Zuflucht nicht zum Gebete, zur Betrachtung, vor Allem aber zur Beichte und Buße nimmt. Und um Diejenigen zufrieden zu stellen, welche diese Gesinnung zu streng finden, setze ich schnell noch die Versicherung hinzu, daß ich nur nach Dem, was ich in mir selbst erfahren und erlebt, urtheile.

Ehe ich aber von Genf scheide, möchte ich mir lieber einen flüchtigen Blick auf die Geschichte seines politischen und kirchlichen Lebens erlauben. Auf diesem Boden zeigt sich reichliche Gewißheit; und wenn man auch schwerlich den Personen genügt, so genügt man um so leichter der Wahrheit.

Die Geschichte dieser Stadt ist bis zu dem Augenblicke, wo sich die Reformation mittelst der heimlichen Umtriebe französischer Flüchtlinge und der offenen Gewalt des Kriegsvolkes von Bern derselben bemächtigte, hinlänglich bekannt. Glaubt man den Geschichtschreibern, welche Calvin als den Wiederhersteller der Sitten ver-

herrlichen wollen, so war Genf damals hinsichtlich seiner Tapferkeit und Sittlichkeit eben nicht besonders gerühmt; und ohne Zweifel hat es in irgend einer Weise das Unheil verdient, welches gerade zu der Zeit über es ausgegossen wurde, die es als Quelle und Aufgang seines Glanzes preist. So begreiflich es übrigens ist, daß die reiche, dem Verkehre und Durchzuge der Reisenden wohlgelegene Stadt nicht ausschließlich von kleinen Heiligen bevölkert war: so ist es doch auch augenfällig, daß eine mäßige Verleumdung hier mit im Spiele ist. Denn daraus, daß sie sich nicht empörte, oder höchstens nur halb und halb empörte läßt sich viel natürlicher folgern, daß sie eine gerechte und milde Regierung als daß sie Mangel an Muth hatte. Bezeugten ja doch die Bürger von Genf im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts feierlich und urkundlich, daß sie und ihre Vorfahren unter der Herrschaft der Kirche seit vierhundert Jahren ein sanftes und freundliches Regiment erfahren hätten, und schlossen sie mit ihrem Bischof einen wahrhaft rührenden Vertrag ab, worin ihnen dieser versprechen mußte, seine weltliche Macht an Niemanden, wer es auch immer seyn möge, ohne Zustimmung der Gemeinde abzutreten; während sich diese dagegen verpflichtete, den Bischof und dessen Nachfolger gegen männiglich, vom fürstlichen Herrn bis zum Geringsten des Volks herab, der seiner Autorität entgegen seyn würde, zu vertreten und zu behaupten! Auch war es durchaus nicht die Gewohnheit, weder der katholischen Fürsten, ihre Völker

lange zu unterdrücken, noch dieser, die Unterdrückung lange zu ertragen. Außerdem besaß Genf unter der doppelten Oberherrlichkeit eines Fürstbischofs und der Herzoge von Savoyen eine wahrhaft liberale Gemeindeverfassung, und aus dieser dreifachen Gewalt gingen nothwendig viele Freiheiten, zugleich aber häufige, jedoch gefahrlose kleine Unruhen hervor.

Eben so wenig kann ich an den damaligen großen Verfall der Sittlichkeit glauben. Die Stadt besaß sieben Spitäler; es fehlte sohin weder bei den Regierenden noch bei den Unterthanen an einer sehr thätigen Menschenliebe, einer christlichen Tugend, die nur mit einem schönen Gefolge anderer Tugenden in unserm Herzen wohnt. Auch erhielten drei oder vier Klöster, männliche oder weibliche, ihre zahlreiche geistliche Bevölkerung von den Familien Genfs, und alle zeigten bei der Zerstörung ihrer geweihten Asyle die muthigste Anhänglichkeit an ihre heiligen Gelübde. Es fehlte also auch nicht an Glauben. Nun kann aber eine Stadt, wo Solches sich offenbart, unmöglich in dem Maße verdorben seyn, wie man es zu versichern beliebte, und um das Entscheidende im kürzesten Ausdrucke zu fassen: der Widerstand, welchen der Abfall von der Kirche hier erfuhr, spricht genügend und klar. Der Vorzug, welchen man, der Strenge des alten Glaubens gegenüber, der bequemen Leichtfertigkeit des Gewissens, wie sie der neue Glaube begründete, ertheilte, läßt es nicht verkennen, daß sich die Mehrheit der Einwohner die Kraft zutraute, ihr Heil zu wirken, ohne daß

eine dienstfertige Hand den Weg erst zu ebnen brauche. Gewiß, wäre der heilige Franz von Sales einige Jahre früher gekommen, er hätte dieses Feld in andrer Weise bebauen können, als Calvin.

Franz der erste von Frankreich, der wie alle Fürsten seiner Zeit eine besonders zarte Aufmerksamkeit für die Wissenschaften zu Markte trug, hatte sich eine hübsche Zahl griechisch und hebräisch angestrichener sogenannter Doctoren aus Deutschland verschrieben. Diese Professoren, größten Theils von einer sehr zweifelhaften Wissenschaft, dafür aber grundgelehrt in der allgemeinen Unwissenheit, waren sämmtlich von der neuen Irrlehre angesteckt. Auch war es vor Allem diese und nicht die nützlichen Studien, die sie fördern konnten und wollten, und sie leisteten darin nur allzuviel. Ein prunkender Kram falscher Weisheit brachte sie in die Mode; und da es viel bequemer war, an das Heil der Seelen ohne müheselige gute Werke zu glauben, als syrisch und chaldäisch zu lernen, so wurden die Jünger bald zahlreich. Ihre ersten Eroberungen machten sie an ein Paar Hundert Individuen aus der untersten Volksklasse und an einigen liederlichen Weibern des Hofs. Hier steht Margarethe von Navarra an der Spitze, dann kam die Herzogin von Etampes, dann Clemens Marot und so ging es im ähnlichen Verhältnisse fort. In kurzer Zeit wurden sie die Führer eines Heers von Ignoranten und eines schönen Bundes von Ausschweiflingen. Was gar nicht zu räsoniren wußte, so wie, was zu viel räsonirte, lief

ihnen zu; die einen von einem unklaren Triebe oder von vagen Hoffnungen der Freiheit fortgerissen, die andern um dem Zwiespalte und der Unruhe des Innern zu entgehen, die bei der damaligen Macht des Glaubens von einem unsittlichen Leben unzertrennlich waren. Denn, man kann nicht oft genug darauf aufmerksam machen, am Glauben fehlte es nicht, die Geistlichkeit hatte ihn nicht erlöschen lassen. Was aber fehlte, das war der Muth, und was verführte, das war die unselige Lehre, daß der Glaube ohne Werke genüge. Man wollte selig werden, aber auf einem minder beschwerlichen Wege; und darum wurde es den Neuerern so leicht, so viele Unglückliche zu verblenden. In unsern Tagen freilich wechselt man keinen Glauben, man verliert nur den, welchen man noch hat; allein um mit den Menschen bis zum Unglauben vorzudringen, mußte man mit ihnen zuvor den Irrglauben durchwandern.

Endlich, aber leider zu spät, öffnete Franz die Augen, und in der That, das Schauspiel, welches Deutschland und auch schon Frankreich darbot, war wohl geeignet, den Christen wie den Fürsten zu erschrecken. Strenge Maßregeln wurden nun ergriffen, von denen sich kaum die erste Anzeigen entdecken ließen, als auch schon jene Doktoren, die niemals nach dem Marterthume lüstern sind, in der Stille zum Wanderstabe griffen, und mit vielen ihren Jüngern eine Zuflucht zu Genf suchten, das sich so mit einer neuen Bevölkerung vermehrte. Zwar war es eine Bevölkerung von schlechtem Gehalte; gebildet von

unruhigen Köpfen, von Menschen, denen die Beschwichtigung ihres Gewissens Noth that, von abtrünnigen Priestern, die heirathen wollten, von Individuen, die sich, wie Brantome sagt, allzu ausgibige Jugendstreiche vorzuwerfen hatten, und die sämmtlich, während sie sich der Gerechtigkeit entzogen, vor der Verfolgung zu flüchten versicherten. Allerdings kann eine soche Ueberschwemmung in den Sitten eines Landes eine große Veränderung bewirken; von welcher Art wird aber diese Veränderung seyn? Darüber habe ich nun eine andere Ansicht als die calvinischen Schriftsteller, und ich glaube nicht ohne zureichenden Grund.

Die Anwesenheit der französischen Flüchtlinge gab sich gleich im Anfange durch Empörungen kund; und da sie von Freiburg und Bern Unterstützung erhielten, war die gesetzmäßige Macht von Savoyen so wie jene des Bischofs bald gebrochen, und die Reformation nicht ohne Schmach und Kosten der Stadt eingeführt. Jetzt waren denn die Genfer frei und reformirt, und erlebten auch die Freude, die Verheirathung eines Priesters, des Franziscanerguardians Jakob Bernhard, mitzufeiern. Sein Beispiel fand jedoch wenig Nachahmung, denn nur eine einzige Klosterfrau vom Orden der h. Klara trat in die Welt zurück.

Furchtbare Ausschweifungen und ein gräuliches Chaos folgten diesen ersten Schritten auf dem Fuß. Die Unzahl der Sekten und Parteien verwandelte die Stadt in eine aufgelöst'te und gährende Masse; und jetzt trat der

Augenblick ein, wo die Sitten von Genf verrucht erscheinen, und seine Geschichte schamroth macht. Die gleichzeitigen Schriften bezeugen dieß, und selbst die schonendsten sagen noch zu viel. Unter diesen Umständen ließ es Gott zu, daß Johann Calvin Führer dieses Volks wurde.

Er war damals ohngefähr dreißig Jahre alt, klein, mager, schwarzbraun. Die Herrschgier offenbarte sich im zornfunkelnden Auge, in der kreischenden Stimme, und vielleicht niemals war ein Mensch besser zu einem schrecklichen Sektenführer ausgestattet. Schon an zwanzig verschiedenen Orten mit der öffentlichen Verachtung beladen, fand er darin Grund genug, das Menschengeschlecht zu hassen. Kalt, hochmüthig, rachsüchtig, durch den Schein heuchlerischer Strenge abstoßend, wußte er in keiner Weise Anhänglichkeit, Vertrauen, Ehrerbietung oder Achtung einzuflößen; was er war und besaß, erregte nur Furcht. Gewandt, thätig und keine Anstrengung scheuend; unterrichtet genug, um zu verlocken, und eitel genug, um nie an sich zu zweifeln; dabei so gierig nach der Gewalt, daß er keine andern Genüsse mehr suchte, mochte er leicht Reichthümer und Vergnügungen entbehren. Hoher Priester von Genf durch die oberste Gewalt in Religionssachen, erhob er sich durch die Macht, die er sich in der Regierung zu verschaffen wußte, auch zum Diktator. Nichts geschah gegen seinen Willen, wohl aber geschah Alles, sobald er es befahl. Die französischen Flüchtlinge hielten seine Autorität leicht aufrecht, und wurden ihrer Seits wieder durch solche geschützt. Und da

sie unter ihm wirklich die Herrn der Stadt waren, hatten die Genfer durch ihren Aufruhr und Glaubensabfall nicht einmal die Herrschaft im eigenen Hause gewonnen.

Widerstand war übrigens nicht rathsam, und wer zu Genf sein theoretisches Recht der freien Untersuchung mit einigem Erfolg in Ausübung bringen wollte, mochte für sein Leben Sorge tragen. Denn Calvin, der weder Widerspruch noch Mitbewerbung ertrug, wies Jedem, der ihm gegenüber dogmatisiren wollte, unbedenklich den Scheiterhaufen als Lehrstuhl an, und überhäufte jene, die er in anderer Weise nicht erreichen konnte, wenigstens in seinen Schriften mit gehässigen Schmähungen. So wie man sich aber seinem Glaubensgebote fügen mußte, mußte man sich auch nach dem Scheinbilde seiner Sitten richten; und um dies zu Stande zu bringen, gründete er zu Genf eine Tyrannei ohne Gleichen, indem er seinem Charakter gemäß strebte, die Grundlagen und Keime der Moral, die in seiner Religion keine nährende Stätte hatten, durch die grausame Strenge der Strafen zu ersetzen. Kerker, Pranger, Staupbesen, Tod wurden nun die gewöhnlichen Zucht- und Bildungsmittel. Wenn es sich solche Verlorene einfallen lassen, für die öffentliche Sittlichkeit zu wirken, so wird diese Sittlichkeit selbst, wie Alles, was durch sie geschieht, verhaßt. Ihr Thun ist nur Verfolgung, nicht Bestrafung; und wenn die Leutseligkeit, der Anstand, die Redlichkeit auf keinem andern Grunde ruhen, als auf der Furcht vor menschlicher Züchtigung: so birgt sich unter der lügnerischen

Strenge der äußern Erscheinung eine ungeheuere Verdorbenheit, und man begeht schamlos jedes Verbrechen, welches man dem Auge der Welt zu entziehen hofft. Von Calvins unversöhnlicher Wuth gegen Nebenbuhler und Beleidiger gibt die Geschichte furchtbares Zeugniß, und es genügt, an die Enthauptung des Epiphanes und Gruet und an dem qualvollen Feuertod des Servet zu erinnern. Das Verbrechen dieser Unglücklichen hatte übrigens in nichts Anderem bestanden, als daß der erste, früher Bischof von Nevers und Apostat, oftmals von dem Magistrate zu Rath gezogen wurde, die beiden andern aber, besonders der Spanier Servet, in polemischen Schriften gegen den ausschließlichen Reformator aufgetreten waren.

Auch der Generalkapitain Amy Perrin, einer der eifrigsten und angesehensten Anhänger der Reformation, mag hier erwähnt werden. Als er zur Probe seiner Begeisterung für das neue Licht, den Stein des Hauptaltars aus der Kathedrale auf den Platz, wo die Hinrichtungen stattfanden, bringen, und zum Blutgerüste für die Verbrecher einrichten ließ: gewann ihm diese thierische Verruchtheit die allgemeine Gunst und Verehrung. Doch Calvin, der wohl die That, nicht aber die dadurch erlangte Autorität leiden mochte, beschloß um so mehr seinen Untergang, weil Perrin den französischen Flüchtlingen abgeneigt war. Er wurde also angeklagt, die verrätherische Ermordung der Franzosen beabsichtigt zu haben, auf Calvins Wort verurtheilt, und als der Erste

auf dem verhängnißvollen, geweihten und entweihten, Altarstein unter den Zeichen der entsetzlichsten Qual und Verzweiflung enthauptet. —

Calvin starb im Jahre 1564, aber sein Werk überlebte ihn. Genf, wie er es gestaltet und eingerichtet hatte, sollte zur Genugthuung jener zürnenden Gerechtigkeit bestehen, die noch die fernen Geschlechter erreicht. Die Genfer Pastoren folgten eifrig den Fußstapfen ihres Meisters. Als man keine Dissidenten mehr zu verbrennen fand, lernte man die Hexen verbrennen, und mit Ausnahme einiger Gegenden von Norddeutschland besonders der braunschweigischen Lande, waren diese Hinrichtungen wohl nirgends so zahlreich als hier. Nebenbei begegnen wir Hunderten von Aechtungen, Verbannungen, so wie von Verordnungen und Aufforderungen des Consistoriums, die alle das Gepräge der albernsten und kleinlichsten Bigotterie tragen; Verboten: den Savoyarden Mathematik zu lehren, Spitzen und Tuchwaaren zu tragen, im Wagen zu fahren, in Pantoffeln auszugehen, auf dem Ball kalte oder warme Fleischspeisen oder kleines Zuckerwerk zu genießen, und gar vielen ähnlichen Erzeugnissen der reformirten, befreiten und vergeistigten Menschenvernunft. In Allem und Jedem erkennt man den engen, spießbürgerlichen Neid und die griesgramige Laune der geistlichen Vorstände einer irrgewordenen Kirche, die dem Publikum alle schuldlosen Vergnügungen, welche sie selbst Anstands halber nicht mitgenießen dürfen, untersagen möchten; so daß man, ohne

den Vorwurf eines boshaften Witzes zu fürchten, wohl behaupten darf, diese Bannstralen gegen die Juwelen und entzierten Kleider seyen größten Theils von den zarten Händen der Pastorenfrauen in die putzsüchtige Welt geschleudert worden.

Bricht aber ein großes Unglück über die Stadt herein, erscheint z. B. die Pest, die sich während hundert langer Jahre Genf zum Wohnsitz erwählt zu haben schien, wieder in ihren Mauern, gilt es, Aufopferung und Ergebung zu zeigen und den Leidenden beizuspringen: dann vernehmen wir von dem ehrwürdigen Consistorium eine ganz andere Sprache. Die eifrigen Apostel des geschriebenen Worts, so wacker und muhig gegen Pantoffel und goldbesetzte Kleider, weigern sich, im Spitale zu erscheinen, und bitten den großen Rath, ihnen diese menschliche Schwäche zu verzeihen, da ihnen Gott die Gnade: der Gefahr zu trotzen, nicht verliehen habe. Die amtlichen Akten, welche dies bestätigen, bestätigen zugleich, daß die öffentliche Sittlichkeit beiläufig auf gleicher Höhe mit dem geistlichen Muthe gestanden; so wie uns auch die Geschichte belehrt, daß diese so angesehenen, so einflußreichen Männer bei ihren Mitbürgern die Eintracht nicht besser als die Tugend festzuhalten wußten. Von 1558 an bis 1746 griffen die hadernden Parteien ohngefähr dreißig Mal zu den Waffen; diese Kriegswuth zeigte sich aber bei verschiedenen Wiederholungen Frankreich gegenüber in gar seltsamer Weise zahm und plattgedrückt, und Genf fand bei diesen Gelegenheiten in den wohlver-

sehenen Zeughäusern seines innern Kriegslebens nicht ein einziges brauchbares Gewehr zum Widerstande gegen die Fremden. Doch genug! Feige Ueberfälle und Raufereien zwischen den Rotten gleichhasenfüßiger Prahlhänse; Ueberfluß an Aufruhr und niedrigem Hasse; fortwährende Zänkereien; Uebermuth auf der einen und Neid auf der andern Seite; wenig Vaterlandsliebe; keine Verbrüderung; zweifelhafte Sitten und unzweifelhafte Verruchtheit; beispiellose Unduldsamkeit und eine Eitelkeit, deren maßlose Poßierlichkeit Europa belächelt: dies zusammen bildet und füllt die dreihundertjährige Geschichte des reformirten Roms. Nicht eine heldenmüthige That erhellt das widerwärtige Bild; dies ist das Volk, wie es sich unter den Lehren und Priestern Calvins entwickelt hat!

Und dies Gemälde, es gleicht in vielen Dingen noch heutiges Tags. Genf, durch Europäische Verträge vergrößert, versucht allerlei prunkende Schauausstellungen von republikanischer Tugend, schweizerischer Gutmüthigkeit und philosophischer Freisinnigkeit. Faßt man jedoch das Verhältniß der Zeiten und Sitten ins Auge, so entdeckt man nicht mehr Toleranz und Vaterlandsliebe als früher. Der Coterie- und Sektengeist ist hier noch immer zu Hause; die Regierung drückt und preßt ihre Paar Hunderte von Unterthanen nach Möglichkeit, und das ehrwürdige Consistorium quält mit aller seiner ärmlichen Pygmäenkraft diejenigen, die es nicht mehr auspeitschen, ertränken, verbrennen oder hängen lassen kann. Lange schon weiß dieser irrgläubige Klerus nichts großentheils mehr von

der Religion Calvins, oder von irgend einer Religion; ja er selbst weiß so wenig, wie irgend ein anderer Mensch, was er überhaupt in geistlicher Beziehung ist; weswegen die höchste Forderung darin besteht, daß jene Pastoren, welche Theologie zu lehren haben, den zum Bezuge ihres Amtsgehaltes erforderlichen Betrag von Glaubenslehren abliefern können. Dabei wächst ihr herber Eifer, die Katholiken, so viel thunlich zu peinigen, nur noch mehr. Diese Stellung der Staatsgeistlichkeit, ruhig, angesehen, gut gezahlt, erscheint ihnen sehr bequem, und sie scheuen kein Mittel, um sich darin zu behaupten. Wer Geschäfte in Glaubensartikeln macht, muß eben so unbeugsam seyn, wie ein Fanatiker, und so wird es begreiflich, daß ihre Vorfahren niemals mehr Wachsamkeit gegen die Dissidenten bewiesen, als sie selbst heutiges Tags gegen Concurrenten jeder Art. Leicht und gerne enthalten sie sich des Glaubens, aber des guten Tisches wollen sie sich nicht enthalten; und nach ihren Predigten scheint es auch, daß sie die Dreieinigkeit, die Erbsünde, die Nothwendigkeit der Taufe und übernatürlichen Gnade, die Gottheit Christi, die Erlösung und die Ewigkeit der Strafen als Dinge, die sämmtlich die Einfachheit des Glaubens stören, nicht sehr hoch im Preise stellen, dagegen bis zum Tode — mit Ausschluß desselben — behaupten und verkünden, daß der Papst der Antichrist sey, weil sie davon leben.

Die geistlichen Hirten von Genf wußten stets mit vielem Talent und Geschick die Katholiken von sich zu entfernen oder durch Andere entfernen zu lassen.

Zwar brachte ihre Sucht, Proselyten zu machen, viele dicke Bücher zur Welt, dennoch wollten sie niemals im nahen Bereiche ihrer Katechismusschüler seyn, und es ließe sich ein Buch über die Hülfsmittel schreiben, die sie bis zum Jahre 1789 ersonnen haben, um jene in einem erklecklichen Abstande von sich zu halten. Doch die Blütenzeit ihrer schöpferischen Erfindungsgabe datirt von dem Augenblicke an, wo zwanzig katholische Pfarreien, von Savoyen abgetrennt, zu ihrem großen Verdruße das Genfer Gebiet in einen gemischten Kanton umgewandelt und die Nothwendigkeit herbeigeführt haben, dem alten Glauben auch in der Hauptstadt Calvins einiges Bürgerrecht einzuräumen. Die Umtriebe, die sie der Regierung einflüstern, um den Vollzug des Vertrags zu vereiteln, und den neuen Mitbürgern ihre augenscheinlichsten Rechte zu verweigern, sind gehäßig und lächerlich zugleich, und zeugen in dieser doppelten Beziehung von ihrer Furcht wie von ihrem feindseligen Grolle.

Mag es mir vergönnt seyn, aus der widerwärtigen Masse einige Züge, die der gepriesenen Civilisations- und Freisinnigkeitsepoche der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis jetzt angehören, hervorzuheben. Am 17. März 1761 wurde bei einer Strafe von zehn Thalern verboten, aus der Stadt zu gehen und die Ceremonien mit Procession zu sehen, welche der Bischof von Annecy in dem benachbarten Grand Sacconey feierte. Im Jahre 1779 schlug man dem Ministerresidenten von Frankreich vor, stets auf Staatskosten einen Wagen für ihn bereit zu hal-

ten, damit er die Messe außerhalb der Stadt hören möge; allein er war ungefällig genug, diesen Vorschlag nicht anzunehmen, sondern die Messe in seinem Hotel für Jedermann lesen zu lassen. 1793 stimmte das revolutionäre Genf, welches sich keineswegs gegen die Einsetzung von Revolutionstribunalen nach dem Muster der französischen erklärt hatte, gegen den Vorschlag: den Katholiken die freie Uebung ihres Glaubens zu gestatten; was freilich weniger überraschend erscheint, wenn man weiß, daß man noch 1789 Protestant werden mußte, um sich zu Genf ansässig zu machen. Von 1798 an bis 1814 war es den Katholiken untersagt, ihre Todten innerhalb des Stadtbezirkes zu begraben. Seit dem Jahre 1814 aber folgen sich in den neu erworbenen katholischen Pfarrgemeinden ununterbrochen Störungen des Gottesdienstes und der kirchlichen Feste so wie Quälereien jeder Art. Die Errichtung eines Glockenthurms an der Kapelle des engen und unwürdigen Kirchhofs, den man endlich den Katholiken eingeräumt, wird nicht gestattet; katholische Gefangene verlangen einen Priester ihres Glaubens, und man sendet ihnen einen protestantischen Laien, der beauftragt ist, ihnen so viel vorzulesen, als sie wünschen; wenn ein katholischer Priester der Regierung von Genf mißfällt, so bedarf es durchaus keiner nähern Untersuchung oder rechtlichen Verhandlung, sondern man beabschiedet ihn, schickt ihn fort, verbannt ihn für immer, und er mag leben, wo und wie er kann; wobei nicht übersehen werden darf, daß dem Souverain mißfallen so viel heißt, als ein wahrer Katholik im Glau-

ben und Thun seyn. Zwar wurde durch Beschlüsse der hohen Tagsatzung vom 20. August 1816 und 3. September 1819 ausgesprochen, „daß alle Kantone die geeigneten Maßregeln ergreifen sollten, damit keine Schriften erscheinen, welche die Herabwürdigung oder Schmähung einer oder der andern von den zwei in der Schweiz herrschenden Confessionen beabsichtigten;" indessen wissen die Katholiken überall, wie es mit Gesetzen der Art gehalten wird, und nur das Maß, mit welchem die Genfer Pastoren ihren Haß und ihre kecke Unwissenheit ausmessen, ist beachtenswerth. Die katholische Religion und ihre Diener werden in öffentlichen Schriften schamlos angegriffen und verleumdet; die erhabensten Dogmen werden mit unsäglicher Gemeinheit verzerrt, die heiligsten Mysterien dem Spotte von Ignoranten preisgegeben, die schmählichsten Flugschriften unermüdlich verbreitet. Wollen aber die Katholiken darauf antworten, dann werden ihre Schriften unterdrückt und wohl schon in den Druckereien mit Beschlag belegt, denn für sie besteht keine Preßfreiheit und kein Recht der Vertheidigung.

Doch konnte es diese Tyrannei und Ungerechtigkeit mit ihrem Trosse von frommen Betrügereien, Predigten und Flugschriften nicht verhindern, daß die Zahl der Katholiken in diesem Augenblicke bereits auf acht Tausend gestiegen, und daß die wahrhaft religiöse Bevölkerung Genfs beinahe ausschließlich unter diesen achttausend Gläubigen zu finden ist. Die Kirche, die man ihnen nach langem Sträuben bewilligte, ist freilich um drei Viertheile zu klein,

und man könnte darin ersticken, während man in den protestantischen Tempeln sehr gut einige Oefen brauchen könnte. Auch sind diese achttausend Katholiken, worunter viele Arme, nur bei einer einzigen milden Stiftung französischen Ursprungs mitberechtigt; während ihr Pfarrer nicht einmal Mitglied der Verwaltung ist, und alle andern sehr zahlreichen und reichen Wohlthätigkeitsanstalten nur protestantisch und für Protestanten sind, die sich auch deswegen, und um das Gehässige dieses Mißverhältnisses ein wenig zu verhüllen, „alte Genfer" nennen.

Die Gesammtbevölkerung des Kantons theilt sich in 33562 Protestanten und 24995 Katholiken. Gewiß entspricht die Dotation der protestantischen Geistlichkeit mit 65000 Frcs. und der katholischen mit 38000 Frcs. diesem Zahlverhältnisse in dem Maße immer weniger, in welchem man den Umfang der katholischen Kirchendienste und Seelsorge mit den protestantischen gründlich vergleicht. Damit aber die Katholiken solche Beeinträchtigungen noch schärfer empfinden, läßt man sie im Jahre 1835 zu den Ausgaben für ein absichtlich ersonnenes Schau- und Prunkspiel, Reformationsjubelfest genannt, beisteuern. Der Staatsrath zählt unter 24 Mitgliedern 2 Katholiken, der Repräsentantenrath unter 274 höchstens 8 Katholiken, und die Abgeordneten zur Tagsatzung sind ohnehin alle Protestanten. In dem für beide Confessionen bestimmten Collegium sind alle Professoren Protestanten; die Schulen stehen ausschließlich unter den reformirten Pastoren, und unter den eilf Mitgliedern des Gemeinderaths befindet

sich, und das erst seit 1835, ein Katholik. Ganz unglaublich erscheinen aber die Belästigungen und Hindernisse, die man den Heirathen der Katholiken auf dem Lande entgegenstellt; und man wird zu dem Verdachte genöthigt, daß man die katholische Bevölkerung, weil man sie nicht protestantisch machen kann, durch alle erdenklichen Mittel und mit Verachtung aller gesetzlichen Bestimmungen und Verträge wenigstens verderben wolle. Doch sie ist nicht verlassen, und vergeblich wird die ehrwürdige Gesellschaft der reformirten Seelenhirten die Mittel zerstören wollen, die sie zu ihrer Selbsterhaltung besitzt: das Gebet, die Wachsamkeit der Priester und die Hülfe von oben. Die göttliche Vorsehung hat den Katholiken Genf im klaren Lichte gezeigt; sie will, daß die Genfer auch die Katholiken schauen sollen, wie sie sind.

Ich genüge zugleich einer Pflicht und dem freudigen Drange des Herzens, wenn ich hier meine tiefe Verehrung gegen den würdigen Priester Vuarin ausdrücke, der seit dreißig Jahren Pfarrer in Genf und so glücklich ist, in allen katholischen Priestern des Kantons treue Mitarbeiter zu finden. Dieser treffliche Geistliche, dessen wissenschaftliche Bildung seiner Tugend gleichkommt, ist im Schooße des Calvinismus die Schutzwehr und Stütze der wieder aufblühenden Kirche. Nie besaß eine Herde von Gläubigen ein wachsameres Oberhaupt, einen rascheren Vertheidiger und einen zärtlicheren und großmüthigeren Vater. Immer auf dem Punkte, wo es gilt, immer bereit, mit seiner Person, mit seinem Ver-

mögen und mit seinen umfassenden Kenntnissen für die gute Sache einzustehen, hat er der ehrwürdigen Genossenschaft der Pastoren und dem hochmögenden Rathe manche bittere Stunde gemacht, wofür ihn alle Redlichen segnen werden. Unermüdlich seinen festen Willen verfolgend, erhebt er Klage gegen jede Ungerechtigkeit, die begangen, dringt er, wenn auch oftmals vergeblich, auf die Vergütung jedes Schadens, der den Katholiken zugefügt wird, ergreift er mit frommem Eifer jede Gelegenheit, wo er für seinen Glauben und seine heilige Religion zeugen kann. Es würde mich mein Leben lang schmerzen, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, bei meiner Durchreise durch Genf mich vor diesem herrlichen Priestergreise, der unter drei Päpsten, die sein Verdienst gerecht anerkannten, die höchsten kirchlichen Würden sich verbat, um den Ehrenposten, den er so rühmlich behauptet, nicht zu verlassen, in liebevoller Verehrung zu beugen.

Lausanne.

Lausanne zeigt sich dem Auge so heiter, hübsch und malerisch, wie irgend eine Stadt und Gegend. Es hat eine reitzende Aussicht auf den See, auf die Ebene, auf das Gebirg; ist von seltsamen Gäßchen durchschnitten, mit wunderlichen Denkmalen besät, mit gar launenhaft mißwachsenen Treppen ausgestattet, und besitzt eine der schönern Kathedralen von Europa, die im Jahre 1000 begonnen, im Jahre 1275 eingeweiht wurde, und durch Umfang, Höhe, Baustyl, so wie durch 472 Säulen im Innern, wovon 200 einhundert Fuß hohe das Schiff tragen, allgemein Bewunderung erregt. Doch etwas fiel dem Eintretenden schwer auf das Herz: Lausanne war katholisch und ist es nicht mehr; es hat ein Bisthum, aber keinen Bischof; es hat eine herrliche Kirche, aber kein Priesterthum, kein Opfer, keinen mit Leib und Blut gegenwärtigen Gott.

Unter dem stets sehr milden Regimente seiner Bischöfe, das sich im Laufe der Zeiten beinahe ganz auf geistliche Angelegenheiten beschränkt hatte, war Lausanne

an Frieden und Freiheit reich geworden, als sich Bern, welches schon früher den größten Theil des Wadtlandes ohne Schwierigkeit weggenommen, sich am ersten April 1536 der bischöflichen Stadt durch einen Handstreich bemächtigte. Widerstand wurde nicht geleistet; und sobald die neue Herrschaft begründet war, gewann auch die Irrlehre Raum und Anhänger, und die vorher wirkungslosen Predigten der beiden zwanzigjährigen Glaubensverbesserer aus der Dauphine, Farel und Viret, machten jetzt in Verbindung mit den Berner Kriegsleuten einen so lebendigen Eindruck, daß der Erfolg bald nicht mehr zweifelhaft blieb. Wie aller Orten wurden auch hier dem Volke hinsichtlich seiner Rechte und Vorrechte Verheißungen gemacht, die man niemals erfüllte; und da man ihm Einiges von dem Besitzthume der Geistlichkeit zur Plünderung überließ, fand man es in Allem willig und gelehrig. Doch aus dem Verluste der Religion ging sehr bald der gänzliche Verlust der Freiheit nur um so leichter und entschiedener hervor, und dritthalb Jahrhunderte haben jene feige Unthätigkeit der Bewohner von Lausanne durch die demüthigenste Unterdrückung bestraft. An die Stelle der Priester und Mönche, die ihnen als gütige Herrn Trost und Unterricht gewährten, und hier wie überall durch christliche Liebe, Wissenschaft und Glauben jene wahre Mündigkeit des Menschengeschlechts vorbereiteten, welche die Kirche immer will und erstrebt, traten die Oligarchen von Bern, um sie unter ein ermattendes Joch zu zwingen, und der übermüthigen

Habsucht der Landvögte und, was noch schlimmer, der sittlichen Beschädigung des Sektenunfugs preiszugeben. —

Lausanne war im Anfange des Jahrs 1838 Zeuge eines sonderbaren aber lehrreichen Schauspiels. Sämmtliche geistliche Hirten des Kantons Wadt hatten sich in einer Synode vereinigt, wo der Zustand der protestantischen Landeskirche durch ihre eigenen Diener der Welt bloßgestellt wurde. Vierunddreißig Geistliche, Männer von wissenschaftlicher Bildung, von Talent und allzu redlich, um sich schon zum voraus über einen günstigen Komödieneffekt verständigt zu haben, versammelten sich zum Entwurfe einer Organisation der Nationalkirche, den sie nach dem Befehle des Staatsraths des Kantons in öffentlichen Sitzungen zu fertigen hatten. Die Verhandlung wurde mit der Vorfrage eröffnet: was ist die Kirche? und mußte, da ein Organisationsentwurf für eine Nationalkirche unter dem Vorbehalte, der Genehmigung des großen Raths zu Stande kommen sollte, im Wesentlichen folgende Fragen umfassen und lösen: Ist ein Glaubensbekenntniß nothwendig? Welches? Soll es als unwandelbar erklärt werden? Soll es Glaubensregel oder bloß Unterrichtsregel werden? Welcher Antheil an dem Kirchenregimente soll den Laien eingeräumt werden? Schon bei der Vorfrage zeigten sich drei verschiedene Richtungen, indem die Kirche einmal als eine wirkliche Lehranstalt, dann als eine bloße Genossenschaft und endlich als eine Vereinigung beider

Begriffe definirt wurde. Die Nothwendigkeit eines artikulirten Glaubensbekenntnisses wurde mit gleicher logischer Schärfe und mit gleich entscheidenden Gründen von der einen Seite geleugnet, von der andern bejaht, indem die ersten unwidersprechlich bewiesen, das jedes protestantische Glaubensbekenntniß, dem Prinzipe des Protestantismus gegenüber, eine radikale Folgewidrigkeit in sich schließe; die andern ebenso unwidersprechlich darthaten, daß der Mangel eines solchen unvermeidlich zur religiösen Auflösung und Anarchie führe. Indessen stimmten dennoch einunddreißig von zweiunddreißig für die helvetische Confession, als einer gegebenen, für Staatseigenthum anerkannten; was aber durch die, von einundzwanzig gegen acht ausgesprochene Modifikation: „bezüglich auf das, was das Dogma betrifft" um so weniger bedenklich erschien, als man den Begriff des Dogma und des ihm Angehörigen nicht näher bestimmte. Uebrigens wurde die durch einunddreißig Stimmen für Alles, was das Dogma betrifft, angenommene Confession jetzt durch einundzwanzig Stimmen von zweiunddreißig wieder als im Wesentlichen wandelbar erklärt; die darauf folgende scharfsinnige Erläuterung der Majorität machte jedoch auch das wieder unanstößig, indem sie lehrt; Ein Glaubensbekenntniß ist keine Glaubensregel; denn die Bibel enthält, was jeder glauben muß, die Confession aber nur, was der Schriftgelehrte glaubt und lehrt. Der Antheil der Laien an dem Kirchenregimente wurde endlich in zweierlei Weise anerkannt, indem die Majorität für die

Aufnahme der Laien in den Lehrkörper selbst, die Minorität aber für die Ausschließung davon stimmte, dagegen in dem großen Rath und in dem Staatsrathe die gesetzgebende und verwaltende Macht der Kirche erblickt, sich also auf die Regierung, wie jene auf die Demokratie stützen will. Die Competenz der Regierung im Punkte der Doktrin wird zwar zuletzt von sechzehn Gliedern zugegeben und von sechzehn verweigert, der Vorwurf unbescheidener Begehrlichkeit jedoch mit zarter Sorgfalt vermieden, indem eine Stimme ausruft: ich verlange ja nicht mehr für die Kirche, als was einer religiösen und christlichen Gesellschaft zukommt, und dringe nur darauf, daß wir dem Staatsrathe vorschlagen, die Kirche doch Etwas seyn zu lassen.

So sehen wir die Fundamentalsätze des Christenthums förmlich und feierlich in Frage gestellt, die Glieder der Synode aber vor aller Welt Augen zu dem öffentlichen Beweise und Bekenntnisse genöthigt, daß sie sich über keinen Punkt vereinigen, dabei aber auch in der Bedrängniß ihres Geistes und Herzens sich nicht enthalten können, ihre entgegengesetzten Ansichten über die ersten Elemente des Glaubens, ihre verhängnißvollen Inkonsequenzen, ihre eben so unvermeidlichen als unaufhörlichen Widersprüche und endlich die volle Nutzlosigkeit jeder Anstrengung: die falsche Stellung, welche der Protestantismus ihnen angewiesen, innerhalb des Protestantismus zu verlassen, urkundlich und augenfällig in einem großen Foliobande aufzuzeichnen.

Bei diesem Schauspiele gedenken wir der Worte des Apostels: „wenn Jemand anders lehrt, und nicht bei der Lehre bleibt, die zur Gottseligkeit führt, der ist aufgeblasen, und weiß nichts, sondern kränkelt an Streitfragen und Wortkämpfen, woraus entspringt Neid, Hader, Lästerung, böser Argwohn und Schulgezänk der Menschen, die verderbten Sinnes und der Wahrheit beraubt sind" — und indem wir demüthig Gott für die Gnade danken, die er uns Unwürdigen geschenkt, beten wir für die verirrten, rathlosen Brüder.

Vevay.

Ich traf eines Tages in dem Genfer Eilwagen mit einer schweizerischen oder flämmischen Dame zusammen, die jeden Falls schon etwas über das mittlere Alter hinaus war. Sie hatte sich indessen den Schein eines Rechtes auf Ansprüche der Jugend bewahrt, und machte davon Gebrauch. Uebrigens zeigte das gute Geschöpf die eifrigste Sorge für ihr Pflanzenleben, und ein Gran Salz zu viel oder zu wenig in der Suppe, ein um eine halbe Sekunde zu lange gesottenes Ey, bereiteten ihr schwere Prüfungen, die sie überall durch das Anordnen bestmöglicher Bedienung zu vermeiden suchte; sie war die Gesundheit und Behaglichkeit, der Appetit und Schlummer, die Ruhe und Sicherheit selbst. Sie kannte keine Furcht, als umgeworfen zu werden; kümmerte sich um nichts als um die Essensstunde, und fühlte für nichts eine zärtliche Neigung als für ihre Hutschachtel. Plötzlich zeigt jemand von der Gesellschaft auf einem Glockenthurm mit den Worten: Siehe da Vevay! und augenblicklich stürzt sich unsere

dicke Dame mit einer so raschen Bewegung gegen den Kutschenschlag, daß wir alle zugriffen, um sie zu halten. Damit hatte es jedoch keine Gefahr, denn zwei massive Schultern hielten die Stürmische genügend auf beiden Seiten fest, und nur mit dem Kopfe gelangte sie ins Freie. Nachdem sie nun lange hingeschaut, lehnte sie sich nachdenklich auf ihren Sitz zurücke, seufzte so mächtig wie das Gebläse eines Hochofens, und wir erlebten das Unglaubliche, in den kleinen Augen und auf der eingedrückten Stirne einer fünfundvierzigjährigen Heloise Wolken tiefer Melancholie aufsteigen zu sehen. Denn in diesem weichen Herzen war allerdings von Heloise die Rede; unser dickes Weibchen hatte ja zu Vevay weder ihre Kinder, noch ihren Mann, noch ihre Hutschachtel.

Ich lachte herzlich über die seltsame Figur, und doch muß ich mich selbst vorsehen, um mich nicht durch ähnliche Nebelbilder berücken zu lassen. Vevay ist eine niedliche kleine Stadt, reinlich und freundlich an dem Ufer des Genfer See's hingelagert, der hier voll Anmuth und Majestät ist. Zwischen zwei Reihen hübscher Dörfer, die, sich einander die Hände reichend, über eine Menge grüner Hügel und Thäler fortziehen, erstreckt er sich in eine Oeffnung des Gebirgs; zierliche Schlösser erheben ihre Thürmchen über die Wipfel der Bäume; duftendes Grün, glänzender Schnee, dunkle Schatten und berühmte Namen, dieß Alles ist in reicher Fülle unter diesem Gesichtskreise vereint; aber ein phantasti-

sches Andenken bewältigt Alles, das Andenken an Julie d'Etanges. Wir sehen sie hier leben mit ihren falschen Tugenden, die man uns, in unserer Unwissenheit oder Scheu vor wahrer Tugend, bewundern läßt, und über Alles, was wir erblicken, ist die verführerische Trunkenheit dieser Traumbildung ausgegossen. Sagt ja doch der Wegweiser mit klaren Worten: „das Andenken an die Neue Heloise gibt dieser Gegend in den Augen empfindsamer Reisender einen eigenthümlichen Reiz." Unsere dicke Dame war eine empfindsame Reisende, und auch ich entdecke in mir einen empfindsamen Reisenden.

Diese albere Aufregung weckte ernste Betrachtungen. Warum überrascht man sich, sogar nach dem Gebete, in einer schwächlichen Liebe zu solchen Romangeschöpfen? Weil es schwer ist, recht ernstlich ein guter und fester Christ werden zu wollen. Wir schläfern unsere Leidenschaften ein, ohne sie überwunden zu haben; sie umstellen uns aber mit Schlingen, und bei dem geringsten Anstoße fühlen wir, wie die Sehnsucht nach den Lustrevieren der Welt tausendfach in uns erwacht. Man liebäugelt mit den Scheinbildern der Tugend, die dem Laster alle Arten von Hülfsquellen öffnen, und unterwirft sich nur seufzend der wahren Tugend, die das Laster zermalmt und vernichtet. Diese Julie z. B., die uns so sehr anzieht, die uns so liebenswürdig und erhaben scheint, was ist ihre Tugend? eine Lockspeise, ein möglicher, wahrscheinlicher, schon zum Voraus gerechtfertigter Fall. Stellt

ihr in der Welt ein Mädchen zur Seite, eben so schön, eben so geistreich, eben so gut, aber schon gegen den Gedanken einer Sünde sich sträubend; vor allem Andern Gott unterthänig; nur Gott allein das keusche Geheimniß ihrer innern Kämpfe anvertrauend, eine Christin mit einem Worte: man wird sie alsbald unbedeutend finden, und nicht einmal ahnden, wie sehr man sie eben dadurch ehrt. Niemand wird daran denken, eine Romanheldin aus ihr machen zu wollen, denn Niemand wäre im Stande, eine reine, durch frommes Gebet beschützte Jungfrau bis zu diesem Grade zu verwandeln. Und das Drama, wie man sich ausdrückt, würde, wenn eines stattfände, ohnehin nur zwischen ihrem Crucifixe und ihrer Seele abgehandelt werden; nur das Ohr eines Priesters würde den Inhalt davon vernehmen, bis am nächsten Tage das Crucifix wieder vollkommen triumphirte: das Alles läßt sich aber nicht zu angenehmen Träumereien verwenden.

Arme Schwächlinge, die wir sind! wie selten richten sich unsere Neigungen und Wünsche dahin, wo unsere wahrhafte Verehrung sich vor dem Würdigsten beugen muß! Wüßten wir, an welchem Orte der Verfasser von der Nachfolge Christi seine unsterblichen und geheiligten Worte niedergeschrieben, wir wanderten schwerlich dahin, um bewegt und gerührt zu werden, wie zu Vevay. Und dennoch, wären wir weniger verblendet, welche treffliche christliche Lehren könnten wir aus allen diesen sträflichen Büchern ziehen, die unsere Leidenschaften so gerne mit reizenden Farben ausmalen! Mich dünkt es sehr beklagens-

werth, daß noch kein aufrichtig katholischer Schriftsteller solch ein nützliches und überaus bedeutendes Werk unternommen hat. Die beiden Helden der Neuen Heloise sind, die Kleinigkeit abgerechnet, daß sie beide keine Religion haben, beinahe vollendete Musterbilder, die schlechterdings tugendhaft seyn wollen, fortwährend mit schönklingenden Redensarten auf das Gute losstürzen, dabei aber dennoch unedel die schmählichsten Fehler begehen, nur Unheil erfahren, und trostlos und muthlos leiden, bis der Dichter den Tod zu Hülfe ruft, um sie nicht noch schuldbefleckter darstellen zu müßen, als es schon bereits geschehen ist. Und bei dieser Verwirrung aller Begriffe und Ansichten, in welche uns der Verfasser stürzt, wird die Achtung und Neigung des Lesers sich der armen Julie gewiß erst in dem Augenblicke wieder zuwenden, wo sie mit ihrem letzten Athemzuge bekennt, daß ihr Muth und ihre Tugend eitle Lüge gewesen. Wie könnte es auch anders seyn, da diese Tugend ohne Frömmigkeit wirklich nur ein armseliger Calcul für irdisches Scheinleben und Wohlergehen, darum ihrer Natur nach trocken, selbstisch und abstoßend ist, so daß wir Julien, obschon sie sehr wenig davon besitzt, doch noch zu reichlich damit ausgestattet finden. Wäre es aber nicht eine kostbare Frucht, die der junge Mann, das junge Weib, wenn die persönliche Nutzanwendung klar und treffend dem innern Auge dargeboten würde, aus einer solchen Ueberzeugung gewinnen müßte? Wahrlich, wenn man schärfer nachdenkt, wenn man diese verschwimmen-

den, kernlosen Grundsätze, diese Regeln der Schulweisheit, die der geringste Sturm zerbricht, die niemals Trost gewähren, mit der unbeugsamen Einfachheit der christlichen Gebote vergleicht: so wird man versucht, das ganze Buch für eine lange Ironie zu halten, denn Rousseau's Logik verleugnet sich niemals in ihm. Sicher und geradeaus schreitet er im Ungereimten fort, wie ein Anderer im Wahren und Rechten, und zeigt bis zur vollen Evidenz die Unzureichlichkeit solcher Tugendfabrikate aus gottesleugnerischen Werkstätten. Wir aber lassen uns dennoch täuschen, weil wir getäuscht seyn wollen, und weil wir solche Lügenpriester nicht entbehren mögen, deren gleißende Worte, die sie uns mit ruchloser Salbung darbieten, sprechend: Seht hier das Brot der Seele und das Ideal des Guten! unsere Laster selig sprechen.

Es fehlt übrigens nicht an Leuten, wenn ich auch die Engländer nicht mitzähle, die nach Rom gehen, um sich über die heiligen Reliquien lustig zu machen, und die Vevay besuchen, um ernsthaft und wehemüthig dort zu seufzen!!! —

Freiburg.

Freiburg ist vorzugsweise die katholische Stadt der Schweiz, wie Genf seit Calvin die Hauptstadt der Reformation. Besucht man die eine nach der andern, so macht es einen wunderlichen Eindruck, und der Gegensatz beider springt augenblicklich in die Augen. So viel Bewegung, Wagen, Buden, Kaffeehäuser, Lärm und Schimmer neuer Art die protestantische Stadt besitzt, so viel Ruhe, Frieden, Stille und kindlich Alterthümliches zeigt Freiburg. Nichts scheint hier neu; und was erst seit gestern besteht, hat sogleich das Gepräge des Alten, von früherer Zeit Ueberkommenen, was kundgibt, daß die Gegenwart das rechtmäßige Kind der Vergangenheit sey. Das ist indessen überhaupt eine Eigenthümlichkeit katholischer Länder: sie erhalten, während die reformirten fortwährend mit Umgießen und Verbessern beschäftigt sind; und freilich ist dies auch das Beste, was die Einen wie die Andern thun können. Allerdings bezieht sich dies mit voller Gültigkeit nur auf Ideen, Meinungen

und Sitten; doch wird es auch mehr oder minder bei Gebräuchen und Formen bemerklich, weil man den Glauben seiner Voreltern nicht bewahrt, ohne zugleich etwas von ihren Gewohnheiten, wodurch der Zusammenhang der Zeiten in der äußern Erscheinung gesichert wird, zu bewahren.

Die gewöhnlichen Gäste der beiden Städte sind so verschiedenartig, wie sie selbst. Eine wie die andere sieht politische Notabilitäten, Schüler, Gelehrte und Verbannte in ihren Mauern ankommen; allein nach Genf strömen die Zerstörer, die sogenannten Philosophen; Leute, welche die Gesellschaft auflösen, die Glaubenslehren umwandeln wollen, die in der Wissenschaft nur nach Namen, Zeiten, Orten und Worten forschen, die im Leben nur Aufsehen und Reichthümer suchen; dann wohl auch Einige von Jenen, die ihr Spiel im Geschäft und Wucher verloren, dabei aber Alles erhalten haben außer der Ehre. Nach Freiburg dagegen, diesem kleinen stillen Rom, wandern Männer, die bei dem Versuche gescheitert sind, die Staaten wieder auf die alten Grundlagen zu setzen; arme Soldaten, unbekannte Kämpfer, von denen selbst ihre Sieger nichts und die es allein mit Ausnahme des Freundes, der ihnen Brot gibt, wissen, daß sie der Bann getroffen; Familien aus Frankreich, die gerne an dem Orte verweilen, der ihren Kindern eine christliche Erziehung gewährt, deren Lebensquellen in der Heimath verschlossen oder wenigstens allzu spärlich sind; getrennte Christen, die durch eine muthige Ueberzeugung in den

Schooß der Mutterkirche zurückgeführt werden, und die durch Anklagen, Mißhandlungen, heimliche und gewaltsame Verfolgungen vom Hause vertrieben wurden; fromme Greise und junge Männer, von gläubiger Begeisterung erfüllt, nach der höchsten Weisheit dürstend und größten Theils dem apostolischen Berufe gewidmet; endlich wackere, mit einem kleinen Wohlstand zufriedene Leute, die hier im Schatten der heiligen Mauern, wo sie getauft und in dem christlichen Gebote unterrichtet wurden, ihre Tage in Frieden vollenden wollen. Eine Bevölkerung, mehr um die Ewigkeit als um die irdische Zukunft besorgt, die offene Kirchen, andächtige Gebete und tröstliche Verheißungen nicht entbehren kann, der es wohl thut, wenn sie auf ihren Spaziergängen oft einer Kapelle begegnet, und die ihre Schritte gerne dahin lenkt, wo ein Kreuz am Wege steht.

Man durchreis't Genf; man wohnt zu Freiburg. Der Fremde findet hier bei einer gastfreieren Bevölkerung auch eine freundlichere Aufnahme, was sich leicht erklärt. Die geselligen Beziehungen gründen sich auf Vertrauen, Vertrauen aber entsteht aus gegenseitiger Bekanntschaft. Da sich nun gute Katholiken bei der Einheit des Glaubens und Wissens in den ersten und wesentlichsten Dingen sehr bald kennen lernen, so bedarf es nur etwas Anmuth und Lebensart, um eine Verbindung so innig und traulich zu machen, daß natürlich von keinem argwöhnischen Sichfremdbleiben mehr die Rede seyn kann. Und hier ist auch das Wort des Räthsels zu suchen, warum

man in protestantischen Ländern bei aller Tüchtigkeit und Auszeichnung des Geistes und Charakters so häufig jene kalte, spröde Klugheit im Umgange wahrnimmt, die von der vorsichtigen Nüchternheit des Weltverstandes unter den gegebenen Verhältnissen allerdings zweckmäßig empfohlen wird.

Indessen sind es nicht die Menschen allein, die man zu Freiburg liebgewinnt; sein Anblick, das Durcheinander seiner krummen Straßen, das Labyrinth seiner langen Stiegen, diese Stille, die den Glockenklang und das Murmeln und Zwitschern der Schulen ungestört zum Ohre dringen läßt, diese Häuser von grauem Steine, deren mit glänzendem Kupfer belegte Thüren und blumengeschmückte Fenster dem Wirrwarr des Lebens verschlossen scheinen: alles Dies gefällt und zieht an. In jedem Stadtviertel wimmelt es von allerliebsten Ueberraschungen, und die Landschaft stellt sich aller Orten auf das verschiedenste und anmuthigste dar. Hier folgt unser Auge der Saane in ihrem steil abfallenden, mit dem frischesten Grün umhüllten Sandsteinbette, und in der Ferne erhebt sich aus den weiten Flächen, die man über die Dächer der Stadt hinweg erblickt, die schöne Gebirgswelt; ein Paar Schritte weiter, und eine dichte Baumgruppe wurzelt hoch über unserm Haupte, während einige Augenblicke darauf die Thurmspitze einer Kirche kaum zu unsern Füßen heraufreicht. Bald begegnen wir einem guten Kapuziner, der sehr geschäftig aus einem betrübt aussehenden Hause tritt; dann wieder einem Weltgeist-

lichen, der einige Arme ausfragt; ein Jesuit führt einen Haufen Schüler spazieren, ein Liguorianer zieht mit gesenktem Blick und ohne uns wahrzunehmen in tiefer Betrachtung vorüber; Mägde, Bauern, Damen kommen, den Rosenkranz noch in der Hand, aus der Kirche. Wir werden kaum einen einzigen Knaben zwischen zehn und zwanzig Jahren bemerken, der nicht ein Buch in der Hand trüge, und mit seinen Kameraden irgend Etwas aus der Geschichte, Grammatik oder Christenlehre verhandelte; dabei aber, so lebhaft das Gespräch seyn mag, es dennoch jedesmal unterbräche, um uns im Vorübergehen zu grüßen. Uebrigens keine Equipagen, aber auch keine Lumpen, keine prächtigen Häuser, aber auch keine Bettler; nirgends eine Spur jener, in großen Städten üblichen abscheulichen und eckelhaften Erwerbsmittel. Ich kenne keine Stadt, wo Arbeit, Reichthum und Noth so wenig sichtbar werden.

Das religiöse und nationale Gepräge ist beinahe überall in der Schweiz noch sehr bemerklich, doch scheint es mir zu Freiburg am tiefsten zu seyn. Hier ist von der alten rührenden Sitte und Einfalt Vieles bewahrt; die kleinen Kapellen zur frommen Erinnerung sind zahlreich; Kreuze, Muttergottesbilder, Marterſäulen stehen am Wege, und jede Kirche, in der sinnreichen Weise der alten Zeit gemalt und mit Bildhauerarbeiten geziert, zeigt dem Besuchenden und Betenden eine gläubig und treuherzig sprechende Geschichte Gottes, seiner Mysterien und seiner Heiligen. Ja es zeigt sich kaum ein Denkmal, das dem öffentlichen Nutzen oder Vergnügen gewidmet ist, bei welchem

man nicht Mittel gefunden hätte, irgend eine heilsame Erinnerung und gute Lehre damit zu verbinden. So sind die sehr zahlreichen Brunnen ohne Ausnahme mit Bildsäulen von Heiligen oder berühmten vaterländischen Helden geschmückt; was wohl mehr Sinn und Werth hat, als die Pyramiden, Nymphen, Urnen und Bestien, womit uns der Ungeschmack einer heidnischen Kunst so arg quält.

Freiburg wurde 1175, einige Jahre vor Bern, von Berthold dem vierten, Herzog von Zähringen, gegründet, und erscheint in der Geschichte eben so tapfer, aber billiger und weniger eroberungssüchtig als seine jüngere Schwester. Zwei bedeutende Thatsachen haben zunächst seine Schicksale bestimmt, und verdienen vorzüglich die Beachtung des christlichen Reisenden: im Jahre 1481 bewirkte der heilige Einsiedler Nicolaus von der Flühe die Aufnahme Freiburgs in die Eidgenossenschaft und die Befreiung von der Oesterreichischen Herrschaft, und hundert Jahre später, 1581, nahm der selige Petrus Canisius hier seinen Aufenthalt, und bewahrte es vor dem Irrglauben, indem er zugleich durch die Errichtung des berühmten Jesuitencollegiums, welches wir noch heute sehen, den Grund seines künftigen Wohlstandes und Glückes vorbereitete. Die Richtung meiner Pilgerfahrt wird mir später Gelegenheit geben, von Nicolaus von der Flühe zu reden; darum beschränke ich mich hier auf einige Worte über Canisius, diesen durch alle Gaben und Eigenschaften, die den Menschen auszeichnen können, durch Wissenschaft, Muth, Aufopferung, Bescheidenheit, durch gute

und große Handlungen, besonders aber durch eine wahrhaft englische Frömmigkeit in jenen Tagen, wo die Bedrängnisse der Kirche so viele reine und gottselige Streiter erweckten, verherrlichten und einflußreichen Mann.

Das Jahr 1521 ist in der Kirchengeschichte sehr merkwürdig. Während Luther auf dem Reichstage zu Worms die Maske abwirft, hängt, vom Geiste Gottes durchströmt, ein junger spanischer Rittersmann, der bis jetzt nur von Krieg und zartem Minnedienst geträumt, seinen schon rühmlich geführten Degen am Altare der heiligen Jungfrau auf, entsagt allen Freuden der Welt, und beginnt jenes Leben voll Entsagung und Abtödtung, welches zuletzt der Erde und dem Himmel einen heiligen Ignatius von Loyola übergab. In dem nämlichen Jahre, am 8. Mai, wurde Canisius zu Nymwegen mit der Sendung geboren, der unermüdlichste Kämpfer für den alten Glauben in Deutschland zu werden.

Canisius war einer von den wenigen Menschen, die auf der Bahn des Guten und Rechten ohne zu straucheln fortschreiten, und deren Beruf, wie jener des Johannes Baptista, mit ihrer Geburt beginnt. Sein erstes Spielzeug war ein Buch, sein erstes Wort ein Gebet; und seitdem sah man ihn nur studierend und betend. Da es zu Nymwegen an genügendem Unterricht für seine Wißbegierde gebrach, sendete man ihn noch als Knaben allein nach Köln, wo der neue Irrglaube schon Boden gewonnen hatte. Und als der geistige und sittliche Werth des Schülers bald offenbar wurde, fehlte es nicht an den

gewöhnlichen Verführungskünsten, an schmeichlerischem Lob und Anreizung zum Genusse des Lebens, damit, was die Eitelkeit im jungen Herzen angefangen, von der Sinnenlust vollendet werden möge. So wurde denn auch Canisius mit Lob überhäuft; allein er war zu bescheiden, um daran zu glauben, und da er eines Tags von einem tugendhaften Priester hörte, der zu Mainz angekommen, und ein Muster von Wissenschaft, strenger und milder Beredsamkeit und glühender Menschenliebe sey, zog er augenblicklich dahin. Es war der Vater Lefevre, der erste von denen, die zu Paris den Kern der Gesellschaft Jesu bildeten, welcher den Jüngling freundlich aufnahm. Der spanische Ritter hatte nämlich seine Zeit nicht verloren; in wenigen Jahren einer Anstrengung und Ausdauer, vor welcher der hartnäckigste Muth zurückbeben mochte, hatte er Latein gelernt, Elend, Mißhandlung und Gefängniß überstanden, in Spanien, Italien und Frankreich gepredigt, zu Fuß die heiligen Orte besucht, die Priesterweihe erhalten und einen geistlichen Orden gestiftet, dessen Mitglieder bereits in Indien, Africa und in allen Ländern Europa's das Evangelium verkündeten. Schon bald nach seiner Bekehrung hatte Ignatius ohne wissenschaftliche Kenntnisse allein durch die Kraft des Glaubens eine Methode der Selbsterforschung und Meditation eingeführt, die von seinen Schülern mit unermeßlichem Erfolge verbreitet wurde. Immer war mit diesen einfachen und mächtigen Uebungen der geistlichen Einsamkeit, die uns zur heilsamsten Einkehr

bei uns selbst nöthigen, die so viel Licht in uns aufgehen lassen, und uns zu den festesten Entschlüssen bewegen, der Segen des Himmels verbunden, und nur Gott weiß, wie viele Seelen durch sie gerettet werden. Canisius unterwarf sich denselben unter der Leitung des heiligen Priesters, zu welchem Gott ihn geführt hatte, mit strengem Eifer. Wenn auch sein Beruf niemals zweifelhaft gewesen, so wurde er doch von diesem Tage an ausschließlich bestimmt. Er wollte jenen Männern der erhabensten Entsagung angehören, die alle Glut des muthigsten Herzens, alles Wissen des erleuchtesten Geistes und alle Kraft der tugendhaftesten Seele einzig und allein dem Dienste des alten Glaubens widmeten; und damit er das Werk würdig anfange, überließ er, als sein Vater gestorben, seinen ganzen Antheil am väterlichen Vermögen den Armen. In jenen Zeiten fand man, wie Bossuet trefflich sagt, trotz der Masse von Apostasie, Schmach und Missethat Christen auf der Welt.

Man wird nicht in einem Sprunge Jesuit. Canisius, nach schweren Proben als Novize aufgenommen, bereitete sich durch Gebet zum Lernen, und das Lernen lehrte ihn beten. Und schon jetzt machte der Glaube seine Beredsamkeit fruchtbar, indem er, kaum zum Priester geweiht, heute in dieser, morgen in jener Stadt predigte, Beicht hörte, bekehrte. In mitten unter diesen evangelischen Wanderungen erschien von ihm eine der besten Ausgaben der alexandrinischen Väter, und zuletzt sehen wir ihn sechsundzwanzig Jahre alt als Gesandten eines

deutschen Cardinals auf der Kirchenversammlung von Trident. Von hier ging er nach einem Jahre nach Rom. Eben damals wurde der heilige Ignatius von dem Könige von Neapel dringend ersucht, ein Collegium zu Messina zu gründen, und um sich der Gesinnung und Richtung derjenigen zu versichern, die er dahin zu senden wünschte, gab er seinen Jüngern gewisse Fragen zu beantworten. Alle waren im Geiste des Gehorsams; Canisius erklärte sich folgendermaßen: „Auch ich bin bereit, für immer hier zu bleiben, oder nach Sicilien, nach Indien und allen Orten zu gehen, wohin der Pater Ignatius, mein hochwürdiger Vater und Herr in J. C., mich zu senden für angemessen hält. Soll ich nach Sicilien gehen, so betheuere ich, daß es mir, welche Bestimmung man mir auch dort geben möge, die eines Gärtners, Kochs, Thürstehers, Schülers oder Lehrers in irgend einem Fache, insofern ich bis jetzt nichts davon weiß, sehr lieb und erfreulich seyn wird, mich darauf zu verlegen." Er wurde nach Messina gesendet und lehrte die Rhetorik. Bald bedurfte man jedoch seiner in Deutschland, wo sich der Irrglaube immer mehr ausbreitete, und er eilte, ohne zu murren, von Messina nach Ingolstadt, wie er von Rom nach Messina geeilt war, und wie er von Europa nach Japan geeilt, das Leben mit dem Martertod vertauscht hätte.

Wir können ihn auf seinen unaufhörlichen Wanderungen nach Wien, wo er seinen weltberühmten, in alle Sprachen übersetzten Katechismus herausgab, nach

Prag, Augsburg, Triest, Rom, Innsbruck, Köln, Mainz und so viele andere Orte nicht begleiten. Immer und überall bestieg er auf das erste Zeichen seiner Obern, bei dem geringsten Bedürfnisse christlicher Seelen, er mochte erschöpft, krank oder mit den theuersten Gegenständen des Studiums beschäftigt seyn, das Pferd, und zog über unwirthbares Gebirg, durch gefährliche Furten und Bergströme, bei brennendem Sonnenschein oder kaltem Regen, ohne Herberge nach schweren Tagereisen, oft von feindlichen Nachstellungen bedroht und in den empörten Gegenden als geächteter Priester vielfachen Mißhandlungen preisgegeben, seinem Ziele entgegen. Zuweilen wurde der fromme Missionär wie ein Engel der Erbarmung und des Heils empfangen, und seine Wanderung wurde ihm zum Triumphe; an andern Orten warf ihn das Volk mit Steinen und Koth; er aber, die Huldigung nicht mehr beachtend als die Kränkung, schritt mit unwandelbarer Heiterkeit der Seele auf seiner Bahn fort, um zwei- oder dreimal des Tags zu predigen, den Fürsten zu rathen, die Armen zu trösten, die Unwissenden zu belehren, und ging aus den Prunkgemächern fürstlicher Palläste in den Beichtstuhl, um den niedrigsten Sünder zu hören. Durch die göttliche Gnade stets vor dem hochmüthigen Stolze auf sein wohlthätiges Wirken bewahrt, blieb Canisius, wenn auch von allen Seiten eingeladen, beigerufen, verehrt, von Fürsten und Völkern geliebt und überall einflußreich und thätig, dennoch arm; wies Ehrenbezeigungen und Anstellungen zurück, oder wenn er sich

zeitweise letztern unterziehen mußte, übernahm er nur die Last des Dienstes, und erhielt sich unverändert die Bescheidenheit eines Engels und die Einfachheit eines Kindes. Gleich dem schüchternsten Novizen jedem Gebote seiner Obern folgsam, griff er zu seiner unermüdlichen Feder, wenn man ihn schreiben hieß, um sie alsbald wegzulegen, wenn man sagte, daß er aufhören sollte. So arbeitete er an den Erwiederungsschriften gegen die Magdeburger Centuriatoren, indem er, beständig durch neue Sendungen und dringendere Geschäfte unterbrochen, das ungeheure Werk wenigstens theilweise vollendete. Niemals ausruhend, niemals an einer Stelle weilend, wechselt er, schon alt und gebrechlich, mit gleicher Bereitwilligkeit den liebsten Aufenthalt mit dem widerwärtigsten, die erfreulichste Thätigkeit mit der peinlichsten. Nur jene Zeit, die er Gott unmittelbar widmet, hat ihre unwandelbare Bestimmung und Verwendung; fünf Stunden täglich und gegen das Ende seines Lebens sieben Stunden lebt er im Gebete, denn er betet nicht allein für sich. Auf seinen zahlreichen Pilgerfahrten hatte er ja so viele Unglückliche, so viele Schuldige und Verirrte gefunden, und er gedachte derselben nun am Altar, er opferte dem barmherzigen Gotte für sie einen Theil seiner Leiden auf, und übernahm täglich neue, strengere Prüfungen für die Bekehrung unserer abgefallenen Brüder.

Als er sich, sechzig Jahre alt, zu Innsbruck aufhielt, und hier seinen, wie er glaubte, nahen Tod erwartete, wurde er noch einmal zu neuen Arbeiten berufen.

In der Schweiz hatten die Reformatoren ihr unseliges Werk eifrig gefördert, und mit jedem ihrer Fortschritte neue Empörungen entzündet; und weil sich seit vierzig Jahren überall nur ein Vertheidigungsmittel, die Gründung von Jesuitencollegien, gegen diese Ansteckung wirksam gezeigt hatte, verlangten die gläubig gebliebenen Regierungen wie ihre Unterthanen den Beistand dieser apostolischen Männer als ihr einziges Rettungsmittel: Canisius wurde dahin gesendet. Seine sechzig Jahre hinderten ihn nicht, regelmäßig alle Sonn- und Feiertage, oft auch in der Woche zu predigen, die Armen zu besuchen, lehrend, rathend, betend das ganze Land zu durchwandern, und zuletzt zu Freibung, wo er seinen Wohnsitz hatte, das berühmte Ordenshaus zu errichten, welches wir noch jetzt in voller Lebenskraft und mit den reichsten Früchten gesegnet erblicken. Auch entsprach der Erfolg der zuversichtlichen Hoffnung. Nach zwei Jahren war das Land gereinigt, und der Friede kehrte mit den lautern Sitten, die Eintracht mit dem Glauben zurück. In dieser stets gleich mächtigen Thätigkeit, die sich in weiten Kreisen durch die ganze Schweiz verbreitete, beharrte der alte Priester acht volle Jahre; verehrt und gesegnet als der Apostel des Landes, niemals aber nach dem Beispiele Calvins, Zwingli's und ihrer Jünger despotisch in die Verwaltung der Republik eingreifend, Zwiespalt und Krieg nährend, mit roher Gewalt und Waffenmacht für den neuen Glauben werbend. Verlangten die Häupter der Regierung seine Meinung, so

sprach er nach seiner treuen Ueberzeugung, vor allem aber rieth er zum eifrigen Gebete. Und immer demüthig gab dieser heilige Greis, dieser berühmte Gelehrte, dieser verehrte Apostel seinen jungen Brüdern das lehrreichste Beispiel, indem er die Gänge des Klosters kehrte und das Tischgeschirr wusch.

Canisius wurde im achtundsechzigsten Jahre von einem Schlaganfalle getroffen, und konnte in Folge dessen nicht mehr predigen. Er verzichtete aber keineswegs darauf, dem Himmel und seinem Nächsten zu dienen, weil in solchen glühenden Herzen die Liebe und die christliche Aufopferung nur mit dem Leben abstirbt; und so wirkte er denn fort und fort bis zum letzten Athemzuge für das ewige und zeitliche Wohl seiner Brüder. Endlich, als die rasche Zunahme seiner Leiden ihn den nahen Tod fühlen ließ, und er die wenigen Tage, die ihm noch hienieden bestimmt waren, einzig und allein dem Gebete widmen wollte, beschloß er sein thätiges Weltleben mit einem Briefe an seinen Ordensgeneral, Claudius Aquaviva, den fünften seit dem heil. Ignatius, worin er seine gänzliche Unterwerfung betheuert, sich aller Schwächen und Fehler anklagt, derer er in seiner verschiedenartigen Stellung als Vorgesetzter, Prediger und Schriftsteller des Ordens schuldig werden konnte, um die Auferlegung einer Buße bittet, und den alten, nutzlosen Weinstock der Fürbitte seiner gottdienenden Brüder empfiehlt. Dann ruft er noch in einem Briefe, welchen er mit der letzten Anstrengung an einen Freund schrieb, in ergebener Andacht

aus: „gesegnet sey der allmächtige, gnadenreiche Gott, der unendliche Urquell jeglichen Gutes! er, der durch ein geheimnißvolles Gebot seiner Vorsehung es so gefügt hat, daß Stumpfsinn, Vergeßlichkeit, Verdrießlichkeit, lange Weile und alle Arten von Unbequemlichkeit den Menschen im Alter bedrücken, damit wir erkennen mögen, daß wir hier nur leichte Zelten bewohnen, und daß wir daran denken müssen, sie zu verlassen und in ein besseres Leben überzugehen. Ihm, dem anbetungswürdigsten Herrn, in dessen Händen unser Leben und Tod ist, in demüthigster Unterwerfung Preis und Dank!" — Dieß vollbracht, sah er mit sicherer Ahndung der Stunde, die seine Prüfungen enden werde, entgegen, und als der Tag, welchen er bezeichnet hatte, gekommen war, hörte ihn ein Freund leise flüstern: **cupio dissolvi et esse cum Christo**; welcher letzte Wunsch auch sogleich und zwar den 21. December 1597 am Tage des heil. Apostels Thomas erfüllt wurde.

Das Werk des seligen Canisius besteht noch zu Freiburg, wo sein Name und sein Grab Gegenstände gläubiger Verehrung sind. Die Jesuiten haben das von ihm gegründete große Gebäude bis zur Auflösung des Ordens ununterbrochen innegehabt, und sind seitdem wieder dahin zurückgekehrt. Aber auch ihr Leben ist stets dasselbe geblieben: die Regel des heil. Ignatius in ihrer Strenge, die unermüdliche Gelehrsamkeit, die unermüdliche Menschenliebe, die unermüdliche Aufopferung des sechzehnten Jahrhunderts bilden sein Wesen und seinen Inhalt. Wenn

man diese weiten, friedlichen Gänge durchwandert, die keinen andern Schmuck haben, als die werthlosen Gemälde von Martyrern, Heiligen, Obern und Doctoren des Ordens: so ist es einem zu Muthe, als sey man um drei Jahrhunderte zurückversetzt, und man staunt, sich hier zu finden. Doch noch mehr könnte man staunen, wenn man die dürftigen Zellen der Geistlichen betritt, und in diesen nackten Wänden sich den Männern gegenüber findet, deren Bild und Seyn von Irrthum und Leidenschaft so gräulich entstellt wurden.

Es war zu Rom, wo ich zum ersten Male Jesuiten sah. Gleich Jedem meines Alters und Lebensverhältnisses hatte ich sie in den Schriften des Tags kennen gelernt, und Alles, was ich von ihnen zu wissen glaubte, nur aus solchen Quellen geschöpft. War es mir doch kaum eingefallen, daß man sich anderswo über sie unterrichten könne. So hatte ich mir denn meine Ueberzeugung von dem vermeintlichen Geheimnisse ihrer berüchtigten Gesetze, von dem nicht minder berühmten Gemeinplatze ihres weltlichen Ehrgeizes, von ihren unausgesprochenen innern Vorbehalten und Einschränkungen, die man überall kennen will, von der Leichtfertigkeit ihrer Grundsätze, von ihrer politischen Verschlagenheit und Leidenschaft in unbestimmter Allgemeinheit fertig gemacht, und konnte trotz aller guten Vorsätze, worin meine aufgeklärte Vernunft sich gefiel, ihr Haus nicht ohne einige Beklommenheit betreten, als wenn es sich bei mir wirklich von einer Art Einweihung handelte. Und in der That ich entdeckte gar

Mancherlei, jedoch nichts von dem, was ich erwartet und in meinem wissenschaftlichen Vorrathe bereits als fest=stehend aufgezeichnet hatte, und was ich nun geradezu aus=streichen und vergessen mußte. Ich stand Christen gegen=über, die den Christen der alten Zeit glichen; dieß war Alles. Dieser Anblick war freilich für einen armen, quasiliberalen jungen Menschen, der bis zu seinem vier=undzwanzigsten Jahre kaum etwas Anderes gethan hatte, als täglich über einige Philosophieen, Religionen, Redner, Vaudevilles, Tänzer und Regierungen sein Endurtheil abzugeben, neu und seltsam genug. Das seltsamste aber war, daß es mir bald vorkam, als wüßten diese Leute von allen jenen Dingen mehr als wir, als seyen sie besser und klüger als wir. Ich rühmte mich, im politischen Leben weder Zorn noch Entrüstung mehr zu fühlen, und sie lehrten mich in wenigen Worten Unparteilichkeit. Bürger der Welt, aber nur in Erwartung des Himmels, des ewigen und einzigen Vaterlands, beurtheilen sie die Dinge von einer Höhe, wohin sich jene tollen Gelüste und Ver=irrungen nicht zu erheben vermögen, die wir ihnen nur darum so gerne andichten, weil wir sie auch dann, wenn wir uns für ganz weise halten, allzumächtig in uns empfin=den, um uns ein Lebensverhältniß denken zu können, wo sie machtlos wären.

Der gemeinsame Ursprung so vieler falscher Urtheile über Religion und Priesterthum ist, daß sie gewöhnlich von Menschen gefällt werden, die weder die Religion noch die Priester kennen, und kein anderes Licht bei solchen

Untersuchungen brauchen und wollen, als ihren brennenden Haß. Dieß Loos hat vorzüglich die Jesuiten getroffen, die im Sturme der Reformation ins Leben getreten, zur Bekämpfung derselben bestimmt, es dabei auch noch zu allen Zeiten mit Gegnern zu thun hatten, von denen die Redlichsten wenigstens nicht sehr gewissenhaft waren. Wir finden in wenigen Worten Calvins die noch jetzt gültige Universalregel für die Jesuitenfeinde aller Zeiten, Länder und Stände. „Die Jesuiten, sagt er in seiner Abhandlung **de modo propagandi Calvinismum**, die uns am meisten widerstreben, sind entweder zu tödten, oder wenn sich dieß nicht bequem ausführen läßt, zu verjagen, oder jedes Falls durch Lügen und Verleumdungen zu unterdrücken." Und weil sie sich in der Vertheidigung Dessen, was jene Gegner überall ohne Rast und Maß angriffen, sehr thätig zeigten; weil sie, nachdem die Reformation zugleich den republikanischen Schwindel ins Leben gerufen hatte, während sie für den Glauben stritten, auch in dem Falle waren, für die weltliche Macht zu streiten: so konnte es nicht fehlen, daß auch die Anklage gegen ihren Ehrgeiz, ihren Despotismus und ihre Gier nach Größe und Gewalt laut wurde. Mich dünkt aber, es wäre wahrlich an der Zeit, alles dergleichen mit etwas Verstand und schamhafter Besonnenheit zu betrachten. Luther, Zwingli, Calvin und alle Jene, die man mit dem Namen Reformatoren beehrt, hatten keinen Mangel an Ehrgeiz, und scheuten sich nicht, verschiedene Proben davon abzulegen. Sie strebten auf jedem Wege und mit allen Mitteln nach

Einfluß und Ansehen; sie empörten sich gegen die Kirche, um ihre Gelübde des Priesterthums zu brechen, oder um sich über ihre Pflichten als Bürger wegzusetzen. Sie begehrten Weiber, und nahmen sich solche; Vermögen, und erwarben es; geistliche Autorität, und verkündigten sich als Oberhäupter der Kirche; Gewalt über ihre Gegner, und excommunicirten, enthaupteten, verbrannten und bekehrten sie durch die Ueberredung des Schwerts und des Kerkers. Und jene, die sich nicht selbst hoch genug stellen konnten, zeigten sich als niedrige, glaubenlose Schmeichler der Fürsten und Stadtobrigkeiten; überließen ihnen jegliche Macht in geistlichen Dingen, erlaubten ihnen als Gewissensräthe die Katholiken zu plündern und die Sittlichkeit in jeder Weise ohne Bedenken zu verletzen. Ist also auf dieser Seite keine Habsucht, kein Ehrgeiz, keine Leichtfertigkeit, kein Despotismus, keine feile, absichtliche Höflingsgesinnung, keine Unduldsamkeit und noch etwas mehr zu finden? Allerdings behauptet jetzt, wo sich der Feuereifer der Reformation einigermaßen beruhigt hat, auch auf diesem Gebiete die aufklärende Civilisation und Manierlichkeit ihr Recht; dennoch läßt sich bei den protestantischen Seelenhirten die Lust, behaglich zu leben, und der bei Familienvätern gewiß lobenswerthe Ehrgeiz, den Frau Gemahlinnen, den Herrn Söhnen und den Fräulein Töchtern Einiges zu hinterlassen, nicht wohl verkennen.

Gedenken wir nun vergleichungsweise der Lebensbahn eines Canisius. Die geistige und sittliche Aufgabe eines Jesuiten ist aber die des ganzen Ordens. Jetzt

wie immer haben die Jesuiten den Ehrgeiz, viele Martyrer zu liefern und viele Bekehrungen zu wirken. Sie besitzen kein Eigenthum, nicht einmal die zusammengeflickte Kutte, in der sie sterben; und der Friede, welchen sie empfänglichen Seelen, und eine Handvoll Asche, welche sie der Erde geben, ist das ganze Erbe, das sie beim Scheiden zurücklassen. — Aber die geistlichen Würden? werden mir Einige entgegenrufen. Mir geziemt es am wenigsten, über solchen Wahn zu spotten, weil ich selbst gar lange nicht gewußt habe, daß die Jesuiten keine annehmen, daß sie nicht einmal geistliche Verrichtungen gegen Honorare übernehmen dürfen. Sie hören Beichte, spenden das Abendmahl, stehen den Sterbenden bei, lehren und sterben um der Liebe Gottes willen.

Man wirft ihnen Ehrgeiz vor, und ihr wahres Verbrechen ist vielmehr, daß sie keinen haben. Ihre gänzliche Hingebung an das heilige Werk, dieß ist es, was der Welt zuwider ist. Kümmerten sie sich mehr um ihre persönlichen Interessen, so wären sie auch weniger unbequem, und gar viele Philosophen und Reformatoren, die dem hinderlichen Jesuiten gram sind, würden ihm von Herzen gerne freundlich die Hand reichen, wenn er mit ihnen auf Kronen und Bischofsmützen Jagd machen wollte.

Die andere Anklage, daß sie die Regierungen in der Unterdrückung der Völker begünstigten, ist geradezu abgeschmackt. Als die Könige die Uebermacht hatten, zählte man unter den Verbrechen der Jesuiten auch das auf, die Könige entthronen zu wollen; denn der Haß gegen

die Religion hat stets eine seltene Niederträchtigkeit gezeigt. Uebrigens kann ich es bis zu einem gewissen Punkte begreifen, daß die Jesuiten von den Königen geächtet wurden; daß man aber die Völker bereden konnte, sich darüber zu freuen, das ist eines jener Kunststücke, wobei der Unverstand derselben in die Augen springt, und wodurch die Taschenspieler der öffentlichen Meinung immer kecker und schamloser werden. Gewiß ist die christliche Sittenlehre den Gewalthabern oft lästig; möchten aber doch die Völker, die man gegen sie und ihre Diener so sehr erbittert hat, uns ehrlich sagen, was sie Uebles von ihr erlitten haben. Denn was man auch versuchen und behaupten möge, so kann die Religion doch immer nur eine Sprache reden; sie sagt dem Reichen: entsage! dem Armen: hoffe! dem Reichen: gib! dem Armen: nimm und danke! dem Mächtigen: sey gerecht! dem Schwachen: sey geduldig! dem Mächtigen: Gott kann dich stürzen! dem Schwachen: Gott wird dich belohnen! — Kommt es nun den Armen und Schwachen zu, ihr zu grollen? Und entgegne man nicht, dieß sey nur eitle Theorie! es ist die Praxis aller Zeiten und Orte. Doch nur dem Wollenden zeugt die Geschichte, und offenbart sich die Wahrheit; wer sich von beiden abwendet im eiteln Dünkel, in gewissenloser Befangenheit oder in selbstbewußter Verruchtheit, der hat die Finsterniß der Lüge zum Erbe gewählt und sich selbst gerichtet.

Ich kenne das innere Leben der Jesuiten, ich weiß, welche fromme Uebungen und Betrachtungen sie unauf-

hörlich an ihre Pflichten als Christen und Priester mahnen, welche strenge Zucht beständig darüber wacht, daß sie sich davon nicht entfernen. Ich weiß, daß auch eine verkehrte Natur durch diese eiserne Regel gebändigt werden müßte, deren wunderbare Bestimmungen nur die Frucht der genauesten Kenntniß des menschlichen Herzens, des tiefsten Studiums der Klostereinrichtungen, des Fastens, des Gebetes und der begnadigten Anrufung des heiligen Geistes seyn konnten. Und wenn Geistliche, dem spähenden und verleumderischen Hasse dreihundert Jahre lang bloßgestellt, sich auf dem gefährlichsten Boden so fest und rein behauptet haben, daß der Ruf ihrer fleckenlosen Sitten auch nicht durch einen Hauch der giftigsten Verfolgung getrübt werden konnte: so hat niemand das Recht, sich und die Welt mit bodenlosen Versicherungen zu betrügen, daß sie sich in andern Punkten von den Vorschriften des heiligen Gesetzes entfernt hätten; und es genügt zu wissen, was es gebeut, um zu wissen, was sie thun.

Die Jesuiten sind eben so wenig den Regierungen gegen die Völker, als den Völkern gegen die Regierungen dienstbar; sie dienen nur der Religion: für Alle, die ihr dienen, gegen Alle, die sie unterdrücken; und dieß ist ihre ganze Politik. Wer den katholischen Glauben üben und erhalten will, der hat sie zu Freunden; wer ihn unter den Völkern erhalten, persönlich aber verletzen will, empfängt nach Außen ihre Unterstützung, im Stillen Warnung und Ermahnung; wer ihn endlich verfolgen und unterdrücken will, muß sie bekämpfen. In jedem

Falle jedoch führen sie nur die wohlbekannten Waffen, und es ist leichter, sie zu verstoßen und zu tödten, als sie zum Schweigen und Nichtsthun zu bringen. Weil sie endlich durch ihren erhabenen Glauben von einer Wahrheit überzeugt sind, die durch alle Geschichte, aber noch gültiger durch den Katechismus erwiesen ist, sind sie gewiß, daß ein christliches Volk weder so lange noch so ganz unglücklich seyn könne, wie ein ungläubiges; und daß kein Volk, wenn man die unabwendbaren Zufälle ausnimmt, unter einem aufrichtig christlichen Fürsten zu beklagen sey. Darum streben sie vor Allem und überall, Christen, d. h. gerechte, vertrauende, ergebene und aufgeklärte Menschen zu bilden, ohne für oder gegen irgend eine sociale Form eingenommen zu seyn, denn dieß gehört nicht zu ihrer Aufgabe; ihr Werk steht höher, und jede, ohne Ausnahme, wird als menschliche Erfindung an Mißbräucheu jeder Art so lange Ueberfluß haben, als die Verblendung der Völker in diesen äußeren Formen mehr als in den himmlischen Wahrheiten ihr Heil suchen wird. Das Leben aber, ohne die Sorge für das ewige Wohl, erscheint ihnen nicht so wichtig; die irdischen Güter, denen wir nachjagen, scheinen ihnen nicht so beneidenswerth; unsere brennende Ehrsucht nach eitelm Ruhm und Herrschermacht nicht so ersprießlich, daß sie sich um alles Dieß besonders bemühen sollten. Lieber prägen sie der Seele die viel trost- und hülfreichere Gewißheit ein, daß ein Daseyn, welches zu Gott führt, immer lang, glücklich und inhaltsvoll genug sey. Und wenn wir erfahren,

welche Wege, Handlungen und Mühen diesem höchsten Ziele zuführen, dann wird es uns auch klar werden, ob der thätige Gedanke der Jesuiten, der übrigens nichts anderes als der Gedanke der Kirche seit achtzehnhundert Jahren ist, unfruchtbar seyn könne für die Wohlfahrt der Menschheit. Die bestmögliche Gesellschaft, die allein mögliche Gesellschaft ist in ihm. —

Die Jesuiten haben zu Freiburg eine berühmte Erziehungsanstalt, und sie muß wohl große Vortheile gewähren, weil sie auch von solchen geschätzt wird, die man am wenigsten dazu geneigt glauben darf. Aus allen Gegenden der Schweiz und Frankreichs kommen junge Leute hieher, deren Familien hinsichtlich ihrer religiösen und politischen Meinungen den verschiedensten Parteien angehören, und als Liberale, Legitimisten, Juste-Milieu, Indifferente und eigentliche Gottlose bekannt sind. Dieß erklärt sich wohl daraus, daß viele Menschen Gott weder lieben, noch sich mit ihm beschäftigen, dennoch aber von ihren Kindern geliebt seyn wollen. Und wenn sie dann der trüben Verlassenheit ihrer alten Eltern gedenken, fühlen sie bange Sorge wegen eines ähnlichen Schicksals, und wünschen, daß ihnen das Colleg mit dem wohlunterrichteten Studenten zugleich einen liebenden Sohn zurücksenden möge.

Das ist es, was ich zu Rom, Neapel, Freiburg und Schwytz hinsichtlich der Jesuiten gelernt und erfahren habe. Ja, ich liebe sie herzlich, weil ich außer Gott meine Bekehrung ihnen zu danken habe; allein eben die Religion,

worin sie mich unterrichtet haben, lehrt mich die Wahrheit über Alles lieben. Hätte ich nur das Geringste an ihnen wahrnehmen können, wodurch in unserer Zeit gewissenhafte Ueberzeugungen, legitime Interessen verletzt würden; was in irgend einer Weise persönlichen Vortheil, Hinneigung zu Parteien verrathen hätte, und nicht aus der reinsten und strengsten Gesinnung hervorgegangen wäre: so würde ich sie zwar immer noch lieben, denn es sind edle Christen, aber ich würde von ihnen schweigen. Da ich aber Gutes von ihnen sage, darf und muß man mir glauben, und an Ehrenmänner mich wendend, fordere ich jeden redlichen Menschen, wenn er nicht allzu unwissend ist, vor aller Welt auf, anders zu reden und zu zeugen als ich. —

Unter den vielen Thürmen, die Freiburg schmücken, zeichnet sich besonders einer aus, der sich schlank und zierlich zu einer sehr bedeutenden Höhe erhebt; der Thurm der Stiftskirche von St. Nicolaus. Der Meister, Georg Jordil, erhielt am 11. Julius 1470 von dem hohen Rathe den Auftrag, einen Thurm, der jenem der Kathedrale von Lausanne ähnlich sey, zu erbauen, und im Jahre 1475 war das Werk vollendet. Weil aber Meister Georg etwas viel Trefflicheres geleistet hatte, als das Muster selbst, wollte sich der Rath nach Würden großmüthig zeigen, und bestimmte ihm statt der festgesetzten vier Groschen des Tags zum Schlusse für eine ganze Woche täglich sieben Groschen! Der Künstler konnte aber den Anblick seines Werks nicht lange genießen, denn kaum

war die letzte Hand an den Thurm gelegt, so starb er, bevor die Glocken erklangen, was zum ersten Male am Pfingstfeste des nächsten Jahrs stattfand.

Der Name des Meister Georg darf den Namen aller berühmten Mauerer des Mittelalters mit Ehre beigezählt werden. Sein Bauwerk ist ein Meisterstück von zarter Schönheit, Kühnheit und Majestät; und wenn auch der hohe Rath den Künstler gar ärmlich bezahlt hat, so hat er doch an der Schönheit des Baues nichts gespart, hat weder an Steinen noch Bildhauerarbeit geknickert, und damit wahrscheinlich den eifrigsten Wunsch des ehrlichen Meisters erfüllt. Er durfte seinen Thurm so hoch machen als er wollte, und er machte ihn wirklich 256 Fuß hoch; er durfte ihn nach Lust und Liebe zieren, bekränzen, mit Gestalten und Blumen ausschmücken. Am Portale zeigt sich im innern Gewölbbogen das jüngste Gericht mit vielen Figuren, und darüber schwebt im Himmel eine herrliche Krone; was Alles der wackere Künstler ohne Zweifel manchmal in seinen Träumen geschaut hat.

Man kann das tiefe Gefühl, welches so schöne Werke hervorgebracht und in solcher Zahl vollendet hat, nicht genug bewundern. Jene fromme, gläubige Zeiten waren auch die gesegneten für Kunst und Künstler, welche letztere mit größerem Eifer darnach trachteten, ein großes und treffliches Werk um geringen Lohn zu fertigen, als mittelmäßige und kleinliche um den reichsten Sold. Und bei solchem Thun waren ihnen Völker und Städte dienstbar; was sie träumten und ersannen, mochten sie leicht aus-

führen, denn sie fanden den Glauben und darum auch Geld für ihre mächtigen Entwürfe. Schafft! rief man ihnen zu, und Stadtgemeinden zahlten Denkmale, die jetzt Königen zu kostbar scheinen würden. Der Aermste wie der Reichste trugen freudig ihren Stein zu dem Tempel bei, wo sie beide beteten; und während eine Halle mit wenigen Gemächern, deren Anzahl sich nur mit der Familie vermehrte, dem Vornehmsten als Wohnung genügte, war für das Haus Gottes nichts zu schön, zu geräumig und zu glänzend, denn eben dieses war in Wahrheit das gemeinsame Haus für Alle. In solcher Weise blieben die Menschen einmal von dem Bedürfnisse, ja selbst von dem Verlangen nach unsern weichlich und fade machenden häuslichen Bequemlichkeiten, diesen Kindern und Vätern der Selbstsucht, Unbehaglichkeit und Langeweile, frei; dann gewannen sie, bis zum Geringsten des Volks herab, durch die Gewöhnung an Meisterwerke und durch die Betrachtung derselben ein künstlerisches Gefühl, das die Seele erhob, und von dem Augenblicke an verloren ging, wo Gemälde, Marmorbilder und getriebene Arbeiten aus den Kirchen, wo sie Gemeingut waren, in die Kunstsammlungen einiger bevorrechteter Reichen versetzt wurden. Sobald sie die Kirche verließ, hörte die Kunst auf, den Massen verständlich zu seyn; sie spricht nicht mehr zum Volke, und das Volk versteht, liebt, schätzt sie nicht mehr. Als man nur die Bilder Jesu Christi, der heiligen Jungfrau, der Martyrer oder Darstellungen aus der Leidensgeschichte

und dem Leben der Heiligen malte: wußte der gemeinste Handwerker, was dieß bedeuten sollte, und nahm mit Herz und Seele daran Theil. Wie stehen wir aber den neuern Bildwerken, den griechischen, römischen und sonstigen aller Welts Idealen gegenüber? was kann, was soll hier das Volk anziehen, ergreifen und beleben, wo man nur mit einiger Gelehrsamkeit den Inhalt der Darstellung errathen kann, oder sich auf den unfruchtbaren Boden einer technischen Kritik der Zeichnung, Farbe und Beleuchtung beschränken muß? Diese Bilder sind nur für die Augen, allein dieß genügt nicht; sie geben der Seele keine große Erinnerungen, keine schöne Beispiele, keine süßen Tröstungen, und wir vermissen sie nicht im geringsten, wenn sie aus der Werkstätte des Malers in das Prunkzimmer des Banquiers wandern.

Die Kirche mit dem Thurme des Meister Georg bewahrt noch ein anderes Kunstwerk, eine Orgel von Aloys Mooser, die wahrscheinlich die größte und trefflichste auf der Welt und, was das seltsamste dabei, ganz neu ist. In Freiburg geboren, wollte Mooser schon als Kind durchaus Orgeln machen, so sehr gefiel ihm das Orgelspiel während des sonntägigen Gottesdienstes. Man ließ ihn seinem Geschmacke folgen, er durchwanderte die Welt studirend und arbeitend, und kam endlich, als er sich Kenntnisse, einen berühmten Namen in seiner Kunst und einiges Vermögen erworben hatte, mit weißen Haaren in die Heimath zurück. Zu derselben Zeit hatte ein Blitzstral die Kirche von St. Nikolaus getroffen und die Orgel zer-

ſtört, die nämliche, welche der gute alte Künſtler ſo oft in ſeiner Kindheit gehört, und deren Töne ihm ſeinen Beruf geoffenbart hatten. Mooſer zeigte bei der großen Trauer über dieſen Verluſt keinen beſondern Schmerz, denn er hatte ſchon lange einen Plan, den er als ſeinen Liebling hegte und pflegte. Er machte alſo den Vorſchlag, wenn man ihm nur eine kleine Beihülfe gewähre, zum Schluſſe ſeiner künſtleriſchen Laufbahn eine Orgel zu fertigen, wie noch kein Fürſt und König, kein Erzbiſchof und Cardinal eine ähnliche ſeiner Kirche geſchenkt habe.

Und als der Vorſchlag angenommen worden, machte er ſich mit der Hingebung eines chriſtlichen Künſtlers, wovon man noch einzelne Spuren in Deutſchland, aber auch wohl nur dort, findet, an ſein Werk, und erbat ſich von Gott nur die einzige Gnade, daß er ihn nicht früher ſterben laſſen möge, als bis die Arbeit vollendet und glücklich gelungen ſey. Er wurde erhört.

Ich verſtehe zu wenig von der Technik des Orgelbaues, um etwas Genaueres über dieß Meiſterwerk ſagen zu können, und ich weiß nicht einmal die Zahl der Regiſter anzugeben. Aber es iſt ein Wald von großen und kleinen Pfeifen, worin man luſtwandeln und ſich verirren könnte. Und aus dieſen Pfeifen dringen alle Töne, alle Harmonien hervor, welche die Phantaſie des menſchlichen Ohrs nur immer träumen kann; von den weichen Nachtigallſeufzern der Flöte Dülons an bis zu dem Gebrülle des Donnerſturms, der die Grundmauern des Hauſes erſchüttert. Als die abentheuerlichen Mähr-

chen Hoffmanns noch in der Literatur im Schwunge waren, vernahmen wir von einem wunderlichen Instrumentenmacher, der die Seele seiner Großmutter in eine Geige gesperrt und diese dadurch zur Perle aller Geigen erhoben hatte, mit welcher sich die gelungenste von Stradivarius nicht vergleichen durfte, weil die arme bange Seele, die so gerne ihrem Gefängnisse entfliehen mochte, ihre Klage unter dem höhnenden Bogen in wundersüßen Lauten aushauchte. Mooser hält aber im ähnlichen Bilde wenigstens sämmtliche Seelen seiner Familie seit vier Generationen in seiner Orgel gefangen; denn wer mag bestimmen, wie viele Seelen hier laut werden, wie viele Stimmen hier sich vernehmen lassen? die einen ganz ferne wie ein Schar von Pilgern, die durch einen Wald ziehen und Hymnen singen, deren Töne halb vom Winde verweht werden, der durch die Baumwipfel streicht; die andern so nahe, daß man Worte und Seufzer zu unterscheiden glaubt.

Ich habe diese herrliche Orgel oft gehört, aber leider war die Kirche jedes Mal, mit Ausnahme des einzigen Sonntags, von Engländern angefüllt, die, den Rücken gegen den Altar gewendet, mit übereinandergeschlagenen Beinen und gähnend, sich die geheiligten Melodien vorspielen ließen. Auch am letzten Tage vor meiner Abreise, als ich noch einmal St. Nikolaus besuchte, fand ich wieder eine große Zahl, die sich durch den schalkhaften Organisten, der die Welt kennt, und eine hüpfende, neckische Tändelei vortrug, ganz besonders ergötzt zeigten,

während ich bittern Unmuth darüber empfand, daß man dieß herrliche Kunstwerk zum Spielzeuge für die unmanierlichen Kinder der queen Victoria herabwürdigte. Aloys Mooser soll auch durch ähnliche Huldigungen nicht sehr erbaut worden seyn; und der Himmel hat den alten Meister von allen irdischen Unbilden befreit, und ihn im Jahre 1839 zum Genusse der ewigen Harmonien berufen.

Ich will nicht von Freiburg scheiden, ohne noch von einem seiner ehrwürdigsten und wunderbarsten Denkmale zu reden. Es ist dieß eine alte Linde auf einem malerischen Platze, vor dem Rathhause; so alt schon, daß sie ihre Zweige nicht mehr zu tragen vermag, sondern sie auf Säulen stützen muß, wie ein Greis seine matten Arme auf die Schultern seiner jungen Enkel legt. Sie heißt in der Volkssprache tille und wurde im Jahre 1480 zum Andenken an die Murtner Schlacht gepflanzt. Schon im sechzehnten Jahrhundert wurde unter ihrem Laubdache im Freien ein Gerichtshof gehalten, um kleine Zwistigkeiten unter den Landleuten, die den Markt besuchten, zu schlichten; die Bekanntmachungen wurden an ihr angeheftet, das ganze bürgerliche Leben verknüpfte sich gewißermaßen mit ihr. Aber auch an den Revolutionen nahm die alte Linde Theil. Im Jahre 1798 schmückten sie die Franzosen mit den Emblemen der Freiheit; im Jahre 1802 gaben ihr die Milizen der Waldkantone die alten Stadtfarben wieder; die Parteien stritten sich um ihren Besitz. Gegenwärtig trägt sie nur ihr lichtes grünes Kleid, und man sieht mit Freude, daß ihr weder die fremden Heere,

noch die Revolutionen, noch die Ränke der Zwietracht den kühlen Schatten, die duftenden Blüten und die blühenden Kinder, die unter ihrem frischen Zelte spielen, rauben konnten. Indessen hatte sie doch auch ihre bösen Tage, ihre schweren Prüfungen. Einmal schien sie abgestorben, sie war dürr und blätterlos. Da schleuderten die jungen Bursche, die auf dem Platze spielten, eine angezündete Granate in den hohlen, halbtodten Stamm, und er fing an zu brennen; worauf die Freiburger, die ihre alte Linde um jeden Preis retten wollten, mit Löscheimern und Feuerspritzen herbeieilten, und den Baum mit Wasser überschütteten. Das Feuer wurde gelöscht; wie groß und allgemein war aber die freudigste Ueberraschung, als im nächsten Frühlinge der ehrwürdige Baum erfrischt wieder auflebte, im reichen Blätterschmucke grünte, unzählige Blüten aufschloß, und durch seinen köstlichen milden Duft weit in der Runde herum seine Auferstehung ankündigte?

Am Fuße dieser nämlichen poetischen Linde zerbricht der Richter den Stab über dem Haupte der zum Tode Verurtheilten! Harte Sitte, für den Verurtheilten wie für die sanfte Linde, die, so alt sie ist, die frohen Stimmen und Spiele der Kinder so herzlich lieben muß!

Aber sie muß Alles sehen und dulden, die alte Linde, Kinderjubel, Hinrichtungen und Revolutionen, und könnte viel davon erzählen.

Die Fahrt nach Bulle.

In der Schweiz liegen die Gebirge dem Auge gewöhnlich zu nahe; allein von meinem Fenster zu Freiburg sah ich bei hellen Tagen eine lange Kette ferner Höhen, welche den Horizont begrenzten, und aus dieser hob sich, rein und scharf abgeschnitten, eine Berggruppe hervor, die nach der verschiedenen Beleuchtung der Sonne düster oder glänzend, im weißen, blauen oder rosenrothen Dufte erschien. Das mächtigste Haupt dieser Gruppe, welches nur der Rumpf von einer ehemals viel höheren Spitze ist, hat glatte, deutlich abgezeichnete Wände und Stirnen, woran sich das Licht bricht, so daß sie in allen Farben des Prisma funkeln und spielen, während der Hauptstock bis zum Fuße des Gebirgs herab sich in die weichen Töne eines dunkeln Himmelblau's hüllt. Dieser abgebrochene Gipfel heißt der Moleſſon. Er liegt in einer merkwürdigen Gegend, im Bezirke von Greyers, der ungeachtet seines zunächst an den berühmten Käs mahnenden und darum prosaisch gewordenen Namens sehr poetisch, blumenreich

und wohl bevölkert ist; und wird, selbst abgesehen von seinen Sennhütten, Weideplätzen, Tannen und Sturzbächen, besonders wegen seines herrlichen Sonnenaufgangs weit und breit gepriesen. Schon vom ersten Tage meines Hierseyns an gelüstete es mich nach einer Wanderung dahin, und so machte ich mich endlich auf den Weg, um jene aus so großer Ferne bewunderten Massen von Gold und Kristall, jene Riesensmaragde mit den Händen zu ergreifen.

Von Freiburg nach Bulle führt die große Straße, die große Straße ist aber nichts anderes als der Eilwagen, und der Eilwagen ist so viel als Langeweile, Lärm, Staub, widriger Zwang der Abfahrt und Ankunft und aufgedrungene Gesellschaft, mag sie noch so einfältig und klatschhaft seyn. Zu meinem Glücke fand ich auf der Imperiale einen alten Bekannten, mit dem ich von Vevay nach Freiburg gefahren war, und der meinen Namen so wenig wußte als ich den seinigen; allein ich hatte mich seiner Dose bedient, und er drückte mir die Hand recht herzlich. Es war ein Mann von wackerer bürgerlicher Art; heiter, gesetzt, zuvorkommend, von ehrenhaftem Aussehen, gebildeten Manieren und einer so reinen französischen Aussprache, daß ich darüber staunte. Als ich jedoch seine frühern Verhältnisse kennen lernte, wunderte ich mich darüber nicht mehr, denn ich hatte ein Opfer unserer politischen Zuckungen, einen alten Thürsteher der Tuilerieen vor mir. Nachdem er fünfzehn Jahre lang seinen bequemen Dienst versehen, dann zwei oder drei

Jahre lang nach Kräften mit kleinen Verschwörungen sich getröstet hatte, lebt er nun von einer geringen mühe=seligen Anstellung, ohne nur einen Augenblick seine Hei=terkeit oder seine Manieren des Hoflebens zu verleugnen, die man übrigens auf der Imperiale eines Eilwagens eben so angenehm findet als in einem Prunksal. In Folge der alten Gewohnheit, viel mit vornehmen und hohen Personen zu reden, hat er eine gewisse Vertrau=lichkeit, aber mit der gefälligsten Hochachtung gemischt, angenommen, was zugleich schwatzhaft und verbindlich macht. Am nützlichsten war es ihm jedoch, daß seine feste religiöse Gesinnung ihm Hoffnung und Frieden be=wahrte; so daß er, nachdem er alles Uebrige in seinem Mißgeschicke verloren, im Besitze dieser Güter immer noch reich genug ist. Inzwischen kostet ihm die Ver=gangenheit wohl zuweilen einige Seufzer. — Sie ge=denken doch immer noch mit Bedauern des Dienstes in den Tuilerieen, sagte ich. — Gewiß, erwiederte er, Frank=reich ist ein so schönes Land. — Ei, die Schweiz ist doch auch schön. — O ja, man könnte sagen, sie wäre vor lauter Häßlichkeit schön. Wenn ich aber, ehe die Gitter geöffnet wurden, in unserm Garten spazieren ging, meine Pfeife rauchte und die Gazette las, so war es mir unter den Kastanienbäumen viel wohler als hier un=ter den Tannen. Indessen, Gott ist gnädig, vielleicht komme ich einmal wieder mit unsern Prinzen dahin zu=rück. Was halten Sie davon? — Es ist alles mög=lich, allein was Sie wünschen, scheint weder leicht noch

wahrscheinlich. — Das ist gleichviel. Wäre der Herzog von Bordeaux einmal am Rheine, sehen Sie Herr, ich ließe Alles im Stiche, Frau, Kinder, Land und Stand, und suchte ihn auf. Zuerst Eine, verstehen Sie, denn ich habe die Familie so lieb, mag es vernünftig oder nicht seyn; es ist eben stärker als ich, es liegt schon im Blute. Denn bedenken Sie selbst, sieben Oheime wurden mir am 10. August ermordet, und eine Muhme stammelt noch jetzt in Folge des Schreckens, den ihr damals die Mörder eingejagt haben; mein Vater verwundet, der Großvater meiner Frau guillotinirt, ihr Vater unter den Fahnen Conde's verstümmelt, ich selbst zu Grunde gerichtet, mißhandelt, eingekerkert .... nicht wahr, das macht anhänglich? Darum zog ich auch schon in meinem sechzehnten Jahre mit dem Oberstem Maillardoz aus, und ich würde noch einmal ausziehen, wie ich es schon gesagt habe. Denn entweder, man hat eine Meinung oder man hat keine. Hat man aber eine, nun wohlan .... sehen Sie!

Und dann, fuhr er fort, wenn Sie wüßten, wie gut sie gegen ihre Leute waren. Nun, Sie sprachen eben von Madame la Dauphine in einer Weise, die mir sehr wohl gefiel, und wenn ich auch merke, daß Sie schwerlich zu unserer Partei gehören, so sind Sie doch bei allem dem ein braver junger Mann. Nur feige Buben können Frauen beleidigen, und man muß kein Herz und keine Seele haben, wenn man diese nicht bewundert. Auch weiß die Welt gar nicht, was sie gelitten hat. Und

sie ist wie Ihre Königin Marie Amalie; ich lasse ihr gerne Gerechtigkeit widerfahren, wünsche ihr wahrlich nichts Böses. Sie hat durch ihr Gebet schon manches Uebel von Frankreich und ihrer Familie abgewendet. Denn, sehen Sie, ich behaupte, mit Gebet und Gerechtigkeit vermag man Alles. Wie habe ich mich denn aus der Sache gezogen? ich hatte, Gott sey Dank, Unglück genug. Als ich nach der Revolution in die Schweiz zurückkam, stand es schlecht mit meiner Wirthschaft, ich besaß nichts mehr als Frau und Kinder. Aber das Vertrauen hat mich darum nie verlassen, wir haben stets Arbeit gesucht, und der gute Gott hat uns stets gegeben. Mein Weib jammerte: wo finden wir Arbeit? — Bete ein Ave. Sie that's. Am andern Morgen, als ich aus der Kirche ging, begegne ich dem Bedienten des Herrn von Düras, den ich seit vier Jahren nicht gesehen hatte. „Ei sieh da, Thomas, Gott grüß' Euch! — Willkommen Johann! — Ist der Hr. Herzog hier? — Nein, aber die Frau Herzogin. — Könnte sie nicht vielleicht eine Nätherin brauchen? — Gerade soll ich eine aufsuchen." Nun gut, nach einer Stunde saß meine Frau schon bei der Arbeit. Die kleine Medaille von der heiligen Jungfrau hier kommt niemals von meiner Brust, und ich weiß ein Gebet, welches mich meine Mutter in meinem dritten Jahre schon gelehrt hat. Das bete ich alle Abende, ohne dieß schlafe ich nicht ein, und es mag sich darüber lustig machen, wer da will. Vor ganz kurzer Zeit schien es mir, als fing ich an, mehr Kinder zu

bekommen, als ich nähren könne, und da ich dem Pater Anton, einem wackern Alten, rüstig, mit einem herrlichen Barte, dem schönsten Kapuziner in der Schweiz begegnete, fragte ich ihn deßhalb um Rath. „Kauft Euch einen Löffel mehr und bittet den lieben Herrgott," antwortete er mir, und er hat wirklich recht; es geht immer noch. —

Die Frömmigkeit des Armen ist eines der wohlthuendsten Gefühle, welches ein Mensch, der nicht herzlos ist, mitempfinden kann. Darum langweilte mich mein Reisegefährte keineswegs, und ich sagte ihm zu Bulle mit wahrem Bedauern, daß ich so bald von ihm scheiden mußte, Lebewohl.

La Part-Dieu.

Es war noch hell und ich hatte nur eine Stunde bis zur Karthause La Part-Dieu, wo ich übernachten wollte. Ich nahm also meinen leichten Reisesack auf die Schultern, und ging flüchtigen Schrittes vorwärts. Wie herrlich sind doch die Wege in der Schweiz, für den Fußgänger nämlich, denn die Fuhrleute und Eilwagens-Conducteure haben eine andere Meinung. Gewöhnlich verliert sich der Pfad in die grüne Nacht eines duftenden Tannenwaldes, übersetzt einige Bergströme, und steigt einige Höhen hinan, von wo das Auge ein schönes Panorama von Berg und Wald überblickt. Das Geräusch einer Mühle, ein schneeiger Berggipfel, das metallene Kreuz einer Kirche, das Geläute der Herden sind die Wegweiser; die unzählbaren Völkerschaften der Alpenblumen, die Hecken von Goldregen und die wilden Rosenbüsche sind unsere Gesellschafter. So zeigte sich auch der Weg nach La Part-Dieu; dennoch fürchtete ich mich zu verirren, denn die Nacht sank rasch herab, und ich wünschte gar sehr vor ihr anzukommen. Wenn ich Vorübergehende

über den rechten Weg befragte, führten sie mich höflich und gefällig bis zur nächsten Wendung desselben, und schätzten nach dem Maßstabe ihrer Füße die Entfernung meines Ziels. So rechnete ein junger Bengel höchstens zehn Minuten; eine viertel Stunde nachher meinte aber eine gute zahnlose Alte, daß ich wenigstens noch eine halbe Stunde brauchen würde. Indessen ich kam endlich doch an. Tiefe Stille ringsum, nirgends Bewegung oder Licht, es war vollkommen Nacht geworden, und im Kloster schlief schon Alles. Dennoch trat ich heran, obgleich nicht ohne Furcht, nach Bulle zurückkehren zu müssen. Als wenn das gastfreundliche Bild des heiligen Bruno nicht über der Pforte gestanden, als wenn der Handgriff der Glocke nicht ein kleines Kreuz gebildet hätte, dieß beredte Sinnbild, was den Armen und Fremden wohl beruhigen kann! Freilich wissen unsere Pariser Sitten so wenig von Gastfreundlichkeit! .... Ich läute; man öffnet, grüßt mich, und heißt mich eintreten, aber man fragt nicht, was ich will. Der Fremde, der zu dieser Zeit kommt, begehrt eben Gastfreundlichkeit, das wissen Alle in diesem Hause sehr gut. Der Pater Prior ist schon im Bette, denn die Ordensregel, die den Geistlichen vorschreibt, vor Mitternacht aufzustehen, um bis zwei Uhr Morgens im Chore zu singen, befiehlt ihnen auch, sich mit Sonnenuntergang niederzulegen, und erlaubt ihnen in ihrer Strenge nicht, die Stille und Frische des Abends zu genießen. Einer bleibt aber immer auf, um die Gäste zu empfangen; und so bereitete denn auch

der Bruder, der mir dieß berichtete, mein Abendessen, während ein Diener mein Lager in dem Pilgerzimmer bestellte. Ich schonte das Brot, den Käse und die Aepfel des Klosters keineswegs, und Bruder Johann setzte sich neben mich, füllte auch sein Glas, um mit dem Gaste anzustossen, ermunterte sich, erwiederte auf meine Entschuldigungen, daß ich ihm noch so spät lästig würde, lächelnd, er werde daran noch nicht sterben, und wir plauderten recht traulich zusammen. Als er sah, mit welchem Eifer ich für meine Ernährung sorgte, rief er: wahrlich, es wäre recht Schade gewesen, wenn Sie nicht zu Abend gegessen hätten. — Ei, antwortete ich, das geschieht, weil ich Kräfte brauche, ich will morgen früh die Sonne auf dem Moleson aufgehen sehen. — Sie irren sich, meinte er, morgen sehen Sie die Sonne nicht aufgehen, die Sonne sieht Sie aufstehen. Wissen Sie, daß wir von hier bis zum Moleson drei gute Gebirgsstunden haben? Um zur rechten Zeit anzukommen, müßten Sie auf der Stelle aufbrechen. Darum gehen Sie schlafen, und morgen werden Sie mit uns frühstücken und Mittag essen.

Die Zellen der Väter bilden eben so viele kleine abgesonderte Häuser, die von Innen durch weite Gänge mit einander verbunden sind; eine Anlage, die durch die große Strenge der Ordensregel, welche eine vollkommene Abscheidung gebeut, nothwendig wird. Das Hauptgebäude ist ganz für die Fremden bestimmt, der alten Sitte gemäß, obgleich das Haus erst in neuerer Zeit,

also in einer Epoche wieder aufgebaut wurde, wo die Gäste nicht mehr häufig erschienen. Allein die Geistlichen bauen nicht für einen Tag; und diese Orden, deren Leben nach Jahrhunderten zählt, wissen wohl, daß, wenn sich die Welt in ihren träumerischen Bewegungen von ihren Asylen abwendet, auch andere Zeiten kommen, wo sie sich denselben wieder nähert, und so halten sie die geweihte Pforte der Gastfreundlichkeit stets weit offen. Gibt es jetzt keine Gäste, so laßt uns für jene bauen, die nach hundert Jahren kommen.

Mein Zimmer ist geräumig, anständig möblirt und im Vergleiche mit den Zellen der Geistlichen nicht ohne Luxus. Von meinem Fenster aus überblicke ich eine Wüste, aber eine Wüste, die mit allen Reitzen der Alpenwelt und des Frühlings geschmückt ist. Zur Rechten ist der Gesichtskreis von Höhen begrenzt, die von den ersten Sonnenstralen schief beleuchtet werden; links ragt über die Gebäude nur ein helles schneebedecktes Horn herüber, und gerade aus überfliegt das Auge ein mit dunkeln Tannenstreifen durchzogenes Thal, und verliert sich in dem weiten Halbkreise leise ansteigender, fruchtbarer, mit Häusern und Sennenhütten übersä'ter Flächen. Tief unten im Thale aber eilt ein Bergstrom hin, die Treme, den man hier oben immer hört, und der mich jetzt mit seinem Murmeln einschläfert, während er zu anderer Zeit schäumt und brauf't. Er singt mir flüsternd zu: das Leben hier sey süßen Friedens voll...., aber er zieht weiter, und auch ich ziehe fort wie er.

La Part=Dieu wurde im Jahre 1307 gestiftet. Die Wittwe des Grafen von Greyers, die, wenn wir der silbernen Büste glauben, welche in der Karthause aufbewahrt wird, ein lebhaftes, feingebildetes Geschöpf mit aufgeworfener Nase, geistreicher Stirne und länglichtgeschnittenen spöttischen Augen war, sagte sich eines Tages bei der Beschauung ihrer Kleinode und Putzwaaren, während sie zugleich der Vergangenheit gedachte, sie habe dem Teufel schon genug von ihren Glücksgütern hingeworfen, und es sey nun Zeit, an den Theil Gottes zu denken. Und da sie in ihrer Grafschaft eben ein waldiges Gebirg besaß, was außer Schnee und Wasserfällen kaum etwas eintrug, so fügte sie einige Tagwerke guter Weide hinzu, schenkte das Ganze den Jüngern des heiligen Bruno, und verlangte dafür, daß sie für ihren noch jungen Sohn, für sie, die schon ziemlich bejahrt war, und für ihren verstorbenen Gemahl beteten. Bochard, ein Mönch aus Heiligenthal, einem Karthäuserkloster, welches schon früher von den Herrn von Charmey in der Nachbarschaft gegründet worden war, wurde der erste Prior des neuen Hauses, welches man nach dem Ausdrucke der Stifterin Theil Gottes, Part=Dieu, nannte. Nun machten die Mönche den Wald urbar, führten einige schmale Wege an den Seiten des Gebirgs hin, und die Gegend, die damals gewiß sehr wild seyn mußte, weil sie es noch heute ist, bekam dennoch bald ein anderes Aussehen. Das Kreuz auf dem Giebel des Hauptgebäudes lud die armen Bewohner der Wildniß bald unter seinen Schatten ein,

andere kamen aus noch größerer Ferne herbei, denn Almosen ziehen an. Große Landstrecken wurden diesen Besitzlosen gegen die geringste Abgabe überlassen, und wie die neuen Familien nach und nach die Waldungen abweideten wie die Herden das Gras, und das Gebirg immer mehr bewältigten: wurde die Gegend unter dem Schirm der geistlichen Väter auch gesittet und gebildet, blieb aber dabei stets gut katholisch, was eben die wahre Gesittung und Bildung ist.

Der kleine Bezirk war so glücklich, unter dem Schutze des Gebets beinahe von aller bürgerlichen und auswärtiger Kriegsnoth verschont zu bleiben; denn nur zwei große Verwüstungen trafen die Gemeinde. Während der Pest von 1556, welche sich mit der Entwicklung der Reformation einstellte, starben der Prior und vier Dienende bei der hülfreichen Pflege der Kranken als glorreiche Martyrer ihrer Aufopferung; und im Jahre 1800 wurde das ganze Kloster ein Raub der Flamme. Die Gebäude wurden indessen bald wieder hergestellt, und durch strenge Ordnung, Wirthschaftlichkeit und Mäßigkeit wußten die Mönche alle Ausgaben zu decken und in kurzer Zeit ihre Schulden zu zahlen, ohne ihre Almosen und ihre Gastfreundlichkeit zu unterbrechen oder zu mindern.

Ich habe nicht erfahren, ob auch berühmte Männer diese Zellen bewohnt haben. Das Leben der Karthäuser ist ein verborgenes, sie vergessen die Welt und streben nach Kräften, auch von ihr vergessen zu werden. Gewiß

kamen seit fünfhundert Jahren auch erhabene Geister, große und kräftige Charaktere an diese Pforte, um in dieser Einsamkeit schon im Leben den Tod zu suchen; oder vielmehr, denn wir beurtheilen diese Dinge stets mit weltlichem Sinne, und es ist keineswegs der Tod, welchen man hier sucht und findet, um einen Vorgeschmack der Auferstehung, jener Entbindung der Seele zu gewinnen, in der es ihr gegönnt ist, manchmal einen flüchtigen Schein des göttlichen Lichts, nach dessen ewiger Anschauung sie sich sehnt, zu empfinden. Doch diese Männer begruben sich mit allen Gaben und Kräften, mit ihrem ganzen Seyn und Wollen, und offenbarten der Welt nichts mehr von Demjenigen, was von nun an nur der gottseligen Einsamkeit gewidmet war; und so drang nichts aus den weißen Leichentüchern, worin sie sich einhüllten, hervor, als Lobpreisungen des Herrn und Gebete für die Unglücklichen. Nur wenige von diesen Einsiedlern waren Schriftsteller; die andern, entweder den Werken menschlicher Weisheit mißtrauend, oder aus Sorge, der Eitelkeit, die sich so schwer von den Operationen des Menschengeistes trennt, zu unterliegen, zogen Handarbeiten vor, wobei die Seele ruhen kann, ohne der Entwicklung heiliger Betrachtungen entzogen zu werden.

Erst vor Kurzem lebte zu Part=Dieu ein Pater, der von einer unüberwindlichen Schlafsucht fortwährend gepeinigt wurde, so daß er sich mit dem besten Willen nicht um eilf Uhr ermuntern konnte, um die Frühmette zu

singen. Nun hatte ihn aber die Natur nicht allein zu einem merkwürdigen Langschläfer, sondern auch zu einem trefflichen Mechaniker gemacht, und schon war es ihm ohne alle Fachstudien, ohne irgend eine Kenntniß der Mathematik, durch natürliche Anlage und unverdrossene Versuche gelungen, ein vorzügliches Uhrwerk zu fertigen. Mit dem Schlagwerk desselben verband er in Form eines Weckers ein roh gearbeitetes Glockenspiel, was sich aber ungenügend erwies; dann brachte er an den Ecken und oben auf dem Aufsatz des Zifferblattes eine Amsel, einen Hahn und einen Trommler an, die miteinander zur bestimmten Stunde einen gräulichen Lärm hören ließen. Einige Nächte ging die Sache ganz gut, allein nach kurzer Zeit, wenn es eilf Uhr war, spielte das Glockenspiel, pfiff die Amsel, krähte der Hahn, trommelte der Tambour, aber der Mönch schnarchte ruhig fort. Ein Anderer wäre muthlos geworden, unser Pater aber vertraute seinem Genius und brachte bald eine Schlange zu Stande, die unter seinem Haupte liegend jedes Mal um eilf Uhr ihm an's Ohr fuhr, und mit durchdringendem Zischen an die Zeit mahnte. Offenbar war das Werk gelungen; die Schlange erwies sich viel geschickter als die Amsel, der Hahn, der Trommler und das Glockenspiel, die aber dennoch als getreue Hülfstruppen gleichfalls ihr ganz artiges Getöse lieferten, und der glückliche Karthäuser wurde jedes Mal aufgeweckt. Doch mitten in seiner Freude machte er eine betrübende Entdeckung: er hatte sich bis jetzt nur für einen übermäßi=

gen Schläfer gehalten, und erkannte sich jetzt als träg; denn so wach wie er war, konnte er sich doch nicht entschließen, sein dürftiges Lager zu verlassen, und immer verlor er einige Minuten mit dem süßen Genusse, sich noch im Bette zu fühlen und mit geschlossenen Augen wenigstens noch den Schein vom Schlaf zu kosten. Das mußte natürlich anders werden. Der Geistliche fühlte sich schuldig und der Mechanikus gedemüthigt; es sah gerade so aus, als wenn der Teufel sein höhnisches Spiel mit ihnen treiben wollte, und es wurde durchaus nothwendig, ihn wieder zu bewältigen. Alsbald wurde ein schweres Brett in der Art über dem Bette angebracht, daß es zehn Sekunden nach der liebevollen Ermahnung der Schlange hart genug auf die Füße des Trägen niederfiel. Und da geschah es denn gar oft, daß der Mönch hinkend und mit zerschlagenem Beine in den Chor kam. Indessen, sollte man es glauben? Mag nun die Schlange ihren schrillenden Falsetton verloren haben, mag das Brett mit der Zeit leichter, oder der Alte schlafsüchtiger geworden seyn, mögen sich seine Beine abgehärtet, oder mag er die sündhafte Gewohnheit angenommen haben, sie vor dem züchtigenden Schlage an sich zu ziehen: genug, er empfand bald die Nothwendigkeit einer andern Erfindung, und er band alle Tage vor dem Schlafengehen an seinem Arme einen starken Strick fest, der mit einer wohl berechneten feindlichen Kraft in so guter Verbindung stand, daß er sich zur verhängniß=

vollen Stunde spannte, und unsern Freund ohne weitere Warnung aus dem Bette warf.

So stand die Sache, und Gott weiß, welche neue schlaftödtende Entwürfe noch in seinem Kopfe keimten, als er für immer entschlief. Entschlief? Keineswegs! der eifrige Christ glaubte das nicht; denn trotz seiner läßlichen Sünde der Trägheit blickte er vertrauensvoll zum Allbarmherzigen empor, als seine Stunde kam. Endlich erwache ich! rief er. Dies war sein letztes Wort. —

Diese Männer, deren Geist bei den einfachen Erholungsarbeiten, die sie sich erlauben, und die ihnen sogar die Ordensregel vorschreibt, so thätig ist, erheben sich zu einer seltenen Höhe, wenn sie über die göttlichen Dinge meditiren. Dann schauen sie in seinem Lichte. Spricht man über Weltangelegenheiten mit ihnen, so sind sie unwissend wie Kinder; dafür sind sie aber in der Kenntniß der Seele und in der Wissenschaft des Heils vollkommen bewandert. Wenn sich unsere sogenannten Philosophen über die seltsamen Geheimnisse des menschlichen Herzens, das fortwährend ein Gegenstand ihrer Forschungen ist, vernehmen lassen: so bringen sie verschiedene Phänomene zu Markte, die sie aufgezeichnet haben; sie berufen sich auf dieß und jenes, und schließen ihre Erzählungen mit einer diktatorischen Systematisirung. Damit endet ihr Wissen; denn keiner von ihnen hat mit der Masse von widersprechenden Materialien das Wort des Räthsels gefunden, das sie allein zu einem klaren, verständigen und harmonischen Ganzen vereinen kann. Nun gut, eben dieß

Geheimniß, das ihnen entschlüpft, dieser unfaßbare erzeugende Grund von dem Chaos des menschlichen Denkens wird diesen Einsiedlern nicht verborgen bleiben. Ein junger aufrichtig geistvoller Arzt sagte einmal zu mir: ich weiß, daß das Fieber durch China geheilt wird, aber ich weiß nicht, was das Fieber ist und warum die China es heilt; hier kennt man das Fieber der Seele, man kennt auch das Heilmittel und weiß, warum es stets hilft.

La Part=Dieu ist nicht zur Aufnahme oder Ausbildung von Novizen bestimmt, sondern man sendet gewöhnlich Greise und Mönche, die der Erholung bedürfen, dahin. Doch welche Erholung wartet ihrer nach unsern Begriffen hier! Der Geistliche, der mich bei meiner Ankunft empfangen hatte, war dreiundvierzig Jahre alt; vor zwanzig Jahren trat er, der Welt schon müde, mit einem lebendigen Glauben, festen Willen und mit ungeschwächter Gesundheit in den Orden, und jetzt sind seine Lippen bleich, er athmet mit Anstrengung, kann sich nur kurze Zeit aufrecht halten, und hat seit sechzehn Jahren keine ruhige Nacht mehr gehabt. Beklagt er sich aber, findet er seine Regel zu strenge? Keineswegs, denn sein Glaube ist ihm geblieben und hat sich noch tiefer begründet. Sein Inneres ist freudig und hell, und der Friede desselben spiegelt sich in seinen Reden. Niemals klagt der wahre Christ bei Gott über ein kurzes Leben; niemals glaubt er, daß seine Mühen und Leiden größer seyen, als die Barmherzigkeit, auf die er hofft; und sollte er auch in seinen wie unsern Augen von Fehlern frei und

von Sünden rein seyn, so würde er in der Welt immer noch des Elends und des Verbrechens genug finden, um für solches sein Leben als Opfer, seine Schmerzen als Buße darzubringen.

Der Orden des heiligen Bruno, obgleich seit sieben=hundert Jahren gestiftet, bedurfte keiner Reform. Zu La Part=Dieu wie allerwärts besteht die Ordensregel noch in ihrer ursprünglichen Strenge, und wenn sie auch durch die Zeitverhältnisse in einigen Punkten Abänderungen er=litt, so waren dieß doch keine Milderungen. Die Stif=tung, wie ein Pfropfreis mit dem katholischen Glauben verwachsen, scheint an seiner Kraft und Ewigkeit Theil zu haben, und der Stamm hat den Zweigen seinen Lebens=saft stets reichlich zuströmen lassen. Darum sehen wir uns in der Geschichte des beweglichen Europa's vergeblich nach einer Staatsverfassung um, die sich so lange un=wandelbar erhalten hätte, als die jüngste dieser Gesetz=gebungen des Gebets und der Abtödtung; die von macht=losen Priestern Menschen auferlegt wurden, welche gleich ihnen über die Schuld der Menschheit erschreckt, heißes Verlangen trugen, diese zu tilgen, indem sie dem Himmel ihre Leiden aufopferten, die den Leiden des Kreuzes nach dem Maße menschlicher Kräfte ähnlich werden sollten. Und ihre Hingebung erreichte nicht nur vollkommen das Ziel, sondern im Laufe von Jahrhunderten schwangen edle Nachfolger fort und fort das heilige Panier, welches sie erhoben hatten, wie beschwerlich auch die Pfade seyn mochten, auf denen es wehte, in welcher Gestalt und

Weise es ihnen auch das Marterthum, als höchstes, ersehntes Ziel verhieß. Menschen jedes Ranges und Alters, diese geprüft durch jedes Mißgeschick des Lebens, jene ermüdet durch jeden Genuß desselben; in tiefer Demuth Gebeugte, in hochmüthiger Wissenschaft Verirrte, freie Naturkinder wilder Jahrhunderte, junge Greise aus den Tagen des Zweifelns und Vernünftelns: alle kamen, um das schwere Joch auf sich zu nehmen, sich aber zugleich an der ewigen Flamme wieder zu erwärmen; an dieser erhabenen Glut, die durch die Verfolgung nicht erstickt, durch die Hoffahrt menschlichen Wissens nicht verdunkelt, sogar durch die Gleichgültigkeit des reichsten Besitzes nicht ausgelöscht wird, und die, wenn auch zeitweise mit Asche bedeckt, doch bei jedem frommen Hauche eines erweckenden Reformators sogleich wieder mit neuer Kraft und Klarheit aufflammt. Wie Benedict, Franz von Assisi, Dominicus und Ignatius von Loyola würde Bruno von Hartenfaust, wenn er zur Erde niederstiege, nach siebenhundert Jahren in den Männern, die gegenwärtig der Ordensregel unterthan sind, welche er nicht einmal aufzuschreiben brauchte, und welche, wie das Beispiel seiner Tugend, während längerer Zeit seine Kinder sich getreulich von Mund zu Mund überlieferten, seine ersten Jünger wiederzusehen glauben.

Bruno wurde im Jahre 1024 zu Köln geboren. Bald durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnet, hatte er zu Rheims einem unwürdigen Erzbischofe gegenüber seinen muthigen Eifer für die Reinheit und Heiligkeit

des kirchlichen Lebens bewährt, und war, nachdem er die Entsetzung des Schuldigen bewirkt, nach Paris gegangen, um sich im Gewühle der großen Stadt jeder rühmenden Anerkennung und Belohnung zu entziehen. Hier geschah es nun, daß eine wunderbare und entsetzliche Begebenheit jene Entscheidung in seinem Innern hervorrief, welche in der strengen Sprache der Heiligen Bekehrung heißt. Er war damals fünfzig Jahre alt, besuchte jedoch in seiner immer bescheidenen und unermüdeten Wißbegierde die Vorlesungen eines berühmten Theologen, dessen Talent und Ruf der Frömmigkeit ihn gleichmäßig anzogen. Dieser Mann, Raymund Diocres genannt, starb; und seine Schüler bereiteten ihm ein feierliches Leichenbegängniß, wobei einer vor dem in Mitte der Kirche aufgestellten Sarge eine Trauerrede hielt, und mit feurigen Worten die Glückseligkeit zu schildern versuchte, die ein so großer Redner und frommer Christ im Lande der Gerechten genießen werde. Da öffnet sich der Sarg, der Todte richtet sich auf, und die lügnerischen Lobpreisungen, worin er sich wahrscheinlich im Leben allzusehr berauscht hatte, zurückweisend, ruft er den Umstehenden aus den umhüllenden Leichentüchern langsam und mit herzdurchdringendem Jammer die furchtbaren Worte zu: ich bin angeklagt ..... ich bin gerichtet ..... ich bin mit Recht verworfen! ..... Hierauf sinkt er wieder zurück, und der Sarg schließt sich über ihm wie das ewige Gewölbe der Hölle.

Bruno, von Schrecken ergriffen, sprach zu den Umstehenden: wenn Menschen, die wir bewundern und als unsere Vorbilder verehren, also gestraft werden, wie mögen wir vor der Gerechtigkeit Gottes bestehen? und sogleich beschloß er die ungesäumte Ausführung seines schon längere Zeit gefaßten Vorsatzes, sich von der Welt zurückzuziehen. Er reiste mit einigen Schülern ab, und siedelte sich in einer gräulichen Einöde, Namens La Chartreuse, mitten in den Alpenwäldern der Dauphine, an; nach welchem Orte auch sein Orden benannt wurde, da Bruno in seiner ängstlichen Bescheidenheit den Ruhm eines Ordenstifters vermied, und seinen Gefährten darum weder seinen Namen noch geschriebene Gesetze gab. Der Regel des heiligen Benedicts, dieser wahrhaft von oben eingegebenen Quelle aller klösterlichen Einrichtungen, folgend, verdoppelte er in vielen Punkten die Strenge dieses schon so harten Gesetzes. Lobgesänge Gottes, Betrachtung, Arbeit, gänzliche Entsagung der Welt, unbedingter Gehorsam, Enthaltsamkeit vielfacher Art, Nachtwachen und Einsamkeit in der Einsamkeit: dieß zusammen bildet das Ganze seiner Anstalt, die im Wesentlichen noch jetzt unverändert besteht, nachdem sie, von der Gnade des Himmels befruchtet und genährt, unter den wechselnden Stürmen und Versuchungen der verschiedensten Zeiten und Geschlechter sich ausgebreitet, und den Völkern den Segen des Ackerbaues, der Künste, Handwerke, des Gebets und der christlichen Gesittung geschenkt hatte.

Vielleicht habe ich zu lange bei diesen Erinnerungen verweilt; wer mag aber hier, wo ein mächtiger Gedanke Alles erfüllt, wo das herrliche Werk lebt und schafft, denselben entfliehen? Wenn zur Winterszeit der Chor der Kirche mitten in der Nacht sich plötzlich erhellt, und die Mönche in lange weiße Gewänder gehüllt, gleich betenden Marmorbildern auf Grabmälern in ihren Stühlen knieend, das Lob des Allerhöchsten singen; wenn diese frommen Harmonieen, in welchen man die volle Stimme des noch lebenskräftigen Jünglings und die gebrochene des dem Grabe zusinkenden Greises unterscheidet, sich über das Getöse des Bergstroms, über das Brausen des Sturms erheben und zu Gott aufsteigen; wenn man in den heiligen Worten Bitten für alle Leiden der Menschheit erkennt, und hört, wie diese von der Welt vergessenen Einsiedler in ihrem Gebete derselben gedenken, und sie mit den Früchten ihrer Bußübungen, wovon jene nichts weiß, der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen: wer sollte dann nicht auf die vergangenen Zeiten zurückblicken! Wer sollte dann nicht Dessen gedenken, der also spricht: „In Mitte der Nacht werde ich zu dem Herrn flehen. Zur Stunde, wo die Fackeln der Ausschweifung flammen, werde ich die Kerzen des Altars anzünden; zur Stunde, wo der Böse auf Verbrechen sinnt, wo der Schuldige von Gewissensbissen gequält wird, wo der Arme ohne Freundestrost in der Finsterniß leidet, werde ich beten für den Armen, für den Schuldigen, für den Bösen. Ich werde beten für die Verstorbenen und für

die Sterbenden; ich werde beten für die Unglücklichen, damit sie hoffen, und für die Glücklichen, damit sie jener nicht vergessen."

Und dieß Gebet dauert fort von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, und seit siebenhundert Jahren steigt es, immer dasselbe, in jeder Nacht zum Himmel empor. Der Tod vermag diese Chorstühle nicht zu leeren, die stets von demselben unsterblichen Leibe besetzt scheinen. Die Revolutionen haben alle Reiche umgewandelt, aber sie vermochten nicht einen Gedanken in diesen opferseligen Geistern, nicht ein Wort in diesen heiligen Hymnen, nicht eine Falte in diesen unversehrlichen Todeshüllen zu verwandeln. Und wie viele noch nach uns, die wir selbst nach so vielen Andern kommen, werden dasselbe finden, was wir gefunden haben; werden gleich uns über diese hohen Dinge nachdenken, und mit bewegtem Herzen, fromme Thränen im Auge, ihre Stimme des Augenblicks mit diesen nie verstummenden Stimmen vereinigen im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes! Amen. —

Man ruft mich zum Mittagessen. Bruder Johann, der die Gastfreundschaft des Hauses auf eigene Rechnung zu üben scheint, weil er sich dabei so eifrig und guter Laune zeigt, duldet, wenn es einmal zu Tische geläutet hat, keinen andern Verzug als für das Tischgebet; denn wie er behauptet, sind nur zwei Dinge an einer schlechten Mahlzeit Schuld: Unregelmäßigkeit und kalte Suppe; alles Andere bedeutet wenig. Der Tisch ist in einem

kleinen Speisesal zunächst der Küche gedeckt, und der Leser muß es sich gefallen lassen, daß ich ihm ein paar Worte von meinem Diner erzähle, damit er sieht, wie gut sich Rangordnung und Gleichheit mit einander vertragen. Zwei Alte und der Bruder sollten an meinem Tische essen; an meinem Tische, denn ich machte den Wirth. Als ich Platz genommen und mich niedergesetzt hatte, nahm einer der Alten seinen Platz mir gegenüber. Sein Gedeck lag auf dem Tischtuche, aber, was zu bemerken ist, er hatte kein Tellertuch. Der Andere, wahrscheinlich geringeren Ranges, setzte sich etwas weiter von mir weg, dem Bruder gegenüber, und zwar wie dieser ohne Tischtuch und Tellertuch. Mir wurde auch der Vorlegelöffel hingelegt, so sehr wurde meine Jugend von meiner doppelten Eigenschaft des Fremden und Monsieur aufgewogen. Ich bot nun meinem **Vis-à-Vis** von der Suppe an, während die Andern sich eines besondern Napfes bedienten, und er nahm sie, ohne sich bitten zu lassen, aber recht höflich, indem er mit einem freundlichen Lächeln sagte: guten Tag mein Herr. Darauf nannte ich mich seinen Diener, und nun, da alle diese kleinen Präliminarien vorüber, und die Rangverhältnisse so gut geordnet waren, ging es auf dem Fuße einer anständigen aber vollkommenen Gleichheit an ein gehöriges Essen, Trinken und zusammen Anstoßen. Uebrigens sind die Schweizer tüchtige Trinker, und ich kann niemals ohne Lachen daran denken, wie ich im Jäger, einem guten Gasthause zu Freiburg, mein Glas

einem wackern Jungen hinhielt, den ich hier zum ersten Mal sah, damit er mir etwas Wasser in meinen Wein geben möge, und er schnell sein eigenes Glas eben so voll mit Wein goß, wie meines, mich gar liebenswürdig grüßte, anstieß, trank, mir die Hand drückte und mir seine Freundschaft zusagte, dabei aber die Wasserflasche eben so wenig berührte, als die Schauspieler bei den Theatermahlzeiten ihren Braten von Pappe. Er hielt das Wasser an seiner Seite in strenger Wache, um weder selbst davon zu trinken, noch irgend einen Andern davon trinken zu lassen. Darum sagt auch ein Dichter des Landes recht volksthümlich in einem Liede, welches im Jahre 1783 bei dem Ackerbaufeste zu Vevay gesungen wurde:

Es hat ein Jeder anderen Sinn,
Doch Trinken ist Aller Lust und Gewinn! — —

Im Kloster ist immer offene Tafel, und selten geht ein Tag vorüber, wo sich nicht einige Gäste einfinden. Bald ist es ein neugieriger Fremder gleich mir, der auf dem Wege ins Gebirg hier einkehrt; bald ein Kapuziner aus Bulle, der mit seinem Quersack auf dem Rücken in der Gegend umherwandert, um zu predigen, zu trösten, fromme Gaben zu sammeln und sie wieder mit den Armen zu theilen; bald auch ein dürftiger Student, der hier beherbergt, ermuntert und niemals ohne eine größere oder kleinere Unterstützung, nach dem Stande der Kasse und der Beurtheilung des Pater Procurators, entlassen wird. Alle werden gleich gut empfangen. Aber noch andere

Gäste versammeln sich, wenn die Jahrszeit das Arbeiten nicht gestattet, an der Klosterpforte, wie die Vögel in unsern Gärten, die den Platz gar wohl kennen, wo ihnen eine freundliche Hand jeden Morgen Futter auf den Schnee streut, und dieß sind die eigentlichen Eingeladenen des Hauses. Ihr Elend ist für sie ein Recht, dessen sie versichert sind, und gegen welches niemals Einspruch erhoben wird. Man läßt sie Holz hauen, sie bekommen Brot; für die Kranken gibt es auch noch etwas Anderes, für Alle aber zu jeder Zeit ein mildes, tröstendes Wort und guten Rath. Noch eine besonders schöne Gewohnheit wurde durch die Ordensregel der Karthäuser eingeführt. Es verlassen nämlich die Patres alle Jahre einmal das Haus, und kommen, unter die andern Armen und Bettler gemengt, mit diesen an die Pforte, um das Almosenbrot zu verlangen und zu erhalten, welches dann ihre Nahrung für diesen Tag ist. Wie mich dünkt, konnten Dankbarkeit und christliche Liebe nichts Zarteres ersinnen, und die guten Mönche konnten ihren Armen unmöglich mit ausdrucksvollerer Beredsamkeit sagen, von wem das Brot kommt, das sie mit ihnen theilen.

So ist es mit der Entstehung, dem Reichwerden, der Fortdauer, der Arbeit und Beschäftigung der Klöster, so wie mit dem Gebrauche, welchen sie von ihrem Vermögen machen, beschaffen. Und wie verschiedenartig auch die Ordensregeln in ihren Einzelnheiten und eigenthümlichen Richtungen seyn mögen, so ist doch, von persönlichen und augenblicklichen Erscheinungen und Entartun=

gen abgesehen, die Geschichte eines Klosters die Geschichte aller. Die Beobachtung der drei evangelischen Räthe ist immer die gemeinsame Lebensquelle, und der reichlichste von den gesegneten Strömen, die dieser Quelle entspringen, ist stets die christliche Mildthätigkeit. Nicht ein Kloster ist zu finden, welches nicht in seinem Umkreise eine große Zahl von Familien ernährte, und bei den Bernhardinern von Hauterive in der Nähe von Freiburg z. B. steigt diese Zahl weit über hundert; Pächter, Arbeiter und Arme. Wenn man deßwegen auch Alles, was im Auge des Christen das wesentliche Ziel bei der Stiftung von geistlichen Orden bildet, bei Seite setzen wollte, also die Religion selbst, das Gebet, die Abbüßung, die Sorge und Bemühung für das ewige Heil — eine Verpflichtung, die alle möglichen Tugenden in sich faßt: so würde man immer noch sehr schlechte Gründe zur Verfolgung der Mönche haben. Denn diese frommen Müßiggänger sind wenigstens die bequemsten, sanftmüthigsten und geduldigsten aller Eigenthümer, die großmüthigsten und nützlichsten aller Nachbarn; es bleibt also nur noch der Müßiggang übrig, der ohnehin von einer besondern Art ist. Gibt es aber in der That etwas Ergötzlicheres, als wenn man ihnen diesen Vorwurf von Leuten machen hört, die jahraus jahrein einige Dutzend Artikel über die belgisch-holländische, die orientalische oder irgend eine ausgibige Frage und außerdem einige Viertheile von Vaudevilles mit etlichen Paar Romanen schreiben; oder von andern Herrn, welche diese Artikel commentiren, die

Romane lesen und die Vaudevilles beklatschen; endlich noch von Solchen, welche die halbe Ernte ihrer Pächter in behaglichem Frieden verzehren, ohne ihrer Seits der Aehrenleserin eine Aehre oder dem Bettler einen Span Holz zu schenken; die zur gehörigen Zeit auf die Jagd gehen, Nachmittags ihren Kaffee trinken, am Sonntage ihre Parthie Whist spielen, und Erde und Himmel in Bewegung setzen, um in den Gemeinderath ihres Fleckens aufgenommen zu werden. Müßiggänger sollen diese Männer der Entsagung seyn, durch deren gesegnete Arbeit Alles auf diesem Boden gegründet und erbaut geworden! die noch jetzt, wo man ihnen ihre Reichthümer, womit sie die Künste belebt und genährt, ihren Einfluß, der das sociale und politische Leben befestigt, geraubt hat, ihr Leben, ihr Wissen und den Pfennig, der ihnen nach so vielen Plünderungen geblieben, den mühseligen und verachteten Arbeiten des Apostelthums widmen! In der Stunde, wo ihr von euern gestrigen Schwelgereien ermattet auf weichen Kissen schlummert, wißt ihr, was diese Müßiggänger thun? — Der Karthäuser betet im Chore; der Kapuziner durchzieht die Gegend, und steht hier einem Sterbenden bei, tröstet dort einen Armen oder unterrichtet ein Kind; der Trappist baut das Feld oder gräbt das leere Grab, welches vielleicht das seinige wird; der Jesuit ist im Beichtstuhl oder auf der Kanzel; der Benedictiner stellt einen alten erloschenen Text in trefflichen Werken her, und verfaßt, seine wissenschaftlichen Forschungen unterbrechend, eine Predigt

auf das nächste Fest; der Mönch von St. Bernhard durchwühlt menschenfreundlich den Schnee; der Vater von der Barmherzigkeit übernimmt die Fessel des Sklaven, den er befreit hat; der Bruder der christlichen Schulen kehrt das Zimmer, welches sogleich von einigen Hunderten armer Kinder angefüllt werden wird; der Priester bringt das heilige Meßopfer dar, welchem vielleicht nur Bettler und Mägde knieend beiwohnen. Und Alle, und noch so viele Andere, die ich nicht nenne, alle arbeiten, alle beten, und alle werden arbeiten und beten während des ganzen Tags; nicht des Ruhmes wegen, der sie nicht kümmert; nicht des Vermögens wegen, das sie nicht begehren; nicht der Achtung der Welt wegen, denn die Welt überhäuft sie mit Beleidigungen; nicht einmal der dankbaren Segnungen des Unglücklichen wegen, denn sie thun das Gute um es zu thun, um Gott zu gehorchen, der es also befiehlt, und sie thun es ohne Nachlaß, ohne Ruhe, ohne irdischen Lohn. —

Bezüglich auf die oben erwähnte wunderbare Auferstehung des Professors Raymund Diocres ist es mir nicht unbekannt, daß solche von einer Seite eben so lebhaft bestritten als von der andern behauptet wurde, und daß die Beweise dafür und dagegen der strengen Kritik der Bollandisten so sehr im Gleichgewichte erschienen, daß sie die Thatsache weder annahmen noch verwarfen. Die Kirche aber hat sich darüber nicht ausgesprochen. Indessen fühlen sich manche Christen zur Annahme derselben durch ein bedeutendes Zeugniß bewogen, nämlich durch

die im Karthäuserorden fortlebende Tradition, welche das Zurückziehen des heiligen Bruno aus der Welt diesem Wunder zuschreibt, und ich gestehe, daß mir dieß Zeugniß genügt.

Auch ich habe lange Zeit jedes Wunder bezweifelt, wohl auch belächelt, und jetzt, wo ich ernstlicher darüber nachdenke, ist mir meine frühere geistlose Befangenheit geradezu unbegreiflich, und nichts scheint mir natürlicher und glaublicher, als eben das Wunder. Gott verschwendet, möchte ich sagen, die Wunder; rings um uns, in uns. Ergeben sie sich aber im sittlichen Gebiete, so wenden wir unsere Gedanken davon ab; im körperlichen aber ist alsbald die Physik, die Chemie oder irgend ein Wissen, wovon wir nichts wissen, bei der Hand, um alle Welt darüber aufzuklären. Und damit wir weder durch die eine noch die andere der beiden Arten beunruhigt werden, bietet sich eine Unzahl von Professoren, von tönenden Redensarten und sinnreichen Auskunftsmitteln dar, unter welchen wir den Zufall, das Verhängniß, die Wahlverwandtschaften und das Hellsehen keineswegs als die am wenigsten klaren und bündigen kennen lernen.

Jeder Magnetiseur glaubt fest an die Wunderkraft seines Händeauflegens, Anhauchens, Besprengens; spricht man aber von den Wundern der Heiligen, so verachtet er sie im günstigsten Falle als Träumer. Und befragen wir die scharfsinnigsten und erfahrensten Männer, die alle Richtungen und Entwicklungen des Lebens kennen,

die man als Meister in der Wissenschaft des menschlichen Herzens preist, über das unermeßliche Geheimniß unserer, auf das seltsamste sich widersprechenden Gedanken, Leidenschaften, Entschlüsse und Werke; über die Gewalt, die uns zu Dem drängt, was wir nicht wollen, und Dasjenige in uns will, was wir nicht wollen können: so werden sie uns sagen, daß sich zwei Wesen in uns theilten. Erzählen wir ihnen aber morgen, ein armer Landpfarrer habe gemeint, das eine dieser Wesen höre auf die Stimme unsers guten Engels, das andere aber gehorche den Einflüsterungen des Teufels: so werden sie uns ohne Weiteres ins Angesicht lachen. So nährt sich die falsche hochmüthige Weisheit mit den gemeinsten Sophismen und Träumereien, und verlangt, im stumpfen Aberglauben befangen, von der tauben Materie jene Wunder, welche der Himmel dem kindlichen Glauben unwissender Völker gewährt. Wenn aber so viele Thatsachen und Erfahrungen, wenn die ganze Welt, in ihrem Innersten durchforscht, wenn ein Glaube, der seit zweitausend Jahren stets ohne Wanken aufrecht steht, Euch nicht genügen; wenn eure Unruhe, eure Verwirrung, eure Ungewißheit nach so vielen Untersuchungen, nach so vielen Hemmungen durch unüberschreitbare Grenzen euch nicht überzeugen können; wenn ihr euch nicht angezogen fühlt von dem Lichtglanze, der durch alle eure Verirrungen hindurch stets aus der Ferne euch entgegenleuchtet: so erkennet wenigstens, zu welchem Gebrauche ihr das erhabene Bedürfniß des Glaubens entweihet, das uns Gott selbst ein-

gegossen hat; denn die Seele ist zum Glauben bestimmt, wie das Auge zum Sehen, die Hand zum Tasten. Dieß ist ihre Natur, ihr Wesen, und nichts vermag der Mensch daran zu ändern. Erniedrigen, herabwürdigen kann er diese göttliche Gabe, von ihrem natürlichen Streben, das sie zu Gott hinzieht, sie abkehren, niemals aber sie vertilgen. Darum lügt, wer sich als ungläubig rühmt; er ist nur blödsinnig oder toll. Leugnen heißt keineswegs nicht glauben; es ist vielmehr das schwierigste, das nie zu erfüllende Glaubensbekenntniß: es ist der Glaube an das Nichts! Wahrlich, es ist ein furchtbares Wunder der göttlichen Strafe, daß der Menschengeist, dem es gegönnt ist, den Himmel zu öffnen, die Chöre der Engel zu vernehmen und Gott zu schauen, der Auster gleich in die Nacht solcher thierischen Dumpfheit versinken kann!

Unselige, die ihr seyd! wie lange wollt ihr noch den armen Mücken gleichen, die sich hartnäckig abmühen, durch das Glas zu dringen, während das Fenster daneben offen ist! Stoßt die ohnmächtige Hand an der ehernen Pforte des Heiligthums nicht wund, während der Schlüssel nutzlos in der andern ruht! Demüthigt euch, werdet einfältig und kindlich, und Gott wird euch unterstützen, wie er immer die Kinder und Einfältigen unterstützt, und er wird euch erkennen lassen, daß er Gott ist. Und habt ihr das Wunder eures neuen Friedens, eurer wiedergekehrten unschuldigen Freuden, eurer Befreiung von den unaufhörlichen innern Kämpfen, der schützenden Hand, die euch am Rande des unsaubern Abgrunds er=

hält, in welchen ihr so oft gestürzt seyd, gekostet: dann werdet ihr nicht mehr fragen und forschen, Alles wird euch klar und licht seyn. Ihr werdet einsehen, wie gütig Gott gegen die ist, die ihn liebend suchen; und daß er, um eine reine vielleicht aber schwankende Seele zu gewinnen, und eine Berufung und Stiftung zu wirken, die während langer Jahrhunderte Scharen von Sündern retten soll, dem Leichname eines Verdammten wohl auf Augenblicke Leben und Sprache wiedergeben mochte.

Barmherziger! nicht nur den Heiligen, nicht nur reinen Seelen schenkst du deine Hülfe. Oefters noch findet dich der Sünder in den Windungen der dunkeln Pfade, wohin er sich verirrt hat; und ohne Vorwurf und Klage, mit der einen Hand die Wunden bedeckend, die er dir geschlagen, mit der andern ihn führend, leitest du ihn zum rechten Wege zurück. Wann endlich, mein Gott und Herr, werde ich Dich nach Gebühr loben und segnen!

Und du, allerheiligste Jungfrau, Mutter Gottes, stralender Morgenstern, den die Seele wieder aufsteigen sieht beim Ausgange aus der Finsterniß der Sünde, erleuchte stets hülfreich meine Bahn und meinen Sinn. Wache über uns, heilige Jungfrau, bitte für uns! —

Der Moléſon.

Da war ich denn in der Sennhütte; aber ich hatte lange ſteigen müſſen, denn der Sommer rückt vor, und der Schnee verliert ſich. Auf dem Gebirge wird beſtändig ein eigenes Kämmerchenſpiel geſpielt, wobei ſich die Herden und der Schnee ununterbrochen verfolgen. Die Kühe gewinnen aber bei dieſer Methode beinahe ſechs volle Monate lang junges Gras, indem ſie immer das abweiden, was an den Stellen, wo der Schnee geſchmolzen iſt, ſproßt und blüht. Im Frühling beſetzt man nur den Fuß des Gebirgs; bald ſteigt man höher, erreicht die Mitte, dringt noch weiter vor, und nun grünt das ganze Gebirg, den höchſten Gipfel allein ausgenommen. Endlich wird auch dieſer zugänglich, indem er wie ein griesgramiger Alter den Liebkoſungen und Geſängen des Frühlings nicht mehr länger widerſtehen kann, und ſich mit friſchen Blumen bekränzen läßt. Kaum ſieht man noch hier und dort in den Spalten und Klüften breite Eisſtreifen, die täglich ſchmäler werden, und ſich in wohlthätige Quellen auflöſen. Die Alpenvergißmeinnicht, die Ranunkeln, die

wilden Lilien, tausend allerliebste Blümchen, welche von den Botanikern mit ungeschickten Namen entstellt werden, drängen sich dem Lichte entgegen, denn ihr Sonntag ist gekommen. Gewiß, nichts ist schön, reizend und rein wie die Alpenblüten; und man fühlt sich trunken und verwirrt in dieser Fülle von Frische und Abwechslung, von zierlichen Formen und verschwimmenden Düften. Wahrlich, süße, liebe Blumen, sie waren nicht würdig, mit euch zu tändeln, jene abscheulichen Professoren, Kräutermänner und Lateinfabrikanten, die euch mit so vielen häßlichen Lauten gekränkt haben. Kommt, ich will euch eure rechten Namen sagen. Du, Alchemilla alpina, die du dich in so zarter Weiße entfaltest, heißest Schneetöchterlein; du Carex ferruginea mit deinem Büschel blasser blauer Sterne Engelskrone, denn du bist der Stirne irgend eines dort oben spielenden Cherubims entfallen; dein Name, du trübe, tiefsinnige, duftreiche Biscutella lävigata, ist Kreuzblume; und der deine, Myagrum saxatile, weil du nach dem ersten Kindeslächeln Mariens so mild und rosig aufblühtest, heißt Mariaslächeln; dich, Draba azoydes, mit der kleinen scharlachrothen Traube, deren Saft die Wunden schließt, nenne ich Blut Jesu; und dich, Kobresia scirpina, immer andächtig geneigt und sinnend, nach dem ersten Worte des lieblichsten Gebets Ave; du aber, Cacalia albifrons, weil Blume an Blume an deinem schlanken Stengel aufblüht und gleich der Hoffnung auf Gott immer aufwärts dringt, sollst Himmelstraum heißen.

Ihr lieblichen Wunder, eine plumpe Gelehrsamkeit hat euern Taufbund gelöst, wie einst die Gottlosigkeit in Frankreich den Taufbund der Menschen; nehmt eure himmlischen Namen wieder an, und werdet so für Alle, die euch betrachten, Erinnerungen des Glaubens wie Verheißungen des Paradieses. —

Ist der Winter endlich in seinen letzten Verschanzungen überwältigt, mußte er aus den geheimsten Tiefen, aus den dunkelsten Gewölben entweichen, und ist der grüne Blumenmantel des Frühlings überall ausgebreitet: so siedeln sich die Herden aller Orten an, und von der höchsten Sennhütte, die in der vorigen Woche noch zur Hälfte vom Schnee bedeckt war, steigt freudig eine wirthliche Rauchsäule empor; und dieß ist der Augenblick eines kurzen Triumphs für die Kühe, so wie der größten Anstrengung für die Hirten, weil mit der größeren Gefahr für die weidenden Thiere auch das Hüten und Bewachen derselben in dem obersten Alpengebiete am schwierigsten wird. So dauert es ungefähr einen Monat lang, wo der Winter schon wieder anfängt, sein altes, immer nur für wenige Wochen aufgegebenes Recht auf das Gebirg geltend zu machen. Schnee fällt und bleibt liegen, und man bricht auf und zieht sich ein wenig herab. Aber auch der Schnee kommt herab, und man weicht abermals, und zwar Schritt für Schritt, wie man Schritt für Schritt vorgedrungen war. Indessen entwickelt jeder Tag neue Falten dieses unermeßlichen Leichentuchs, es breitet sich schon bis zum Fuße des Gebirgs aus, über-

zieht endlich auch diesen: nun öffnet sich der heimische Stall. Fahre wohl jetzt, du freie, frische Weide! Rings=um Alles weiß, öde und stumm; nirgends Alpengeläute und Alpengesang:

Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin. —

Der freundliche Leser wünscht nun ein getreues Bild von der Sennhütte. Aber er selbst hat ja schon oft sich eines gemalt, in der Art und Weise, wie unsere Touristen sie beschreiben, wie sie uns in Opern und Dramen ge=zeigt, von zarten Fräuleins und liebenden Jünglingen am Fortepiano besungen werden. „Die Sennhütte, wo Un=schuld und süße Träume hausen, ist die Wohnung des Alpenhirten, zunächst den hohen Gipfeln im Schatten der Tannen und Lärchen auf dem grünen Teppich der duftenden Alpenkräuter erbaut. Von ihren Fenstern aus überblickt das Auge düstere Wälder, blühende Wiesen, ungeheure Abgründe, glänzende Seen, blaue verfließende Fernen. Wenn mit den Schatten des Abends die Her=den, dem rufenden Alpenhorne folgend, heimgekehrt sind, dann setzt sich der glückliche Senne sorgenlos und behag=lich zum einfachen Mahle, aus gebackenen Schnitten von Bärenfleisch, aus Gemsebraten und Milchspeisen bestehend; und ist dieß verzehrt, ergötzen sich die jungen Bursche in ihren weißen Strümpfen, kurzen Beinkleidern und rothen Westen mit den jungen frischblühenden, langgelockten Mädchen in kindlichen Tänzen auf dem Wasen, während

die Alten mit der dampfenden Pfeife auf der Schwelle ſitzen, von den Angelegenheiten des Landes plaudern, und ihren kleinen Kindern von den großen Altvordern Tell und Winkelried erzählen." So in der That ſieht die Sennhütte in der Einbildungskraft vieler wackern Leute aus, die dann beim wirklichen Beſuche ſehr überraſcht und enttäuſcht werden. Indeſſen iſt doch auch wieder Wahrheit in dieſem roſenfarbigen Conterfey; aber freilich ſehr wohlgetroffen iſt es keineswegs.

Die Sennhütte iſt eigentlich kein Haus; ſie iſt ein Stall und nichts mehr, und wird ohne jede Rückſicht auf Ausſicht und reizende Umgebung dahin gebaut, wo ſie am meiſten gegen Lavinen und die Gewalt der Elemente geſchützt iſt. Ein kleiner Platz für den Keſſel und das erforderliche Geräthe zur Käsbereitung, ein Verſchlag in der Höhe als Schlafſtelle und die Milchkammer: dieß gehört den Menſchen; alles Uebrige den Thieren. Und welchen Thieren! Nicht bloß den ſchönen fetten, glänzenden Kühen, den ſchönen ſtolzen, ernſten Stieren, ſondern auch ganzen Dutzenden häßlicher rothgelber Schweine, die grunzend den grünen Waſen um das Haus herum, auf welchem die muntern Gebirgskinder ihre Tänze aufführen ſollen, durchwühlen und verwüſten. Auch iſt der Eingang und das Innere der Hütte keineswegs anlockend. Die Zuber und Eimer zur Aufbewahrung der Milch ausgenommen, iſt Alles erklecklich und unerläßlich ſchmutzig. Wie trübſelig ſieht es hier für einen armen Pariſer aus! Der Stallgeruch iſt ihm unerträglich, der Rauch erſtickt

ihn, er weiß auf dem ungleichen und schmutzigen Boden nicht, wo er den Fuß hinsetzen soll, und sucht ängstlich einen kleinen Winkel, um sich dahin zu flüchten, einen schlechten Stuhl, um sich darauf zu setzen. Allein hier ist kein Winkel und kein Stuhl, wenn er sich nicht etwa auf einen dicken Stein zwischen dem Kessel und der Mauer neben einem Feuer lagern will, vor welchem selbst der heilige Laurentius erschrocken wäre. Ehrlich gestanden, der erste Eindruck ist nicht angenehm; und es hilft wenig, daß euch der Senne zu einem ganzen Faß der vortrefflichsten Milch hinweis't, denn ungeachtet eures feinschmeckenden Pariser Gaumens schluckt ihr die Milch hinab, ohne sie nur einigermaßen vorzüglich zu finden.

Allmählich wird man vertrauter, man sieht genauer zu, und bald erscheint das rohe Schauspiel vor uns interessant, ich möchte sagen großartig. Das Leben der Menschen, unter welchen wir uns befinden, hat eine wahrhaft biblische Einfalt und Ruhe. Sie leben von so wenig, und leben so zufrieden. Wir haben keine Beduinen, keine Brüder des heiligen Franciscus, keine Kriegsleute und keine Einsiedler vor uns; aber Leute, die von allen diesen verschiedenen mühseligen Zuständen einen Theil haben. Hier ist die Wüste ohne die Abenteuer und die Freiheit; die Entsagung ohne die Idee des Opfers und der Buße; die Beschwerde und der Gehorsam ohne den militärischen Ruhm und Glanz; es ist ein hartes, schweres Daseyn, und man muß gesehen haben, wie friedlich es hingenommen wird, um an die Erträg-

lichkeit desselben zu glauben. Diese Sennen ziehen zu acht oder zehn, Männer und Jungen, wenn die Alpenweide beginnt, die Berge hinan, um einige fünfzig Kühe zu hüten, zu pflegen, zu melken und um den Käs zu bereiten, und kehren erst mit dem Herbste zurück. Während dieser ganzen Zeit ernähren sie sich ausschließlich von Milch und Käse und einem Backwerk, welches man kaum Brot nennen kann, und das in einer dünnen harten Kruste besteht, welche sie selbst sehr bezeichnend Ziegelstein heißen. Entsprechend dieser Nahrung sind auch die andern Lebensbedürfnisse sehr vereinfacht, und eine grobleinene weite Hose, ein Hemd und eine Kappe von Stroh sind als Kleidung, ein Kasten mit Heu als Bett und ein hölzerner Suppenteller mit einem hölzernen Löffel für jeden als Tischgeräthe vollkommen genügend. Dabei hört man aber in der Sennhütte keine Klagen, keine Verwünschungen gegen die Reichen und Herrn, wie sie in den Werkstätten der Städte laut werden, wo der Arbeiter mit zehnmal weniger Mühe und Beschwerde das Dreifache erwirbt. Das Gesicht dieser Alpenkinder ist frisch und heiter, ihre Seele ist ruhig; sie sind sanft, verständig, selbst geistreich; in ihren Gesängen wechselt kindlicher Frohsinn, Schalkhaftigkeit, zarte Innigkeit und tiefer Ernst.

Nach dem Abendessen, welches nicht viel über drei Minuten währte, setzte ich mich einige Schritte von der Thüre ins Freie, und betrachtete den eng begrenzten aber immer schönen Gesichtskreis dieses kleinen Thals, welches

zwischen den höhern Wänden und Spitzen des Gebirgs wie verloren mitten innelag. Die Nacht war dunkel und still, der Wind schien in den Baumwipfeln eingeschlummert zu seyn, und nur von der Herde, die sich in einer Senkung unter den Lärchen gelagert hatte, drang von Zeit zu Zeit das sanfte Geläute der Glocken leis an mein Ohr, und brachte mir Kunde, daß ich nicht das einzige lebende Wesen in dieser Einsamkeit sey. Und als ich darüber nachdachte, wie es kommen möge, daß solche unverdorbene Naturmenschen, bei denen keine von den vielen Ursachen wirksam sey, die wohl sonst Ekel gegen die Welt und ihre Genüsse erregen können, sich ohne Bedenken und Klage zu den langen Entbehrungen dieser Einöde entschlössen: vernahm ich im Innern der Hütte gedämpfte Stimmen, deren regelmäßiges Zusammentreffen angenehme Erinnerungen in mir weckte, die ich mir aber nicht zur vollständigen Klarheit ausbilden konnte. Ich trat nun näher heran, und überzeugte mich, daß sie alle zusammt mit entblößtem Haupte den Rosenkranz beteten. Diesem folgte die Muttergotteslitanei. Wie schön ist diese Litanei, welch' kindlicher Glaube athmet in ihr, und an welche erhabenen Geheimnisse erinnert sie den Christen! Wie oft hallten die Katacomben in den Zeiten der Verfolgung von diesem herzinnigen Gebete wieder, wenn die ersten Gläubigen in heimlicher Stille sich dort versammelten, der Priester die Mutter Gottes mit allen Namen, welche die Frömmigkeit eingab, anrief, das Volk bitte für uns darauf antwortete, und die Särge der Mar-

tyrer als blutende Zeugen der Gnade von Oben umherstanden; nicht, um die Ueberlebenden zu schrecken, sondern um ihren Muth zu stählen, um ihren Glauben zu entzünden. Das Christenthum ist in allen Gebeten, die uns die Kirche geschenkt hat, ganz und wesentlich ausgeprägt; doch scheint mir seine süße Milde und Begnadigung am lebendigsten in den Gebeten an die heilige Jungfrau hervorzutreten. „Bitte für uns, Mutter der göttlichen Gnade, Mutter des Erlösers! bitte für uns, milde Jungfrau! getreue Jungfrau! bitte für uns mystische Rose, Arche des Bundes, Stern des Morgens, Zuflucht der Sünder, Heil der Kranken, Trost der Betrübten, bitte für uns!" — Noch niemals hatte dieser fromme Ruf das Gefühl des Vertrauens und der Hoffnung so lebendig in meiner Seele geweckt; niemals noch hatte ich die Kraft der christlichen Bruderschaft, die uns im Gebete vereint, so mächtig empfunden als in der Mitte dieser wackern Leute, und niemals habe ich im Grunde meines Herzens Gott aufrichtiger dafür gedankt, daß ich als Katholik auf die Welt kam, als in der Sennhütte auf dem Moleson.

Als die Litanei zu Ende war, betete jeder noch leise ein Abendgebet und dann nach einer Gewissenserforschung das Sündenbekenntniß. Hierauf bedeckten sie sich wieder, aber das Gespräch kam nicht sogleich wieder in den alten Gang, und ich konnte leicht gewahr werden, daß das Gebet in einer Sennhütte ein sehr ernster und wohl begriffener Akt sey.

Nun glaube ich auch den Grund gefunden zu haben, ihr lieben Genoſſen meiner Jugend, warum die armen Bauern der Alpen bei vieler Arbeit ſo heiter und ohne Klage ſind. Ihr erinnert euch wohl, wie wir uns früher oft und lange über die beſten Mittel, die Völker glücklich zu machen, ſtritten, denn wir waren uns eben ſo verwandt im Herzen als verſchieden in den Anſichten. Was mag es denn geweſen ſeyn, warum wir bei aller gemeinſamen Lauterkeit unſerer Wünſche und Abſichten dennoch niemals zu einer Verſtändigung und Uebereinſtimmung gelangten? War es wohl etwas Anderes, als der Umſtand, daß es gerade das allein wirkſame Mittel war, an welches wir niemals ernſtlich dachten? Ihr alle habt mich als treu und aufrichtig gekannt, und ich bin es jetzt mehr als ich es geweſen; darum glaubt mir, wenn ich euch ſage, daß nach meinem Dafürhalten die einzig mögliche glückliche Geſellſchaft eine chriſtlichkatholiſche Geſellſchaft iſt. Verſteht mich wohl, ich ſage nicht das Volk, ich ſage die Geſellſchaft, ich ſage Alle. Ja, Alle müſſen Chriſten ſeyn, die Erſten und die Letzten, und die Erſten noch mehr wie die Letzten; denn der Glaube der Gehorchenden hält ſich an dem Glauben der Befehlenden, und wenn man ſagt, das Volk bedürfe einer Religion, ſo iſt, was man darunter verſteht, nicht viel anders, als eine Erklärung, daß die Religion überhaupt überflüſſig ſey. Nur in dieſer chriſtlichkatholiſchen Geſellſchaft können ſich jene gegenſeitigen Bürgſchaften finden, die von allen Seiten gefordert werden, deren Grün-

dung aber den modernen atheistischen Gesetzen — das Wort ist ungeheuer albern und dennoch wahr — niemals gelingen wird: Bürgschaften der Kleinen gegen Unterdrückung und Hilflosigkeit, Bürgschaften der Großen gegen Empörung, Bürgschaften Aller gegen die zerstörende Schmach der Unsittlichkeit. Wenn die wackern Leute, von denen ich euch erzähle, glücklich sind, so ist es nicht deßwegen, weil sie Bürger und Wähler sind, denn daran denken sie kaum; auch nicht allein deßwegen, weil sie Christen sind, sondern weil auch ihre Vorgesetzten, ihre Herrn eben so gute und noch bessere Christen sind, als sie. Die Institution, auf die sie am meisten vertrauen, und die ihnen ruhigen Schlaf gibt, steht nicht in den Gesetzbüchern des Landes, aber sie ist älter wie sie, und wird länger dauern wie sie. Dieß Gesetz, dort niedergeschrieben, wo nichts erlöscht, heißt christliche Liebe.

Ich habe in euch muthige Herzen gekannt, die stets bereit waren, sich für ihre politischen Ueberzeugungen niederhauen zu lassen, und vielleicht hätte auch ich dasselbe Opfer gebracht. Wohlan für das Glück des Nächsten und für unser eigenes werden wir mit geringeren Opfern größere Erfolge gewinnen. Lassen wir den irdischen Herrn über unsere armseligen Leiber gebieten so viel er will, retten wir unsere Seelen, seyen wir Christen! aber weder theoretische noch poetische Christen, denn das ist nur ein altes verbrauchtes Mittel, um sich im Wortkampfe mit polemischem Eifer oder im stillen Kämmerlein mit träumerischen Schwingungen zu beseligen und zu betrügen. Nein,

einfache, aufrichtige Christen; Christen der That und des Herzens, Christen vor Gott und den Menschen! Treiben wir mit allen Kräften den Hochmuth, die Selbstsucht und die Ungerechtigkeit von uns aus! Gott wird uns helfen; und wenn wir durch unser Beispiel, durch unsern Rath, durch unsere Bitten Einige gewinnen, die ihrer Seits wieder Einige gewinnen: so werden diese Alle gleich uns ruhig seyn in der Gegenwart, vertrauend auf die Zukunft und frei unter dem Gesetze Gottes wie der Vogel in den Lüften des Himmels. Wir haben ihnen dann mehr gegeben als das Wahlrecht; sie werden wählbar seyn im Königreiche der Heiligen, sie werden Bürger seyn im ewigen Vaterlande. Herzliebe Brüder, dieß ist der Beruf, den ich euch wünsche; dieß ist es, um was ich oft zu dem Herrn flehen werde, und am heißesten für Jene zu ihm flehen werde, die sich am wenigsten nach ihm sehnen. —

Jetzt wird es endlich wieder laut in der Hütte, und zwischen dem Gebet und dem Schlafengehen wird beinahe noch eine Stunde verplaudert. Dann gewährt das enge Gemach, wo die rüstigen Buben zusammensitzen, einen gar wunderlichen Anblick. Jeder hat sich niedergelassen, so gut er konnte. Dieser auf ein Stück Holz, jener auf das Brett, wo der Käse gepreßt wird, ein Anderer auf einen Stein, den er sich von draußen hereingeholt hat, um ihn später wieder hinaus zu tragen. Das flatternde Feuer des Herdes beleuchtet seltsam die verschiedenen Gruppen; wie dunkle Sterne glü-

hen die Tobackspfeifen durch die dichten Dampfwolken, und an den Wänden wanken schwere Schlagschatten hin und her. Womit unterhalten sich aber die Leute in dieser Einsamkeit, in der sie eingeschlossen sind? Von tausenderlei Dingen. Zuerst werden die wunderlichen Eigenschaften und Unarten von verschiedenen Kühen der Herde besprochen, die Fehler, Tugenden und leichten Kränklichkeiten dieser Damen; dann die Possen und tollen Streiche des Stiers, der oft von sehr unerträglicher Laune ist; dann die Unruhe in der nächsten Sennhütte, dann die Neuigkeiten aus der Stadt Bulle, wohin einer von ihnen täglich den Käse hinabträgt, und den nöthigen Vorrath von Toback zurückbringt; endlich kommen die Erzählungen Solcher, die in Frankreich gedient haben, oder nach Einsiedeln gewallfahrtet sind, und zuletzt die Chroniken und Legenden des Gebirgs, eine unerschöpfliche Quelle von allerlei Erfindungen und Erläuterungen, so wie der lebendigsten Theilnahme. Auch in der Sennhütte des Moleson sind es die alten wohlbekannten Mährchen, die in ihrem Kern und Wesen überall zu Hause sind, und nur nach Land und Sitte Ton, Haltung, Färbung und Kostüme wechseln. Man darf jedoch diese Hirten, wenn man sie so scheinbar gläubig von wohlthätigen Geistern, Zauberern, Hexen, von Milchseen und Butterbergen erzählen hört, nicht für einfältiger halten, als sie wirklich sind. Keiner von ihnen läßt sich durch diese Wundersagen seiner Kindheit irre machen; sie rufen die Heiligen an, wenn sie ihre Fürbitte bei Gott nöthig

haben; sie wissen, daß Almosen die beste Unterstützung des Gebets sind, und man bemerkt in Allem, daß ein verständiger, christlicher Unterricht sie nach Möglichkeit gegen die Gefahr ihrer leichtgläubigen Unwissenheit schützt. —

Könnt ihr euch wohl eine richtige Vorstellung von den Reizen einer Nacht machen, die man auf frischem, duftendem Heu, über einer rührigen Gesellschaft von dreißig Schweinen, unter einem tausend Spinnen und zwischen zwei Reihen derber Alpenschnarcher zubringt? Was mich betrifft, so hatte ich in dieser Lage eine gewaltige Sehnsucht nach dem Erscheinen der Morgenröthe. Sie kam endlich, und fand mich bereits aufgestanden, mit dem Haarputze eines Meergottes, nur daß die Pflanzenwelt in meinen Locken trocken war. Jetzt fehlte aber mein Hans, der mich führen sollte, und ich mochte nach Herzenslust rufen, Hans antwortete nicht. Zuletzt riß mich ein Senne aus der Verlegenheit, indem er eine Art von Decke lüftete, mit der Hand in einem großen Kasten gehackten Strohes herumwühlte, wo sich das seltsamste Durcheinander von Beinen, Köpfen und Armen offenbarte, meinen Führer beim Kragen seines Kamisols, ohngefähr wie ein Kaninchen bei den Löffeln, ergriff, und ihn noch ganz schlaftrunken auf die Beine brachte. Armer Hans, wie verrückt mußten Dir in diesem Augenblicke die Müssiggänger vorkommen, die von sechs oder sieben Meilen in der Runde herbeigelaufen kommen, um etwas so Ordinäres zu sehen, als ein Sonnenaufgang von der Spitze des Molesón aus ist. Sage

deine Gedanken frei heraus, lieber Hans, denn dein Peiniger denkt nicht viel anders als du.

Es gibt vielgepriesene Genüsse, die man einmal in seinem Leben kosten muß, um sein Gewissen zu beruhigen, und zur Buße unbewußter Sünden. Zu diesen Wonnen des Fegefeuers rechne ich unbedenklich jede Ersteigung einer Bergstirne, die mehr als tausend Fuß über der Meeresfläche liegt, den Sonnenaufgang mit eingeschlossen. Was soll ich auch da droben suchen und finden? Eine weite Aussicht? Mich lockt aber nichts mehr, als ein bequemer Weg zwischen blühenden Hecken, ein dichtes Laubgewölbe, wo die Sonnenstralen wie funkelnde Sterne durchblitzen, den klaren rauschenden Bach zur Seite, und ein glühender Sonnenuntergang hinter der blauen Gebirgskette, die sich über der weiten, reichen Ebene erhebt. Konnte ich es aber der Welt gestehen, daß ich in Greyers gewesen sey, ohne den Moleson erklettert zu haben? Bin ich ja doch ohnehin seit langer Zeit allen möglichen Vorwürfen und Spottreden preisgegeben, weil ich einem interessanten Buche, ich weiß selbst nicht mehr welchem, den Vorzug vor dem Pont du Gard gegeben hatte. „Was, Sie haben so Etwas nicht gesehen? schrieen die Touristen, die Stück für Stück und Post für Post den Wegweiser verglichen und dessen Richtigkeit bekräftigt hatten, wie sind sie zu beklagen! Sie haben jetzt so gut wie gar nichts gesehen.“ Was man so sehen muß, bloß darum sehen muß, weil es Andere auch gesehen haben, wird zur wahren Qual,

und ich werde es niemals vergessen, wie viele Kiesel mir diese feige Willfährigkeit schon in die Schuhe gebracht hat.

Der Name des unglücklichen Moleson hat bereits einige dreißig etymologische Erklärungen gefunden, worunter nicht eine stichhaltige erscheint. Die beste, möchte sie Sanskrit oder Chinesisch seyn, wäre jedes Falls jene, die für den armen Reisenden die Warnung andeutete, die Kraft seiner Beine und Lunge sorgfältig zu prüfen, bevor er den Gang zum Gipfel anträte. War es mir doch so vorgekommen, als wenn ich von der Sennhütte aus, wo ich übernachtet hatte, nur die Hand ausstrecken dürfte, um die Spitze des Gebirgs zu erreichen, und dennoch kostete es mich noch eine volle sauere Stunde, bis ich dahin gelangte. Klettern mußte ich dabei fortwährend, aber der Abwechslung wegen ging es bald über glattgeschliffene Steine, bald über Kieselgeröll, bald über feuchtes Gras, doch kletternd immer und, was besonders betrübt war, kletternd ohne allen Ruhm, weil die Gangsteige nicht außerordentlich schmal, die Abgründe nicht außerordentlich tief und die Felsvorsprünge nicht außerordentlich steil sind. Alles ist eben gerade recht, um sich die Lenden und den Kopf zu zerschlagen, aber nicht um ein Jota mehr. Dabei schritt Hans mit Schritten voraus, die mir einige Rachesucht zu verrathen schienen; und wenn ich ihm zurief, mich doch zu Athem kommen zu lassen, antwortete er, gleichmäßig fortschreitend, sehr ruhig, ich müsse Patois sprechen, wenn er

mich verstehen sollte. Ich sah wohl ein, daß ich ihn zu frühe aufgeweckt hatte, und so folgte ich ihm denn stumm und ergeben, aber den betrübenden Gedanken, daß ich auf dem nämlichen Wege wieder herabsteigen müsse, wie einen Wespenstich mit mir forttragend. Endlich bin ich auf der Spitze, im Schweiße schwimmend und von dem eisigen Winde, der mich schneller, als ich es selbst wünschte, zu trocknen drohte, gar zudringlich heimgesucht. — Monsieur, rief jetzt Hans, der seine gute Laune wiedergefunden hatte, und nun französisch sprach trotz einem Tischlergesellen in der Vorstadt St. Antoine, wir stehen jetzt 6180 Fuß hoch über dem Meere. — Schönen Dank, mein Junge; es ist verdammt kalt. — Ach, das ist noch nichts. Im vorigen Jahre holte sich hier ein Engländer eine tüchtige Brustentzündung. — Wirklich? — Ja wohl, man glaubte, er würde zu Bulle sterben. Sehen Sie dort, das ist der Montblanc. — Gut. — Er ist fünfundzwanzig Stunden von hier entfernt. — Das ist mir sehr lieb. — Und dort rückwärts, das ist der See von Vevay. — Ei der ist viel schöner, wenn man auf ihm fährt. — Das kann wohl seyn, aber man sieht ihn dann doch nicht so weit. Auf der andern Seite ist der Neufchateler See, das macht schon zwei Seen, nicht wahr; aber es ist drollig, daß sie sich so gleich sehen. Dort in der Ferne sieht man den Bieler See, aber Sie können ihn nicht sehen, weil Sie kein Fernrohr haben. — Sage mir, Hans, wozu klettert man denn herauf, wenn man die Sachen nur mit dem Fernrohre sieht? — Das weiß ich auch nicht; aber die

Herrn, die daher kommen, sind wohl klüger wie ich. Sehen Sie dort Freiburg? — Wo denn? — Hier, gerade an der Spitze meines Stocks. — Ich sehe nichts. — Ei, es ist wahr, weil eben die Luft nicht hell ist, aber Sie sehen doch die Richtung. —

Auf der äußersten Spitze des Molesón steht, als Zeuge der frommen Absicht des Klosters, ein großes hölzernes Kreuz. Die Einsamkeit hat dich nicht gegen die Mißhandlung der Wanderer geschützt, armes Kreuz! denn wenigstens zwanzig verruchte Narben zeigen sich an deinem Stamme; im Gegentheile haben wohl manche, die auf der Heerstraße niemals gewagt hätten, ein Kreuz zu verletzen, um nicht von gläubigen Vorüberziehenden wie niedrige Hunde vertrieben zu werden, in der leeren Oede dieser Bergstirne erst den Muth gefunden zu solchem gemeinen Frevel. Feige Buben! Möchten diese Zeilen jenen unsaubern Blödsinnigen erreichen, dessen freche Hand die gräßlichen Worte, welche ich wieder vertilgte, so tief und müheselig in das Kreuz des Molesón eingegraben hat! Finde ihn mein Buch, und bringe ihm jeden Namen der Verachtung, den ich ihm zurufe, oder vielmehr, wenn es möglich, bringe ihm Reue, und ihr, christliche Seelen, betet für ihn, daß er Buße thun möge, ehe ihm die letzte Stunde schlägt!

Ich suchte diesen peinlichen Eindruck zu bewältigen, und auf einem Steine am Fuße des Kreuzes sitzend, überblickte ich die weite Ferne, und senkte eben das Auge hinab zur Saane, die am Fuß des Molesón nicht hinfließt,

sondern springt und stürzt, als Hans, der neben mir im thauigen Grase lag, plötzlich anfing: hören Sie, lieber Herr, bei dem Kreuz ist mir etwas eingefallen, Sie haben heute früh gewiß ihr Morgengebet vergessen. — Es ist wirklich so, sagte ich. — Mir gings auch so, antwortete er, und nun zog er ein kleines abgeriebenes Büchlein aus der Tasche und reichte es mir hin. Lesen Sie da aus meinem Buche, aber laut, für uns beide. Und schnell kniete der wackere Junge nieder, und wurde mir zum Troste für die Verächter des Kreuzes.

Indessen merkte ich bald, daß er befangen und zerstreut war. Schon unter dem Beten suchte er unruhig Etwas, was er in dem unermeßlichen Raume, der vor uns lag, nicht auffinden konnte.

Endlich einen freudigen Schrei ausstoßend, faßte er mich am Rock und sagte: Sehen Sie dort, das ist Stäfis. — Was ist das für ein Ort Stäfis? — Wie, Sie kennen Stäfis nicht, Sie sind nie hingegangen? — Nein. — Sehen Sie .... das ist meine Heimath. — Dann führte er mich einige Schritte seitwärts, und zeigte mir tief unter uns Etwas, das wie ein schwarzer Fleck unter Erdschollen dalag. — Das ist die Sennhütte, schmunzelte er mit schlauem Lächeln, es ist doch wunderlich, daß man sie von hier aus sieht. Nicht wahr? — Ich glaube es wohl. — Ha, fuhr er nun lustig fort, ich bin recht zufrieden, ich muß jetzt eine Pfeife rauchen. —

Was den Aufgang der Sonne betrifft, so ist es ziemlich allgemein bekannt, daß sie immer schon aufgegangen

ist, wenn man oben ankommt, oder gar nicht aufgeht. Dennoch war ich so glücklich, sie wie eine glühende Rakete von dem 7353 Fuß hohen Spitzhorn des Brenleyre in das Dunkel eines wallenden Nebelsees schießen zu sehen, dessen dichte Schwärze ihre Stralen nicht durchdringen konnten. Die fünf bis sechshundert Gebirgshäupter, die, zu unermeßlichen Ketten sich ausdehnend und in unübersehbaren Reihen über einander aufsteigend, drei Viertheile des Horizonts umschließen, wurden von aufblitzenden Flammen erleuchtet, und stralten gar anmuthig in rosenrothem Duft und im Silberglanz der Gletscher und Firnen. Auch über die Ebenen strichen flüchtige Lichter weg, und ich glaubte Dörfer, Städte, Fluren, Wälder, schimmernde Seen und Bäche unterscheiden zu können. Ich konnte nicht mehr wünschen, ich war freundlich bedient worden. —

Nachdem ich vierundzwanzig Stunden in der Sennhütte verweilt hatte, verzieh ich es ihr von Herzen gern, daß die zarten Traumbilder meiner Einbildungskraft nicht zu Fleisch und Blut geworden waren, und ich schied vollkommen mit ihr ausgesöhnt. Der Kern ist denn doch viel mehr werth, als die Schale, und darum geschieht es so oft, daß wir mit Menschen zusammenkommen, die uns sogleich durch ihr einfaches, natürliches und derbes Aeussers anziehen, dann, weil ihre Freimüthigkeit doch gar zu rauh, ihre Freundschaft doch gar zu formlos erscheint, uns wieder abstoßen, zuletzt aber, wenn wir sie bis ins Innerste der Seele erkannt haben, uns bis zum Ende des Lebens in treuer Liebe festhalten.

Ich bin am Fuße des Moleſon, ich kehre ihm den Rücken, und nach einigen Tagen habe ich die Gegend verlaſſen, die er beherrſcht, und werde ihn nur noch mit dem innern Auge, das der Vergangenheit ſtets geöffnet bleibt, ſchauen können. Wie oft werde ich mit dem Herzen zu ihm zurückkehren! Hier an ſeinem Fuße lernte ich zum erſten Male Gaſtfreundſchaft kennen, wie oft auch vorher ſchon befreundete Stimmen mich an der Schwelle eines fremden Hauſes begrüßt haben mochten; jene antike chriſtliche Gaſtfreundſchaft nämlich, jene Gaſtfreundſchaft, die jeder Andere empfangen hätte, wie ich; die euch die Pforte öffnet, weil ihr geklopft habt, die euch bei der Hand faßt, euch das Gaſtmal reichet, das eigene Lager euch anweiſt und am andern Morgen, wenn ihr weiterzieht, mit herzlicher Liebe euch Lebewohl ſagt: dieſe Gaſtfreundſchaft habe ich nur hier gefunden.

Ihr blühenden Alpen! die Gaſtfreundlichkeit iſt die ſchönſte eurer Blüten. Auch ſie hat ſich auf eure Höhen geflüchtet, wie ſo viele andere ſchöne Tugenden, die einſt in allen Ländern heimiſch geweſen, und nun zum Himmel rückzukehren ſcheinen. —

Die Wanderung zum Schwarzsee.

Nach Freiburg zurückgekehrt, hörte ich von einem gewissen Schwarzsee reden, der klein, wild, vom Gebirg umschlossen, wenig von Engländern besucht und dabei meiner Straße so nahe seyn sollte, daß ich ihn mit einem Umwege von fünf oder sechs Stunden erreichen könne. Auch rühmte man die Sturzbäche, die Felsschluchten, die Lärchenwälder, die Wiesenpfade und die Steige an den Bergwänden hin; auch die Messe konnte man im Vorübergehen zu Charmey hören: alles dieß machte mir Lust, meinen Lauf dahin zu richten. Nachdem ich also meinen Reisesack untersucht, der noch ein reines Hemd enthielt, und meine Tasche, worin der Wirth von Bulle noch einige Münze zurückgelassen hatte, zog ich meines Wegs. Bald betrat ich das schöne Thal, in dessen Mitte auf einem ganz runden Hügel gleich einer Spirale, deren höchster Punkt das alte Schloß ist, die malerische Stadt Greyers liegt. Die Gegend ist fruchtbar, reitzend, und voll kriegerischer Erinnerungen. Man hat hier, ich weiß nicht wie viele Ritterfehden ausgefochten, wo Heere

von dreihundert gegen Heere von fünfhundert im Felde standen, und einige Dutzend Verwundete auf dem Schlachtfelde blieben. Die Bulletins dieser großen Kämpfe sind sorgfältig gesammelt, und es hat sich überhaupt schwerlich ein Schweizer einen Arm gebrochen, der nicht seinen Chronisten gefunden hätte. Die Grafen von Greyers welche uns die Geschichte als wackere Herrn, als fromme, gütige und tapfere Fürsten rühmt, hatten einen der ritterlichsten Höfe; sie unterhielten Schalksnarren, Schauspieler, Dichter und Gelehrte, gaben Feste, hielten Akademien, und stifteten gleichzeitig Klöster, als Werke der Frömmigkeit wie einer weisen Politik und klugen Verwaltung. Denn während der Hof sich mit Jagden und Tournieren ergötzte, oder die Nachbarn bekriegte, oder den Meistern der fröhlichen Wissenschaft zulächelte: machte der Mönch mit Geduld und Anstrengung die Wildniß urbar und das rohe Volk gesittet.

Dieses edle Geschlecht nahm ein klägliches Ende. Michael, der letzte Graf, obgleich mit schönen Naturgaben geschmückt, verließ die Bahn seiner Väter, wurde ein treuloser Gatte, und belastete durch sein ungeordnetes Regiment seine Herrschaft so sehr mit Schulden, daß er sie zur Tilgung derselben verkaufte, und in der Fremde starb. Da mußten denn auch die reitzenden Frauen, die Schalksnarren, die Dichter auswandern, und die schönen Feste und Akademien mitnehmen. Die Mönche dagegen warteten, bis man sie vertrieb, und da die guten Werke eben so lange da bleiben wie sie,

so erinnert sich das Volk noch immer des guten Kranichs, der als Wappen der alten Grafen von Greyers ihm so wohl befreundet gewesen.

Greyers hat von seinem ehemaligen Glanze nichts bewahrt als ein gewisses stolzes und muthiges Aussehen, so daß ich es mit jenen edeln Castilianern vergleichen möchte, die sich etwas entfernt in ihrem zerrissenen Mantel so ritterlich ausnehmen. Ein armer Amtmann hauf't mit seiner Familie und seinen Schreibstuben in einem Winkel des alten Edelsitzes — ein Nest zahmer Sperlinge in einer Adlerhorst! und blickt vom hohen Hügel auf denselben Weg nach Charmey, welchen die verlassene Gräfin von Greyers, wenn der ungetreue Gemahl auf ihm zu seiner Buhlschaft schlich, die Straße des Herzleids nannte. Er ist auch jetzt noch eine Straße des Herzleids, weil auf ihm die treulosen Güter des Handels und Reichthums von Bulle nach Charmey vordringen. —

Ein junger Franzose, der von Neapel nach Loretto ging, begehrte eines Tags auf dem Hochrücken der Abruzzen gastfreundliche Aufnahme in einer Bauernhütte, um eine Stunde zu ruhen. Es war heiß, und er öffnete seine Weste, wobei ein Kreuz sichtbar wurde, welches er zum Andenken an seine Schwester auf der Brust trug. In der Stube befanden sich zwei junge Mädchen, wovon eines das heilige Zeichen neugierig betrachtete. Endlich näherte es sich dem Fremden mit der Frage, ob denn dieß auch das heilige, das Kreuz Jesu sey, welches er auf seiner Brust trage. Er bejahte es; und nun wendete sie sich

ganz erstaunt zu ihrer Freundin, und rief, nachdem sie das Kreuz geküßt hatte, welches so weit herkam: es ist dasselbe an allen Orten!

Ja, es ist dasselbe an allen Orten! Dem katholischen Wanderer wird das Herz leicht und froh, wenn er sich oft davon überzeugt. Wenn er müde des Wegs, den er gemacht, und dessen, der noch vor ihm liegt, in trüber Verstimmung an seine ferne Familie, an sein Alleinseyn, an die liebe Heimath, die nichts ihm ersetzen kann, denkt, und nun die Glocken hört, die zum heiligen Opfer rufen, und in die Kirche tritt: so findet er sich wie zu Hause, seine Hand weiß, wo sie das geweihte Wasser nimmt, seine Kniee wissen, wo sie sich beugen sollen, Herz und Ohr erkennen die Stimme, die ertönt, er ist von seinen Brüdern umgeben, und sein Vater steht am Altar, auf welchen sein Gott herniedersteigen wird. Dann fällt die bittere Last der Verlassenheit von seiner Seele ab, und von allen seinen Leiden bleibt nur der freudige Trost übrig, sie Demjenigen aufopfern zu können, der Alles gelitten und für Alle gelitten hat. Die Ergebung, diese himmlische Stärkung, gibt ihm neue Kraft, Muth, Hoffnung, und erfrischt und getröstet zieht er von dannen. Gewiß haben Jene, die sich stets darüber beklagen, daß die Sprache der Kirche eine allgemeine ist wie die Kirche selbst, noch niemals in weiter Ferne vom Vaterlande gebetet; denn eben dieser Gemeinsamkeit der Sprache verdankt es der Katholik, daß er sich überall heimisch fühlt, wo sich ein Kreuz in die Lüfte erhebt. Wie viel innern Trost hätte ich

entbehrt, wenn ich die Messe italienisch oder deutsch hätte hören müssen!

Nach der Kirche von Ancona, die so herrlich auf Stadt und Meer herabschaut, weiß ich keine, die eine schönere Lage hätte, als die zierliche kleine Kirche von Charmey auf dem Rande eines Hügels, wo man eine wunderliebliche Mischung von Felswänden, Thalgründen, Berghalden und Schneehäuptern überblickt. Nirgends wird der Maler eine vollständigere und ausgedehntere Stufenleiter von grünen Tönen, ein so frisches duftendes Bild finden, das von dem leisesten Winde, von der dünnsten Wolke belebt und verwandelt wird.

Charmey ist aber nicht bloß eine herrliche, sondern auch eine glückliche Gegend; wohlhabend, sittlich und gläubig. Ein Schriftsteller, der sich viel mit der Schweiz beschäftigt, und mit mehr Patriotismus, Einsicht und guter Gesinnung als gewandter Feder über sie geschrieben hat, fand vor beinahe fünfzig Jahren Gelegenheit, die Höflichkeit, Gastfreundlichkeit, Gesundheit, hübsche Manieren und reine Sitten dieses Dorfs zu beobachten. Und nach dem Grunde dieser, wie es scheint, schon damals seltenen Umstände forschend, äusserte er seine Meinung in folgenden merkwürdigen Worten: „ich schreibe die Schönheit des Greyer'schen Volks im Allgemeinen zwei Ursachen zu; einmal, weil man hier beinahe gar keinen Kaffee trinkt, dann weil man an beinahe einhundert und fünfzig Fasttagen nur von Milch und Gemüse lebt. So bleiben die Leute während voller fünf Monate im Jahre von jenem gesalze-

nen Fleische frei, welches, wie der übermäßige Kaffeegenuß, in den protestantischen Alpenländern so viel dazu beiträgt, daß die Haut trocken und bleifarbig wird, und die Züge sich verzerren und frühzeitig altern. Zwar ist man hier mit dem Weine durchaus nicht so mäßig, wie mit dem Kaffee, und nach der alten Sitte wird er den Fremden schon vom frühen Morgen an dargeboten, so daß sie sich vielleicht am meisten über eine übermäßig zudringliche Höflichkeit beschweren möchten. Dennoch hat keine andere Gegend der Schweiz so alte Leute jedes Geschlechts; man findet eine große Zahl von Personen zwischen achtzig und neunzig Jahren, und selbst solche, die dieß Alter überschritten haben, sind nicht selten. Gewiß würden diese Menschen bei einer Lebensweise, wie sie in unsern Städten und auch schon auf dem Lande üblich ist, ihre Tage nicht also verlängern; so wie auch die Unzugänglichkeit der Gegend sehr viel zur Bewahrung der alten guten Sitten beiträgt. Versetze man Charmey auf eine große stark besuchte Heerstraße oder in die Nähe einer ansehlichen Stadt, so würde die Entartung nicht lange auf sich warten lassen, und die Gesundheit wie die Schönheit der Bevölkerung zerstören."

Charmey ist jetzt ganz zugänglich geworden, Handel und Industrie sind in gehöriger Thätigkeit, auch der Kaffee hat sich überall eingeschlichen, und doch ist das Bild bis auf einige unbedeutende Veränderungeu, noch ähnlich. Denn um eine Gegend zu verderben, genügt es nicht, daß man Verbindungsstraßen kommen läßt, man muß

auch die Priester fortschicken. Der gute Bridel, der obige Worte aussprach, war aber Protestant und, wie ich glaube, sogar Pfarrer, und wußte demnach nicht, oder wollte nicht wissen, worin das Uebergewicht der katholischen Bevölkerung bei übrigens gleichen Verhältnissen gründet; ein Uebergewicht, das er aufrichtig bezeugt, und keineswegs allein bezeugt hat, da es in der Schweiz überall augenscheinlich ist.

Gar Vieles spricht hier zum Herzen; vorzüglich die Kirche mit ihrem Gottesacker und den kleinen Beinhäusern, wo jeder Vorübergehende das theure Haupt seiner Eltern begrüßt. Nichts scheint mir geeigneter, eine tiefe und ernste Rührung hervorzubringen, als dieser Gebrauch, das Wenige, was der Tod von uns übrig läßt, dem Blicke der Lebenden darzubieten. „Seyd nicht eitel, rufen diese Schädelreihen aus ihren engen Zellen den Vorüberwandelnden zu; vergeßt nicht den Herrn im Uebermuthe eurer Schönheit, eurer Kraft und eures Reichthums; denn seht hier, was aus der Kraft, der Schönheit und dem Reichthume wird! Darum betet zu Gott, der euch alles Verlorene hundertfach in seinem Reiche wiedergeben kann."

Das Andenken des Pfarrers Jacob Bourqenod, der im Jahre 1736 die Kirche auf eigene Kosten ganz neu wieder aufbaute, und überdieß eine öffentliche Schule stiftete, ist hier allgemein verehrt, und der Fremde wird häufig von ihm reden hören und immer auf seinem Grabsteine frische Blumen finden. Nicht weit von diesem hat

ein anderes Denkmal christlicher Dankbarkeit ein paar Jahrhunderte überlebt. Es ist eine kleine Kapelle, die vor zweihundert Jahren gegründet wurde, und deren Geschichte sehr einfach ist. Ein Bewohner von Charmey, durch ein plötzliches Anschwellen der Jonne fortgerissen, wurde von der tobenden Flut, die ihn an den Felsen, über und durch welche sie schäumend fortstürzt, zu zerschmettern drohte, gesund und unverletzt auf eine breite Steinplatte in Mitte des Wassers geworfen; und er errichtete nun nahe dem Orte, wo Gott ihn gerettet, sein schmuckloses Bethaus. Solche ex voto, die noch jetzt sehr zahlreich sind, wo die Reformation nicht die Oberherrschaft gewonnen hat, waren sonst in allen Kantonen gar reichlich zu finden, denn in der alten Zeit kannte man keine bessere Art, Gott zu danken. Privatleute, von persönlicher Gefahr befreit; Städte, vor öffentlichem Unheil bewahrt; Fürsten und Regierungen nach Siegen und Friedensschlüssen erbauten Kapellen und Kirchen, stifteten ein Kloster oder eine Wallfahrt. Und in dieser Weise wurden nützliche Erinnerungen auf das edelste verewigt. Männer wie Kinder lasen im Vorübergehen diese sichtbaren, verkörperten und bleibenden Kapitel der Nationalgeschichte, und insbesondere verdankt ihnen die unwissende Schweiz großentheils die poetische Glut des öffentlichen Geistes und Vaterlandssinnes, wodurch sie sich so lange auszeichnete, die sich aber in den protestantischen Kantonen mit dem Verfalle dieser frommen Stiftungen täglich mehr in einen hohlen, herz- und wurzellosen Allerweltsliberalismus verliert. Mögen sich die

gelehrten Schreibkünstler noch so sehr anstrengen: einige Steine, die den Beistand des Himmels bezeugen und verheißen, werden stets eindringlicher und andauernder zu dem Volke reden, als alle Journale, alle Bücher und alle Advocaten mit der ganzen Reserve der protestantischen Seelenhirten. —

Noch eine alte, rühmliche Eroberung der Mönche sollte ich begrüßen, ehe ich zum Schwarzsee gelangte, das am Fuße der Berra **3120** Fuß hoch gelegene Kloster Heiligenthal, **vallis sancta**, auch Valsainte. Dieses in Wald und Felsgebirg verlorene Thal, in das ich, man möchte sagen, auf unsichtbaren Pfaden hinabsteige, war Jahrhunderte lang nur ein Gemenge von Sumpf, Heide und Buschwerk; von dem verwegensten Hirten und unerschrockensten Jäger gefürchtet und gemieden. Nur der Bergstrom, der sich hineinstürzt, schien freien Durchzug zu finden, bis Gerhard, Herr von Charmey, dessen Sohn kinderlos blieb, diesen wüsten Boden im Jahre **1295** den Karthäusern schenkte. Unter ihren Händen verwandelte sich das Land bald in fruchtbares Feld, das man noch heute bewundert, und wie immer zog auch hier die Arbeit und die Mildthätigkeit das Volk heran.

Die Mönche von Heiligenthal hatten bereits den Bergstrom und die Wüste bezwungen, als gegen alle Erwartung dem Sohne des Stifters eine Tochter geboren wurde, und der gute Herr, der von seinem Eigenthume nicht viel mehr besaß, fürchtend, er könne die Tochter,

auf die er nimmermehr gezählt hatte, nicht mehr anständig ausstatten, in seiner Verlegenheit einen Theil der Güter, die er den Karthäusern geschenkt, und deren Werth sich durch ihre Anstrengung um vieles erhöht hatte, von ihnen zurückverlangte. Das Kloster gab sie augenblicklich zurück; was, wie sich unser protestantischer Gewährsmann Bridel, des Geistes seiner Zeit und Leser kundig, naiv ausdrückt, schwerlich geglaubt werden möchte, wenn er nicht die lateinische Urkunde beifügen könnte. Johanna, dem Freiherrn von Aubonne vermählt, bekam jedoch keine Kinder, und erstattete deßwegen im Jahre 1360 die Güter, die sie erhalten hatte, dem Kloster zurück.

Der wohlthätige Einfluß von Heiligenthal verbreitete sich ringsum bis in die weite Ferne; dennoch bewirkte die Regierung von Freiburg im Jahre 1778 die Säcularisation des Klosters, und die Väter zogen sich nach La Part-Dieu zurück. Der Tag ihrer Abreise war ein Tag des Jammers für die ganze Gegend; Alle, denen sie mit Rath und That beigestanden, das heißt, alle Bewohner der Nachbarschaft waren versammelt, um ihnen mit Thränen Lebewohl zu sagen. Ein Augenzeuge, Bernhard von Lenzburg, damals Abt von Hauterive, später Bischof von Lausanne, sagt in seiner Darstellung dieser Begebenheit: „Die Armen betrachteten wehmüthig das Haus, dessen Pforte ihnen fortan verschlossen bleiben sollte; die Frauen wehklagten, und die Wälder und Felsen hallten von ihrem Jammer wieder. Ueberall flossen Thränen, und die Bauern überhäuften die Plünderer des Klosters mit Verwünsch-

ungen, und schalten sie Räuber fremden Gutes und verruchte Zerstörer des Gutes der Armen."

Nach einigen Jahren nahm die Religion wieder Besitz von dieser Einöde, die nur für Klöster gemacht zu seyn scheint, wie auch ein Kloster aus ihr Etwas gemacht hat, und seltsam genug war es die französische Revolution, welche die verlassenen Klöster wieder bevölkerte. Im Jahre 1793 siedelte sich eine Kolonie von Trapisten, die geächtet aus Frankreich fliehen mußten, in Heiligenthal, welches sie von der Regierung von Freiburg durch Kauf erwarben, an. Diese Geistlichen waren fast alle Franzosen; die Revolution hatte mit roher Hand ihr Gelübde gelöst, und gab ihnen freie Bahn, dem Ehrgeitze, der Gewalt, der Weltlust nachzurennen; doch alle, Junge und Alte, Söhne der edelsten Geschlechter wie armer Landleute, wiesen die ausdrücklichen Aufforderungen zurück, und zogen es vor, unter der Führung ihres Abtes in einem Winkel der Schweiz die strengen Uebungen von La Trape fortzusetzen.

Bridel besuchte das Kloster im Jahre 1798, und wir wollen es von ihm vernehmen, wie der Anblick dieses lebendigen, in Liebe thätigen Glaubens den Protestanten bewegte. „Ich betrat endlich das Kloster, durchwanderte es und sah Alles, was Aufmerksamkeit verdienen konnte. Aber ich weiß die verschiedenen Gefühle nicht auszusprechen, die mich bei der Betrachtung dieser Wohnungen der Strenge, der Abtödtung, der Arbeit, des Fastens und Schweigens ergriffen. Diese langen Kreuzgänge,

mit Sprüchen aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern beschrieben; dieser ungeheure Schlafsal, wo jede Nische statt des Bettes nur ein Brett mit einer schmalen Decke und einem Kopfpolster von Stroh enthält; dieser Gottesacker, wo die Geistlichen sich alle Abende in der Betrachtung der Nichtigkeit dieses Lebens niederwerfen, dieses immer fertige offene Grab, um den Ersten aufzunehmen, der zur Ewigkeit eingeht; dieses düstere Refectorium, wo Wasser das einzige Getränke, schwarzes Brot, einige Wurzel und Gemüse in Salz gekocht und manchmal Milch die einzigen Speisen der Mönche sind; vor Allem aber die erhabenen und schwermüthigen Gesänge, welche ihre andächtige Begeisterung Tag und Nacht zum Himmel aufsteigen läßt!....

Zwischen sieben und acht Uhr wird schlafen gegangen, um das Lager an den gewöhnlichen Tagen morgens um halb zwei Uhr, an Festtagen aber schon vor Mitternacht zu verlassen. Der Chor wird ohne sich jemals an die Wand anzulehnen gesungen, oder man betet knieend und mit bloßem Haupte wenigstens sieben Stunden lang von vierundzwanzig; dabei wird täglich fünf oder sechs Stunden des Tags nüchtern gearbeitet, entweder auf dem Felde, oder man beschäftigt sich mit verschiedenen Handwerken. Während sieben Monate des Jahrs wird nur einmal gegessen, um halb drei Uhr, während der Fastenzeit nach vier Uhr; wenn aber ein Abendessen stattfindet, so besteht es in Salade und einem kleinen Bissen Käse, oder statt des letztern in einigem Obst oder Erdäpfeln.

Mit Ausnahme des Chors und, bei erhaltener Bewilligung, des Kapitels, wird ein ewiges Schweigen beobachtet, und der unbedingteste Gehorsam gegen die Obern in den peinlichsten und erniedrigensten Dingen ist Pflicht. Alle ohne Ausnahme sind beschäftigt, denn die Handarbeit ist diesem Orden eben so wesentlich, als der Psalmengesang und das Gebet..... Bei meiner Ankunft besorgten einige den Garten und die Gemüsebette, andere hackten und gäteten das Feld; diese führten als Schreiner den Hobel, jene die Nadel, um neue Kleidungsstücke zu machen oder alte auszubessern. Versteht einer ein Handwerk, wenn er in das Kloster tritt, so läßt man ihn dabei, und die Unkundigen werden in irgend einem unterwiesen. So besorgt jetzt, wie man mir sagte, ein ehemaliger Reiteroberst den Stall, und wartet die Pferde, welche zum Dienste des Hauses bestimmt sind."

So ist das Leben dieser Trapisten beschaffen, die, aus ihrer Heimath vertrieben, in ihrem schon geächteten Ordenskleide unter tausend Gefahren Paris und Frankreich durchzogen, und, Dank dem Schutze Gottes und dem seltenen Verdienste ihres Abtes! ihren Rückzug hieher nach Heiligenthal ohne einen ihrer Brüder verloren zu haben bewirkten.

Dieser Abt, nunmehr auch in der Welt unter dem Namen Pater Anton wohlbekannt, war ein Graf Estranges. Mit dem feurigsten Glauben und mit allen Gaben des Geistes und Herzens gesegnet, entwickelte er in der Führung seines Klosters eine Thätigkeit und Kraft, die genügt hätte, Völker in Bewegung zu setzen, und wußte

sich in seiner Verbannung auch die Achtung der französischen Regierung zu erwerben. Als der General Massena während seiner Mission in der Schweiz den Abt von La Trape wegen der Beschwerde eines Kantons vor sich rief, und im übermüthigen Gefühle seiner Allmacht ihn behandelte, wie diese rohen Säbler es bei Mönchen gewöhnt waren, fand Pater Anton, ohne nur für einen Augenblick die demüthige Sanftmuth seines Standes zu vergessen, in seiner würdigen Fassung das Mittel, dem beleidigenden Soldaten ernst entgegen zu treten. Ich werde euch zum Fenster hinauswerfen lassen, rief Massena im tollen Zorne. — In diesem Falle, antwortete mit milder Ruhe der Trapist, werde ich mich augenblicklich entfernen, um Eurer Excellenz die Schande so wie die Reue einer solchen That zu ersparen. Der Streit wurde bis zur Entscheidung Napoleons gebracht, der ihn zu Gunsten der Trapisten entschied, und seinem Gesandten auftrug, künftig höflicher zu seyn. Alsbald sagte man sich ins Ohr, der würdige Priester sey ein Spion der französischen Regierung, und Manche, die es nicht zu fassen vermögen, daß ein Mann wie Napoleon vor dem edeln Oberhaupte eines geistlichen Ordens Achtung empfinden könne, bewunderten die alberne Verleumdung als die scharfsinnigste Entdeckung. So gelangte sie von einer Kloake zur andern, bis sie endlich ein gewisser Kremlin, Stadtschreiber zu Freiburg, mit seiner plumpen Schreibfeder auffing, und im schlechten Französischen in die Schmuzliteratur des Tags einführte.

Seltsamer Gegensatz menschlicher Strebungen! während diese frommen Geächteten, die vom heimischen Boden fliehen mußten, weil man sie im Namen der Freiheit zu Sclaven der Welt machen wollte, in einem stillen Thale der Schweiz ihre schweren Pflichten übten, beteten, arbeiteten, Almosen spendeten, Kinder erzogen, und sogar den Protestanten Hochachtung und Bewunderung abnöthigten: sehen wir, wie die Heere dieser Revolution, von welcher sie aus Frankreich verstoßen worden, wie die Soldaten der Freiheit, der Philosophie der Gleichheit und Bruderschaft an andern Punkten in die Alpenthäler eindringen, plündern, morden, verwüsten, Lebende und Todte berauben, sogar in der Sennhütte und in der Klause des Waldbruders noch etwas zum Mitnehmen finden, und diejenigen tödten, die der Raubgier nichts darzubieten haben. —

Noch muß ich erwähnen, wie Bridel, der durch das, was er in Heiligenthal gesehen, in eine unruhige Spannung versetzt war, das Wunder zu erklären wußte, daß ein Mensch dieser Welt und Zeit sich in einen Trapisten verwandeln könne. „Die einen, versichert er, sind durch Gewissensbisse über irgend ein großes Verbrechen bewogen, den Rest ihrer Tage der Buße zu widmen. Andere, Opfer einer hoffnungslosen Leidenschaft oder eines heftigen Unmuths, entziehen sich der Berührung der Welt, die sie getäuscht hat. Mehrere endlich werden durch den Hang zu einer überschwenglichen Andacht dahin geführt."

Kläglicher Blödsinn der protestantischen Seher, die in einigen Ausnahmen das allgemeine Gesetz zu finden wähnten! Um sich ohne andern Vortheil und Ehrensold als ein wollenes Gewand und ein Lager von harten Brettern dem Dienste Gottes zu weihen, muß man also entweder der menschlichen Gerechtigkeit entweichen müssen, oder man muß den Verstand verloren haben, oder bereits als Schwachkopf zur Welt gekommen seyn. Nirgends auch nur eine leise Ahndung von der erhabenen Einfalt des religiösen Gefühls; von jenem Abscheu vor dem Bösen, der reine Seelen ergreift, selbst ehe sie sich verfehlt haben; von dem ritterlichen Edelsinn eines christlichen Herzens, das um den Preis aller Lebensfreuden seinem Erlöser den Schmerz auch nur einer einzigen Sünde ersparen will! Nein, es sind nicht die schwachen Köpfe, es sind eben so wenig die von Gewissensbissen ermatteten, als die von Leidenschaften besessenen Herzen, welche die Klöster bewohnen! Die Mönche eurer literarischen Machwerke sind nur in den Romanen zu Hause. Es sind gewöhnlich die dürftigsten Geister, welche die Welt starke Geister nennt, und diese wenden sich nur im Todeskampfe der Religion zu. Große Verbrecher sind aber nothwendig auch weit von Gott entfernt, und kommen in unserer Zeit schwer zur vollen Umwandlung. Jene Gefühlsmenschen endlich, die, was man eine hoffnungslose Leidenschaft nennt, nähren, kosenge wöhnlich so gerne mit ihrem Schmerze, tragen ihn so gerne vor aller Welt und in jedem Salon zu Markte, sind so eitel glück-

lich, wenn sie es sich recht oft wiederholen können, was man wohl von ihnen sagen werde, wenn sie von der Welt oder dem Leben scheiden würden, daß man ihnen wahrlich die Ehre eines höheren und ernsteren Gedankens nicht beilegen kann. Die Leidenschaften führen kaum zu Gott; **non est in commotione Dominus.** Bevor die Stürme der Sinnlichkeit ausbrechen, oder wenn sie wieder beschwichtigt sind, dann empfängt der Mensch gewöhnlich das Licht der Gnade; dann geht ihm der Stern des Heils auf, und er wendet sich mit besonnenem Schritt dem Zufluchtsorte zu, wo ihn die Stürme der Welt nicht mehr erreichen.

Jetzt ist Heiligenthal abermals verlassen, die Quelle des Wohlthuns ist abermals versiegt, und die Bevölkerung ringsum ruft nach den Trapisten wie früher nach den Karthäusern. Möchte ihr Gebet noch einmal und für immer heimisch werden in dieser Gegend, die es geweiht hat! Ich betrachtete das leere Haus, das Thal, das nicht mehr von Glockenklang und frommen Gesängen wiederhallt, mit ehrerbietiger Wehmuth, aber auch mit einigem Stolze; denn die Karthäuser und die Trapisten gehören ursprünglich unserm edlen Königreiche an, und mir, einem Katholiken von Frankreich, gilt diese Stätte, wo so viele Franzosen alle evangelischen Tugenden geübt und auf dem einsamen Gottesacker ihr Grab gefunden haben, mehr als ein Schlachtfeld, wo heldenkühne Landsleute rühmlich gefallen sind.

Der Schwarzsee.

Ein schöner Sonntag ist in katholischen Ländern überaus würdig und erhebend. Die Ruhe auf dem Felde, die einsame Stille, die frischen Blumen vor den Marienbildern am Wege als Opfer von frommen unbekannten Händen, der Duft des Weihrauchs, der sich in der Nähe der Kirchen verbreitet, und durch die grünen Wipfel hinzieht: dieß Alles bewegt das Herz mild und tief. Was ist es aber, was auch in Mitte des Gebirgs, auf den waldigen Wänden, wo der kecke Wanderer nur bloßliegende Baumwurzeln als Stiegen durch Moos und Gebüsch benützt, auf ungebahnten Felspfaden, wo man Stundenlang fortschreitet, ohne einer menschlichen Gestalt oder nur einer Spur von Wohnungen zu begegnen, dem Sonntage einen so feierlichen und bestimmten Ausdruck geben kann? Hier sieht man keine Landleute in Festkleidern; in diesen weiten Räumen, wo keine Ernte reift, fällt die Abwesenheit des Ackerbauers nicht auf, der Glockenklang erreicht unser Ohr nicht, die Kapellen sind selten und ohne den Schmuck frischer Blumen, und den-

noch fühlt und erkennt man den Sonntag auch hier wie in der Stadt. Hat denn auch die Natur ihren Tag der Ruhe und des Gebets? Rauscht der Bach an diesem Tage ernster, ist der Schatten der Bäume frischer, der Duft der Blumen zarter, weht eine geheimnißvolle Ahndung durch die Luft, die uns zuflüstert: es ist der Tag des Herrn? Man möchte es wohl glauben, wenn man so allein und träumend über den grünen Wasen wegzieht, unbekümmert, wohin uns die Schritte tragen, nur die erhabene Ordnung betrachtend, in deren wundervolle Harmonie sich der Gedanke versenkt. Und wenn es eine Täuschung wäre, so darf ich, dem noch vor kurzem so viele schlimmere den Geist verwirrten, mich derselben ohne Scham hingeben. Die christliche Seele strebt, dem natürlichen Zuge folgend, nach Ordnung und Einheit, und es thut ihr wohl, sich im Einklang mit allen erschaffenen Dingen zu fühlen. Darum sage ich mir gerne, daß Weihnachten das Ende des Sonnenjahrs bezeichne, wie die Geburt des Heilands das Ende der alten und die Morgenröthe der neuen Zeit; daß die Gedächtnißfeier der Tage der Versuchung die nasse, frostige Jahrzeit beschließe, wo uns niemals ein heiterer Himmel lacht; daß Ostern die Auferstehung der Natur verkündige; daß die Himmelfahrt mit den ersten Blumen komme; daß die süße Maria in den Himmel aufgenommen werde, wenn uns die Erde alle ihre Schätze darbietet, und daß der Tag, wo Gott, mit Vateraugen sein Werk betrachtend, sprach: es ist gut, erst dann durch Sturm und Unwetter

getrübt und entweiht wurde, als der Mensch der Sünde und Strafe verfallen war.

Ich hatte wieder einen Führer aber nicht mehr meinen alten Hans, und die Unterhaltung wurde sehr schläferig. Seine Rede war gewöhnlich kurz und einfach wie folgt: Sie sehen dort das Gebirg, was so hoch ist? — Ja wohl. — Nun, dort müssen wir hinüber, und nachher müssen wir noch über andere. Nach einer Sunde ungefähr fing er wieder an: Sie sind ein Franzose? — Ja. — Ich hab' nicht daran gezweifelt, nur die Franzosen machen einen solchen Weg wie wir im Monat Julius zur Mittagszeit. Sie haben doch auch heiß? — O ja. — Das thut nichts, für einen Franzosen marschiren Sie nicht schlecht; aber jetzt will ich Sie einen kleinen Seitenweg führen, der Sie hübsch mürbe machen soll, und dann gibt es schon noch mehr dergleichen. Haben Sie nicht auch Durst? — Gewiß. — Ja, zu trinken können Sie nichts haben, bis wir angekommen sind, in vier Stunden beiläufig. — Gibt's denn aber hier in der Nähe gar keine Quelle? — Was, Sie wollen Wasser trinken? Ei, Wasser muß man keines trinken, das ist nur zum Händewaschen gut. —

Die kleinen Seitenwege aber, die mich hübsch mürbe machen sollten, wurden mir durch ihre mannichfaltige Krümmungen und Aussichten sehr erquicklich. Die schlanken Lärchenbäume, die noch einmal so hoch in die Höhe schossen als die schönsten Pappeln, bildeten an den Ufern eines Gießbachs, den wir zugleich über uns und unter

uns rauschen hörten, duftende Säulengänge, während wir die ungewohnten Stiegen von Baumwurzeln und herabgefallenen Steinblöcken, zuweilen mit Händen und Füßen, erkletterten. Dann überschritten wir auf schwankenden Brettern und glatten buntfarbigen Felstrümmern das Wasser; gingen unter einem Wasserfalle weg, vom sprühenden Schaume durchnäßt; zogen durch enge Thäler, die sich gleich Festungen vor uns schlossen, so daß wir weder den Pfad, auf welchem wir eingetreten, noch jenen, der uns hinausführen sollte, zu unterscheiden vermochten, und erreichten endlich eine baumlose aber mit schönem grünen Moose überzogene Schneide, auf welcher sich ringsum kleine rundlichte Büsche mit der vollen Glut blühender Alpenrosen zeigten. Hier lagen nun neue Massen von dunkeln Tannenwäldern, finstern Schluchten und hellen Berghalden vor uns, und wir sahen auch noch Reste von Schnee gleich weißem Schaum auf diesem grünen Meere, dessen Wogen Bergrücken sind. Und nirgends Geräusch, nirgends Bewegung; weder Wanderer, weder Herden, noch Sennhütten ..... und dennoch ist es nicht die Wüste, es ist nur Ruhe und Friede!

Diese schöne Gegend ist nicht berühmt, darum auch wenig besucht. Ihre Geschichte bietet so wenig als ihr Anblick etwas besonders Ergreifendes dar, sondern beschränkt sich auf einige Erinnerungen an Heiligenthal, dieß nunmehr verschlossene Paradies, wo die Armen wie in einem reichen, aller Welt offenen Baumgarten so lange Jahre die Früchte christlicher Liebe sammeln durften. In-

dessen fehlt es auch diesem Gebirge nicht an einer poetischen Tradition. Ein Felsen, wo man den Eindruck eines Schuhes bemerkt, heißt der Mönchstritt, und die Sache soll sich so verhalten. In dieser Umgegend des See's wimmelte es ehemals von Schlangen, und als ein Priester vom Kloster Hauterive hieher kam, und sie durch die Kraft seiner Segensprüche zur Flucht in den See zwang, drückte der Exorcist zum Andenken seines im Namen Gottes errungenen Siegs das Zeichen seines Fußes für ewige Zeiten dem Felsen ein, auf welchem er das Wunder vollbracht hatte. Ich weiß nicht wo und von welchem Gelehrten die Sage erzählt ist, der sich übrigens zu der Aeußerung verbunden hielt, daß der Mönchstritt in den Augen eines verständigen Menschen nur ein Spiel der Natur seyn könne. Darin stimme ich ihm recht gerne bei; ist aber die Tradition selbst auch nur ein Spiel des Geistes oder eine symbolische Erinnerung der Wohlthaten, die aller Orten von den geistlichen Orden ausgingen?

Nachdem endlich manches Joch erstiegen, manches Thal durchschritten war, betrat ich einen dürren Hügel, und hatte das gelobte Land vor meinen Augen. Der schwarze See lag unter mir, und erfüllte, mit der nicht ungünstigen Abänderung, daß er blau ist wie der Himmel und grün wie die Wiesen, alle seine Versprechungen. Er ist ein eirunder Krystall im Grunde eines sich öffnenden Blumenkorbs, der fast zwei Stunden im Umfange hat. Was an seinen Ufern keimt und sproßt, sich bewegt und

vorüberzieht, Herden, Baumzweige, Wolken, Sonnenschein und Vögelflug, Alles blickt uns aus diesem getreuen Spiegel noch einmal entgegen. Wenn aber der Himmel trüb wird, und der Sturm seine nächtlichen Flügel ausbreitet, dann verschwindet Alles, die schwarzen glänzenden Wogen spiegeln nur die auflodernden Blitze wieder, und der See entspricht ganz seinem Namen. So ist die Naturdichtung dieser schönen Gestade bald anmuthig, bald ernst; ein Windstoß genügt, um die Züge der ruhigen Fluten durchaus zu ändern, jetzt eine klare Himmelsquelle und dann einen finstern Höllenstrom aus ihr zu machen.

Eine Heilquelle, deren Eigenschaften ich nicht kenne, versammelt hier jährlich einige Menschen; und wenn ich nach meinen Beobachtungen an der Mittagstafel urtheilen darf, so muß ich vermuthen, daß die einzige Krankheit, wovon sie sich zu befreien haben, ein ungeheurer Appetit ist. Uebrigens sind es ganz wackere Leute, denn das Wasser des Schwarzsees ist nicht in der Mode, und man findet hier weder Fashionables noch romanenlesende Engländerinnen; sonach erscheint eine Straßenanlage, um, gehe es wie es wolle, auch Wagen anzulocken, bis jetzt als die einzige Entweihung der noch unberührten Schönheit dieses verborgenen Lustgartens.

Ein Brief geschrieben am Schwarzsee um Mitternacht.

Schon lange gedenke ich Ihrer, und es ist Zeit, daß ich auch zu Ihnen rede; denn mich dünkt, ich hätte manche Dinge Ihnen zu sagen, wovon Sie nichts wissen. Als wir vor sechs Monaten von einander schieden, waren diese Dinge mir selbst unbekannt; gewiß hätte ich sie aber aus Ihrem Munde vernommen, wären sie nicht auch Ihnen fremd gewesen.

So eben lag ich noch im duftenden Grase auf einem Vorsprunge des Gebirgs, das ein Thal, schön wie ich mir nie eines geträumt hatte, auf einer Seite umschließt. Vor meinen Augen breitete sich ein See aus, klar wie Ihre Seele, aber ruhiger wie sie; in meiner Nähe fiel in leichten Sprüngen ein Wasserstral zwischen den Felsen herab, der hier und dort durch das Gebüsch schimmerte, und ober meinem Haupte schwammen die leuchtenden Spitzen im blauen Aether, als trügen sie das unermeßliche Zelt des Himmels. So hatte mich die Nacht überrascht, und ich war ruhig an der Stelle geblieben. Mit den niedersinkenden Schatten verfloß Alles in weichere Farbentöne und geheimnißvollere Laute; bald erglühten die höchsten Gipfel im letzten Sonnenstral, am Himmel und auf dem See traten die Sterne funkelnd hervor, und die Gegenstände ringsum wichen in eine nebelichte Ferne zurück, in der mein Auge nichts mehr zu unterscheiden vermochte. Hundegebell, Alpenlieder und

das ſanfte Geläute der wandernden Herdeglocken drangen zu meinem Ohre, und mächtig umrauſchte mich der Hauch Gottes, der in ſtiller Nacht durch die Bäume weht, und ihnen eine ſo majeſtätiſche Sprache verleiht. Eine Stunde floh um die andere, doch ich dachte nicht daran; und als ich endlich aus dieſer ſeligen Trunkenheit erwachte, worin ich meine Seele wie in irren Träumen mit der Nacht, mit den Sternen, mit dem Abendwinde koſen hörte, errathen Sie, worüber ich am meiſten ſtaunte? Nicht über die Schönheit des Orts, ſondern daß ich an dieſer Stelle mich nicht ermüdet, nicht gelangweilt fühlte; denn in der That Aehnliches war mir noch niemals begegnet.

Sie werden mich ganz verſtehen. Wir hatten es uns ſo oft verſichert, daß zur genußreichen Beſchauung einer ſchönen Landſchaft zwei Augen und ein Herz nicht genügten, und die Morgenröthe, das Meer, die Wälder und Höhen hatten mich ſo oft gähnen gemacht, daß ich zuletzt gerne auf alle dieſe Herrlichkeiten der Natur verzichtete, daß ſie mir mangelhaft und öde erſchienen, wenn ich ſie nicht an der Seite eines geliebten Menſchen bewundern konnte. Und wenn dies eine Schwäche meiner Seele iſt, ſo ſchäme ich mich nicht derſelben, denn ich bin gewiß, daß die Ihrige, mir ſo lieb und werth, nicht anders geartet iſt. Indeſſen, wenn man auch die Sprache aller dieſer Naturwunder im ſüßen Wiederhalle einer Freundesſtimme vernimmt, iſt man darum befriedigt? Fehlt uns nicht dennoch etwas, und erkennen wir nicht, daß wir ungeachtet aller Anſtrengung nicht über die Fülle

von Tönen verfügen können, womit erwählte Begeisterte die Werke Gottes so erhaben besungen haben? Wenn die Gebirge in der Bibel Hügel der Ewigkeit genannt werden, so ahnden wir in der Natur Schönheiten, die unserm sinnlichen Auge verborgen bleiben. Denn nur die Liebe Gottes allein gewährt uns die klare Einsicht der erschaffenen Dinge, und ohne sie vermögen wir nur hier und da einige vereinzelte Sylben in dem großen Buche des Weltalls zu entziffern. Mögen wir immerhin uns in zwei Personen theilen und vereinen, um ein einziges Herz zu befriedigen: es bleibt stets eine Leere, welche die ganze Welt und alle Glut menschlicher Neigung nicht ausfüllen können, und fortwährend versinken wir in diesen furchtbaren Abgrund unsers eigenen Ichs. Vergeblich suchen wir ihn zu vermeiden; jedes Gefühl drängt uns dahin zurück, und immer, auch in den reinsten Stunden, auch im Brennpunkte längst ersehnter Freuden entsteigen ihm bittere Seufzer. Ja, unter dem geheiligten Schirmdach der Familie, auf den riesenhaften Schneehäuptern der Alpenwelt wie auf den balsamischen Blumenebenen des Südens, überall und in Allem fehlt uns etwas, so lange wir nicht Gott erkennen und lieben. Diese entsetzliche Leere, sie wird nur von der Gottesliebe ausgefüllt, aber überschwenglich ausgefüllt.

Mit welcher unaussprechlichen Wonne habe ich dies empfunden! Sie haben mich schwach gekannt, wenn ich allein stand; und hier, wo ich niemanden kenne, wo ich die Sprache des Landes nicht einmal verstehe, bin ich

dennoch so glücklich, denn mein Gott und Herr ist bei mir. Der Schleier ist gefallen, der Geist ist in mir erwacht. Zwei oder drei Worte, mit treuer Andacht im Kerne meiner Seele bewahrt, bevölkern mir diese öden Räume, ersetzen mir Alles, sind mir der Schlüssel zu allen verborgenen Schätzen. Mein Herz ist so voll und selig, und nichts wallt und regt sich in ihm, was nicht im Einklang wäre mit der allgemeinen Harmonie. Die Schmerzen der Vergangenheit, das Ungenügen der Gegenwart, die Sorge für die Zukunft, sie vermögen nicht eines von den zarten Rosenblättern zu vertrocknen, womit die gütige Vorsehung mein Erdenlager bestreut hat.

Und Sie, für die ich so oft zu Gott bete, Sie, welche von der himmlischen Güte so überreich begnadigt ist, und dennoch eigensinnig die höchste Gnade nicht erflehen will, ohne welche Alles ein eitles Nichts ist, wo weilen Sie, was beginnen Sie? Ach! Sie brauchen es mir nicht zu sagen, und ich weiß doch, daß Sie leiden. Sie sind schön und geistreich, und die Welt ist Ihnen gleichgültig; Sie sind gefühlvoll, und lieben die Einsamkeit nicht; Ihre Seele ist mild und wohlwollend, und Ihre Gaben, die jeden Unglücklichen auffinden, haben Sie kaum eine leise, flüchtige Freude genießen lassen; Ihr Leben ist rein, und Ihre Tugend erquickt Sie nicht; Sie wissen viel, und sehen Alles dunkel; für Sie ist die Wissenschaft unfruchtbar wie das Almosen, und so ist Ihr Wehe ohne Kraft, wie Ihre Ruhe ohne Erholung.

Dies ist es, was meine treue Freundschaft allmälig errathen hat, denn Sie leiden zu wesentlich, als daß Sie klagen möchten. Niemand hört Sie seufzen, und, wie unser edelstolzer Corneille sagt, Sie suchen die Nacht und die Stille für Ihre Thränen.

Arme verwüstete Seele! hätten Sie, mit dem Auge des Malers und dem Gemüthe des Dichters begabt, gleich mir einige Stunden am Zaubergestade dieses See's schweigend zubringen müssen, Sie hätten so viel unfruchtbare Thränen vergossen, als meine Gebete Worte zählten; Sie hätten mit zürnender Stimme die Natur befragt, warum sie Ihnen nicht genügen wolle, wie Sie gewiß schon oft dieselbe Frage an den Reichthum, an den Ruhm, an die Wissenschaft, an die Freundschaft und an die Tugend gerichtet haben. Ich sage nicht, an die Lust des Lebens, denn ein Wunder und die Gunst des Himmels hat es gnädig so gefügt, daß ein so liebliches, holdes Wesen niemals an diese Pforte klopfte..... Wie kam es aber, daß Sie nie zu Gott flehen wollten, er möge so viele edle Gaben befruchten und segnen? Warum erkennen Sie nicht, daß Ihre schönen Fähigkeiten Ihnen nicht zur unerläßlichen Qual geschenkt seyn können; daß sie nicht verloren seyn dürfen; daß Sie Rechenschaft von ihnen geben müssen, und daß Sie nimmermehr durch die Betheuerung gerechtfertigt werden: Alles sey unwirksam und nutzlos gewesen für Ihr Glück? Bedenken Sie dies zu Ihrem Heile!

Sollte sich Ihr gesunder Sinn seit unserer Trennung von jener absonderlichen Religiosität haben irre machen lassen, die von unsern Romanenschreibern und Dichtern in allerlei bunten Schattenbildern ausgeboten wird, so werden Sie darum nicht muthlos, weil Sie dort nur Armseliges und Widerliches gefunden haben. Ich brauche es Ihnen nicht zu betheuern, daß jene Herrn keine Kirchenväter sind; daß sie ihre Sprüche mit hohlen, gleißenden Worten verzieren, die ihnen selbst unverständlich sind, daß alles Dies nur eitle Lüge, Schminke und Entheiligung ist. Lassen wir sie jedoch ihr Handwerk treiben, wie sie es verstehen! Sie aber mit Ihrem klaren, mündigen Geiste haben die ernste Pflicht, frisch und mit aller Macht des reinen Willens in der einzigen Wissenschaft, womit Sie sich nicht beschäftigt haben, vorzudringen: in der Wissenschaft der Demüthigen und Gläubigen, in der Wissenschaft des Gebets, des Opfers, der Buße. Thun Sie das Ihrige, und Gott wird Sie nicht verlassen! Ihre Augen, Ihr Herz und Ihre Seele werden bald von wunderbaren Anschauungen heimgesucht und überrascht werden. Wo Sie jetzt nur mühsam buchstabiren, werden Sie geläufig lesen; die Last, die Sie jetzt niederdrückt, werden Sie ohne Beschwerde tragen; unzählbare Wunder, die Sie nicht ahnden, werden sich wie Himmelsblüten ringsum erschließen, und Sie werden über die Fülle des Glückes staunen, das Ihnen auf den dürren Pfaden dieses Lebens entgegenkommt.

Noch einmal, Ihr Herz ist voll süßer Wunder, aber es ist noch dunkel und stumm. Oeffnen Sie es den Stralen, die es vergeblich umspielen, und Alles wird hell und lebendig werden. Es ist ja nur das Licht, das die Blumen mit farbigen Gluten und duftenden Geistern erfüllt.

Gott befohlen! Möge der Engel des Herrn, der uns schützend umschwebt, mein heißes Gebet empfangen und es, recht bald mit dem Ihrigen vereint, hinauftragen zu unserm Vater im Himmel!

Die Pfarrgemeinde von Dudingen.

Welcher Touriſt hat jemals daran gedacht, von Freiburg aus das eine Stunde davon entfernte Dorf Dudingen zu beſuchen? Die Wegweiſer wiſſen kein Wort von ihm, man findet dort weder celtiſche Druidenſteine noch römiſches Mauerwerk, weder Schwefelquellen noch Waſſerfälle; ſogar von Felſen und Tannen iſt nicht mehr da, als gerade nöthig iſt, wenn ein ſchweizeriſches Dorf nicht gänzlich um ſeinen guten Namen kommen ſoll. Und dennoch gibt es hier für eine chriſtliche Seele viel Liebes und Schönes.

Die Pfarrei Dudingen zählt ungefähr viertauſend Seelen. Darunter waren vor kurzer Zeit ſehr viele Arme; die Kirche drohte einzuſtürzen, und der Pfarrer beſchäftigte ſich deswegen Tag und Nacht mit ſeinen zwei größten Wünſchen: mit dem heißen Verlangen, das Elend zu mildern und das Gotteshaus wieder herzuſtellen. Er fing mit dem Dringlichſten an, und die chriſtliche Liebe fehlte nicht; indeſſen, mochte die Anzahl der Armen zu beträchtlich, oder die fördernde Ordnung bei der Ver-

theilung der Unterstützung nicht möglich seyn, die Hülfsmittel reichten nicht aus. Nun versammelte er seine Pfarrkinder: wir haben, sagte er zu ihnen, nur ein Mittel, des Elends Meister zu werden, wir müssen die Armen, besonders die Kinder unter uns theilen. Die Größeren lassen wir arbeiten, die Kleinen ziehen wir groß, und alle sind so geborgen. Dann können wir ruhiger und auch wirksamer für die Bedürfnisse der Frauen und Greise sorgen. Was haltet ihr davon? — Die ehrlichen Pfarrkinder wußten aber im ersten Augenblicke nicht sehr genau, was sie davon halten sollten, und es ließen sich hier und dort kleine Bedenklichkeiten hören. Verschieben wir die Sache auf ein Paar Tage, meinte der Pfarrer, und hob die Sitzung auf. Am nächsten Sonntage bestieg er die Kanzel. „Ihr lieben Freunde, wir müssen die Sache mit unsern Armen denn doch in Ordnung bringen, denn wir haben wohl Zeit genug zur Ueberlegung, sie aber nicht zum Warten.“ Ich versuche es begreiflich nicht, seine Rede auch nur im flüchtigsten Umrisse wiederzugeben; genug sie kam vom Herzen und ging zum Herzen. Als Text hatte er den Spruch eines Heiligen gewählt: Wenn Einer von euch sieben Kinder hat, so nehme er ein achtes an Kindes Statt an, und mit diesem wird der gütige Gott in sein Haus ziehen. Was er dazu gefügt, wie er alle Gemüther bewegt hat, ich weiß es nicht; nur so viel weiß ich, daß alle Stimmen, zu einer einzigen Stimme vereint, seine Rede mit dem Rufe be-

antworteten: Wir alle wollen davon haben, wir wollen sie alle nehmen. Und sogleich, noch in derselben Stunde, vertheilte man die armen Kinder unter sich, und nicht nach dem Maßstabe des Vermögens, sondern nach dem Drange des Herzens und Erbarmens eines Jeden. Dieser nahm eines, jener zwei, ein anderer noch mehr; und die Langsamen, die später kamen und verlangten, konnten keine mehr erhalten.

Heiliger Priester! welcher Redner wurde jemals herrlicher befriedigt als Du? Wer durfte dem Himmel inniger danken für die Gabe des Worts und Herzens? wer wurde glücklicher als Du? Nicht bloß jene geretteten Armen müssen Dich segnen, sondern auch alle die wackern Leute, deren Familie Du vermehrt, unter deren Dach Du eine lebende gute That eingeführt hast, die zu ihnen spricht, sie liebt und unter ihren Augen wächst und gedeiht.

Bald nach jenem schönen Tage kam ein Fremder nach Dudingen. Es war ein Festtag, die Preise wurden in den Schulen vertheilt, und die schweizerische Gastfreundlichkeit lud den Neuangekommenen zu der Feierlichkeit ein. Und als er den jungen Bienenschwarm so zufrieden, heiter, reinlich und wohlgekleidet erblickte, und, sich zum Pfarrer wendend, fragte: haben Sie denn hier keine Armen? erwiederte ihm dieser mit feuchten Augen: Nein, nein, Gott sey Dank! wir haben keine mehr!

Was aber hier geschah, war keineswegs die Wirkung einer raschen und vergänglichen Aufwallung. Die christliche Liebe zu Dudingen hat sich dauerhaft und echt ka-

tholisch, d. h. in einem höhern Grunde als in einer weichen Gefühlspoesie wurzelnd, bewährt; die Kinder sind unter dem Dache, das sie aufgenommen, geblieben, mehrere wurden förmlich adoptirt, alle aber haben in ihren Beschützern wohlwollende Väter gewonnen. Der Pfarrer aber scheint wohl gewußt zu haben, welche Verbindlichkeit er durch die Verheißung übernahm, daß es Jeglichem wohl ergehen werde, der Haus und Herz den Armen des barmherzigen Gottes öffnete. Der Segen des Himmels ist an dieser Stelle augenscheinlich geworden, und die Wohlfahrt des Orts ist wahrhaft wunderbar, was durch das Folgende klar wird.

Die Armen hatten ihre Wohnung, und es war nun die Frage, wo der liebe Gott wohnen sollte, denn die alte Kirche zerfiel gänzlich, und es wurde dringend, eine neue zu bauen. Dem Gesetze gemäß ließ man einen bescheidenen Bauplan entwerfen, und bat um die Ermächtigung zum Baue und zu einer entsprechenden Umlage. Allein der Kanton Freiburg hatte eben zu dieser Zeit nach dem Beispiele Frankreichs eine kleine niedliche Revolution aufgeführt; die Regierung war noch neu, ganz frisch mit Liberalismus übertüncht, ganz angefüllt mit freisinniger Philosophie und voll Eifer, aufgeklärt und zeitgeistig zu verfahren. Demnach mußte ihr der Vorsatz der Einwohner von Dudingen sehr thöricht scheinen; sie hielt es für zweckmäßig, die Ausführung zu hindern, und so hieß es denn: bauet, wenn ihr wollt, wir können es euch nicht verbieten, allein wir gestatten keine Auflage.

Diese väterliche Entschließung gelangte nach Dudingen, und der Pfarrer theilte sie seinen Bauern mit. — Aber wir bauen unsere Kirche dennoch, nicht wahr? fragte er. — O! ganz gewiß. — Und es soll auch nichts daran fehlen? — Durchaus nichts. — Wann wollen wir anfangen? — Morgen schon. — Und sie fingen in der That an. Jeder lief in die Sacristei, um seine Erklärung aufzuschreiben, wie viel er an Geld beitragen wolle, und am nämlichen Abende erreichte die Unterzeichnung schon nahebei die Summe von fünf und dreißigtausend Francs. Ein einziger hatte widersprochen; auch einige Einwohner der Stadt, welche Ländereien in der Gemeinde besaßen, und vielleicht selbst zu den Regierungsmitgliedern gehörten, verweigerten die Beisteuer. Desto schlimmer für sie! sagten die Bauern.

Der Pfarrer sprach nun abermals zur Gemeinde, und die Herzen öffneten sich seinem Worte eben so bereitwillig, als an dem Tage, wo er ihnen die Armen empfohlen hatte. Derselbe Zuruf, derselbe Erfolg antwortete ihm; die Reichen gaben das Geld, die Frauen ihre Kleinodien, die Armen die Kraft ihrer Hände. Man schritt unter der Leitung des Kaplans eifrig zum Werke. Diese trugen Holz und Steine bei, jene waren Maurer, jene dienten als Handlanger. Die Frauen arbeiteten mit doppelter Anstrengung auf dem Felde, indem sie dabei alle Steine auflasen, in den Händen und Schürzen zu einem gemeinsamen Haufen zusammentrugen, wo alsdann Wagen damit beladen wurden. Und niemals kam

es zu Klagen und Schwierigkeiten, wenn es sich um den Vollzug der übernommenen Verpflichtungen handelte; ja sogar wenn nachträgliche Leistungen nothwendig wurden, was zwei- oder dreimal stattfand, zeigte sich kein Verdruß und kein Hinderniß. Der Pfarrer versammelte bloß seine geistlichen Kinder, stieg auf die Kanzel und sagte: Kinder, wir haben nichts mehr, es ist alles ausgegeben; und am nächsten Morgen war wieder Geld in der Kassa. Das wunderbarste aber scheint mir zu seyn, daß niemand wußte und auch nicht zu erfahren suchte, was der Andere gegeben hatte. Nur der Pfarrer kannte das Geheimniß Aller.

Die Arbeit dauerte drei Jahre ohne Rast und Ermüdung, und die Kirche ist jetzt bis auf die innere Ausschmückung fertig. Inzwischen hat man die alten Altäre verwendet, denn jeder sehnte sich darnach, in dem neuen Gotteshause, was so recht eigentlich Allen angehört, zu beten. Sie wollten nun auch noch eine. neue Orgel von Aloys Mooser zu Freiburg haben, und auch der Wunsch wäre ihnen wohl erfüllt worden, wenn der alte Künstler nicht schon früher eine Anstellung im Himmel erhalten hätte.

Die Kirche ist schön, geräumig und zierlich. Sie kostete dieser Gemeinde von viertausend Seelen über hundert und dreißigtausend Francs, aber sie ist auch der Stolz und die Freude der braven Leute. Du magst es dir selbst denken, ob es ihnen wohl darin wird, und ob sie ihres Gebetes froh werden. Hätte ich doch der ersten

Messe beiwohnen können, die der hochwürdige Pfarrer im neuen Gotteshause gelesen hat! und wäre ich reich genug, um eine goldene Lampe an dieses Gewölbe heften, und die Mauern mit einigen Meisterstücken der alten christlichen Malerkunst, kindlich und heilig wie der Glaube, der hier baute, schmücken zu können.

Solche Erfahrungen laben und stärken die Seele. Der herrliche Mensch, der mir die beiden Thatsachen so einfach und treuherzig erzählte, wie ich sie nicht wiederzugeben vermag, hatte dabei mehrmals feuchte Augen. Und doch war er schon lange über das Alter hinweg, wo die Begeisterung noch Thränen hat. Aber er war ein Christ, und wir sprachen von Religion und Liebe.

Wenn du vielleicht eines Tags nach Dudingen kommst, und glücklicher bist als ich es zu seyn hoffe, so wäre es möglich, daß du dich mitten in eine rührende Feierlichkeit versetzt fändest. Die Glocken schlügen mit lautem Rufe zusammen, und du erblicktest in der Kirche eine Versammlung von Menschen in Sonntagskleidern, und unter ihnen Einen mit einem zufriedenerem, vielleicht auch ernsterem Gesichte, sowie auch unter dem Haufen der Zuschauer einige besonders frohe oder auch betrübte Physiognomieen. Dieß ist die Romesbruderschaft; so heißt nämlich hier eine gar schöne und anmuthige Sache; denn die Romesbruderschaft ist eine Verbrüderung aller Einwohner des Orts, die einmal nach Rom gepilgert sind. Kommt einer von dort zurück, oder geht er dahin, so versammeln sich Alle vor

dem Altar, um Gott zu danken, daß er den Pilger glücklich zurückgeführt hat, oder den Schutz der Engel für den zu erflehen, der, den Wanderstab in der Hand und schon halb auf dem Wege, noch einmal und zum letzten Male mit seinen Verwandten und Freunden betet. Dieß Gebet ist heiß und gläubig, und getreulich wird es der Pilger ihnen zurückgeben, wenn er das Ziel seiner Reise erreicht hat. Der Gang ist aber auch bedenklich genug, und Verwandte und Freunde wissen dieß wohl. Gewöhnlich ist dem Pilger das Land, welches er zu durchwandern hat, gänzlich unbekannt; Sprache, Sitten, Wege sind ihm fremd; Geld fehlt gleichfalls. Indessen was liegt daran? er folgt getrost dem Stern der Frömmigkeit, der ihn leitet und schützt, der **Stella maris**, und er wird glücklich ankommen. Am Ostermorgen wird er müde, staubbedeckt, mit geschwollenen, wunden Füßen aber freudiges Herzens, auf den Marmorstufen von St. Peter hingestreckt, den höchsten Segen erwarten, der über die Stadt, über die Welt, über ihn selbst ausgesprochen wird. Und nur Wenige von Jenen, die ihn bei dem Zeichen der Kanonen und Trompeten mühesam sich erheben und niederknieen sehen, mögen in ihrer Seele eine so lebhafte Freude und eine so feste Hoffnung fühlen, und so süße Erinnerungen in die Heimath zurückbringen.

Abschiedsgebete der Romesbruderschaft.

Die Genossen.

Zieh' hin, Bruder, wohin auch wir gezogen sind. Laß Dich nicht irre machen durch Regen, Sonnenschein und Sturm; nicht durch Unwetter und böse Menschen. Werde nicht muthlos, befürchte nichts, denn Du findest Gott auf Deinem Wege, Du findest ihn am Ziele Deiner Reise, Du findest ihn bei Deiner Rückkehr in die Heimath. Er ist aller Orten mit seinem getreuen Diener; seine Engel werden Dich unterstützen, wenn Du ermüdet bist, die gütige Mutter Gottes wird Dich aufheben, wenn Du fällst. Ziehe hin, Bruder, unsere Gebete folgen Dir täglich; Du aber, wenn Du in der großen Kirche bist, bete auch für uns!

Der Pilger.

Nichts kann mich aufhalten als der Wille des Himmels. Inzwischen betet für mich, Brüder, alle eure Gebete sollen euch getreulich zurückgegeben werden.

Die Mutter.

Heilige Mutter Jesu, es ist mein Kind, das von mir zieht, verzeihe mir meine Tränen. Ich bin betrübt, aber ich lasse es ziehen, und vertraue auf Dich, denn jetzt bist Du allein seine Mutter. Jeder Wanderer ist verwais't auf dieser Welt, und bis zur Heimkehr hat er keine andere Mutter als Dich. Dir übergebe ich ihn, wache über ihn.

Der Pilger.

Ich gehe, um für die Seele meines Vaters, um für Dich und meine Schwester zu beten. Ich werde

meinen Weg beschleunigen, ich werde bald wieder kommen, besser und befestigt in der Liebe Gottes. Darum tröste Dich, Du wirst gesegnet werden in Deinen Kindern, dies fühle ich im Innersten meines Herzens.

Die Schwester.

Mein Gott, der Du die Kinder Israels trockenen Fußes durch die tückische Meerflut ziehen ließest, der Du den königlichen Magiern durch einen leuchtenden Stern den Weg zu Dir zeigtest: schenke ihm eine glückliche Reise, ruhige und freundliche Tage, damit er unter der Führung Deines heiligen Engels den Ort seiner Sehnsucht erreiche, und zuletzt in dem Hafen des ewigen Lebens aufgenommen werde.

Der Pilger.

Heilige Jungfrau! Du weißt, wie oft ich dir dieselben Wünsche und Gebete für meine Schwester dargebracht, die sie jetzt für mich darbringt. Immer habe ich an den Füßen deiner Altäre ihren Namen ausgesprochen. Erhalte sie rein, demüthig, ergeben in den Tagen der Prüfung; behüte ihre Unschuld, ihren Frieden, und mache, daß sie stets einige Blüten von ihrem weißen Kranze bewahre, um sie dir in dem Himmel zu übergeben.

Ein Genosse.

In der einsamsten Gegend von Rom wirst Du ein Denkmal in Trümmern sehen, hoch, weit, unermeßlich wie einer unserer Berge, wenn man ihn aushöhlte, um ganze Kriegsheere in ihm zu verbergen. Du wirst hineintreten, und vor dem dürftigen Kreuze von Holz, das in

der Mitte des Denkmals aufgerichtet ist, kniee nieder und bete für mich fünf Vater unser und fünf Ave Maria als Dankgebet. Denn als ich eines Tags von schlimmen Gedanken gequält, die mich fortwährend bedrängten, also, daß mir das Gesetz des Herrn allzustreng erschien, hier umherwandelte, fiel es mir ein, vor jenem Kreuze zu beten, und sogleich schenkte mir Gott den alten Muth wieder. Eine Stimme sprach in meiner Seele: die am meisten litten, seyen die glücklichsten; und seit jener Stunde trage ich alles Wehe leicht und getröstet.

Der Pilger.

Wie heißt jenes Denkmal?

Der Genosse.

Ich weiß es nicht, Du wirst es aber bald erkennen, denn nie wurden solche Steinmassen von Menschenhänden zu einem Werke verwendet.

Der Pilger.

Ich werde dahin gehen und dort für uns beten.

Die Genossen.

Gott möge Dich geleiten und wieder zurückbringen. Pilger! unsere Gebete folgen Dir täglich. Und wenn Du in der großen Kirche bist, bitte für uns!

Die Mutter.

Mein vielgeliebtes Kind, Gott gebe Dir guten Wind und milden Sonnenschein.

Die Schwester.

Möge der allmächtige und barmherzige Gott meinen Bruder auf dem Wege des Heils leiten; möge der Engel

Raphael und sein heiliger Patron ihn nicht verlassen bis zur Heimkehr, damit er gesund, freudig und im Frieden unser Haus wieder betrete....

Der Pfarrer.

Scheide mein Sohn; ich segne Dich im Namen des allmächtigen Gottes.

Der Pilger.

Nichts kann mich aufhalten, als der Wille des Himmels; inzwischen betet für mich, meine Brüder! alle eure Gebete sollen euch getreulich zurückgegeben werden.

Der Pfarrer, die Mutter, die Schwester, die Genossen.

Herr! zeige ihm deine Wege, lehre ihn deine Pfade. —

Katholischer Leser! wenn es dir vergönnt ist, eines Tags in der neuen Kirche von Dudingen mitten unter den Gläubigen, die sie erbaut haben, zu beten, so gedenke dessen, der diese Worte zu dir spricht, und bitte um den Frieden des Herrn für seine Seele!

Laupen.

Als ich Freiburg verließ, führte mich mein Weg über die herrliche Drahtbrücke, welche die beiden Ränder der tiefen Sandstein-Schlucht, worin die Saane strömt, verbindet. Sie ist ein treffliches Werk, ein Wunder des neuen Kunstfleißes, und ich habe mich darüber gefreut, daß ihr Erbauer, Hr. Chalet, ein Franzose ist. Es läßt sich kaum etwas Kühneres denken, als diese luftige, 833 Fuß lange Straße von Erz, die 145 Fuß hoch über Bäumen, Häusern, Gassen und Wiesen schwebt. Von unten betrachtet, erscheint die weiße Brücke, ohne Pfeiler und Bogen, im freien Raume so biegsam und schwankend, wie jene zarten Fadengespinnste, die zur Sommerszeit an den Zweigen der Bäume flattern; in einer hellen Nacht aber gleicht sie dem ausgebreiteten Flügel eines Riesenvogels, dessen Körper Stadt und Gebirg bilden, und dessen Kopfputz der schöne Thurm von St. Nicolaus oder auch eine Wolke ist, die am Horizonte hinschwimmt. Wer wird jetzt, wo man gesehen, daß ein Mensch diese gebaut, noch von Teufelsbrücken reden wollen?

Bald wendet sich der Weg, und die Stadt zeigt sich in verschiedenen Ansichten, bis sie sich in irgend einem tiefen Grunde oder hinter einem Hügel verbirgt. Der Tag ist gerade so, wie ihn sich ein Wallfahrer und Fußgänger wünscht: einzelne Wolken wehren wie ungeheure Schilde die Sonnenstralen ab, aber das Licht blitzt hoch über den Wolken hinweg, und ruht auf den Wäldern, Ebenen, Bergspitzen, und zerstreut den Schatten in tausend Streifen, von welchen es in eben so vielen Abstufungen zurückgeworfen wird. Ein reifes Weitzenfeld löst sich wie funkelndes Gold von einem dunkeln Wiesengrunde ab; die mächtigen Kronen einiger Eichen liegen wie Smaragdmassen auf dem schwarzen Sammt der Fichtenwälder; und hier und dort erheben sich wie silberne Pyramiden frischbeschneite Gebirgshäupter aus dem hochaufwogenden Nebelmeer. Dabei spielt und flattert der Wind, der Pfad senkt und hebt sich, schweift links und rechts, Licht und Schatten sind stets im Kampfe, Alles regt und bewegt sich.... Ist es doch eine edle Lust, mit Gott im Herzen sich mitten unter den Wundern der Schöpfung als sein freies, denkendes Geschöpf zu fühlen; mit den Wolken zu wandern, und froh und lebenskräftig eine Reise anzutreten, die ohne Gefahren und Beschwerden seyn wird, weil sie unter den Schutz der gütigen Mutter Gottes gestellt ist.

Manchmal öffnet sich bei Krümmungen des Wegs unerwartet ein Thal zwischen zwei Gebirgswänden. Man steht stille, und betrachtet mit Vergnügen die vol-

len Kronen der Nuß- und wilden Kirschbäume, den eiligen kleinen Bach, die üppigen Wiesen auf beiden Ufern, die Sennhütten auf den Höhen, die wohlhäbig aussehenden Häuser mit ihrem Baumgarten vorne, ihren Küchengärten links und rechts, endlich auch noch die Blumentöpfe mit den schönen Nelken und Kapuzinern auf dem Altan. Da baut sich das Herz schnell eine Hütte auf der duftenden Berghalde, die das Thal umschließt, und der Wanderer meint, er würde sich hier niederlassen, wenn er frei handeln könne, und er seufzt auch wohl über sein Geschick, das ihn fortzieht. Aber er ist schnell wieder getröstet, wenn er bedenkt, daß es dort, wohin der väterliche Wille ihn führt, der stets mit Liebe über ihn wacht, noch besser seyn werde.

Wir überschreiten jetzt die Sense. Die erste Schranke trägt die Farben von Freiburg, die zweite das Schwarz und Roth von Bern, und auch der Bär wird sich bald zeigen. Wir sind hier auf der Laupener Straße an einer Stelle, die in der Geschichte hochberühmt ist, in der Nähe des Dorfs Bramberg, wo im Jahre 1339 die Schlacht von Laupen geschlagen wurde.

Bern bestand damals kaum dreihundert Jahre, dennoch weigerte es sich im vollen Gefühle seines Muthes und seiner günstigen Stellung, die Autorität des Kaisers Ludwig des Bayers anzuerkennen, der das Haus Oesterreich in seinem Hader mit den Kantonen unterstützte, und überdieß im Kirchenbanne war. Im Jahre 1338 schlossen die österreichisch gesinnten fürstlichen und adeli-

gen Geschlechter der Umgegend einen großen Bund zur Zerstörung der Stadt. Schon belagerten zwanzigtausend Mann den kleinen Marktflecken Laupen, während die Berner nicht mehr als sechstausend aufstellen konnten, mit Einschluß von achtzig Reitern von Solothurn und neunhundert Waldstätter Kriegsleuten; lauter löwenkühne Kampfhelden, welche die Fahnen von Morgarten mit sich führten. Dennoch wurde ohne Rücksicht auf das Mißverhältniß der Streitkräfte der augenblickliche Angriff des Feindes beschlossen.

Rudolph von Erlach, ein Bürger von Bern, zugleich aber Vasall des Grafen von Nidau, erbat sich von diesem, der das österreichische Heer befehligte, mit edler Offenheit die Erlaubniß, sich seinen Mitbürgern anzuschließen. Geht immerhin, antwortete der junge Graf, es wird für uns nur ein Mann weniger seyn. Ich werde mich bestreben, sagte darauf Erlach, zu beweisen, daß ich in der That ein Mann weniger bin; und nun eilte er nach Bern, wo man den berühmten Krieger mit allgemeiner Freude empfing, und ihm sogleich den Oberbefehl übertrug. Mitten in der Nacht verließ das Heer Bern, ein Priester trug ihm die geweihte Hostie voraus, und wer immer eine Waffe tragen konnte, drängte sich in die Reihen. Die Frauen aber und die Greise und Kinder schlossen die Thore, versammelten sich dann in der Kirche, und harrten dort im heißen Gebete.

Als sich die Heere gegenüber standen, und das Gebet geendigt war, hielten die Waldstätter und Solothur-

ner die feindliche Reiterei im Schach; Erlach aber an der Spitze der Berner stürzte sich auf die andern Schlachthaufen. Die Sichelwagen brachen in die österreichischen Massen ein, das Fußvolk, nachdem es dreimal seine Fernwaffen abgeschleudert hatte, focht, Brust an Brust, mit der Streitaxt, der Picke und dem breiten zweischneidigen Schwerte; das Handgemenge war blutig, die Metzelei furchtbar, aber von kurzer Dauer. Die Scharen des Herzogs Albrecht und der Edeln flohen in Unordnung, und mit dem sinkenden Tage waren die Berner Verbündeten Meister des mit Todten bedeckten Schlachtfeldes, und dankten knieend für den verliehenen Sieg. Damals sagte das Volk, der liebe Gott sey ein Bürger von Bern geworden.

Wenn ich nicht wüßte, daß ich nicht mehr in einem katholischen Kantone bin, so könnte ich es von der Grenzbrücke und von dem Städtchen Laupen an, welches am Einflusse der Sense in die Saane liegt, schon aus der Abwesenheit der Kreuze, der Seltenheit der Kirchen und dem Ueberflusse der Gasthäuser und Weinschenken errathen. Eine von diesen gefiel uns wegen der schönen Blumengewinde von Kapuzinern, die sich an den Fenstern hinaufschlangen, und wir traten näher, als sich der Wirth dieses blumengeschmückten Hauses an der Thüre zeigte. Der Mann war ein eigentlicher Riese mit einem winzigkleinen Kopfe, auf dem eine spitzige baumwollene Mütze saß, die sich wie ein Blitzableiter von einem Thurme auf seine Schulter herabsenkte. Sein Beinkleid reichte nur

bis zur halben Wade herab, und schnürte diese übermäßigen Fleischgeschwülste grausam zusammen, während sich die weiten Schöße seines Rocks von Berkan, der wie ein altfranzösisches Hofkleid zugeschnittten war, wie ein Paar Schiffsegel aufblähten. Aus dem Bergwalle seiner gestickten Halsbinde blickte er verächtlich auf unsern dünnen Reisesack, auf unsere leinenen Blousen und staubigen Schuhe herab, und es war augenscheinlich nur eine gnädige Herablassung von seiner Seite, daß er uns aufnahm. Als wir jedoch von seinem besten Weine begehrten, wurde er freundlicher, und ließ sich, während wir unser Abendessen verzehrten, in ein trauliches Gespräch mit uns ein. Was gibt es Neues in der Gegend, Herr Wirth? — Nichts Gutes, meine Herrn, wir werden übel regiert; wir sind durchaus nicht zufrieden. Durchwandern Sie den ganzen Kanton, Sie werden überall Verdruß und Betrübniß finden. — Aber in der That, Sie sehen auch gar nicht froh aus. Wo fehlt es denn? — Ach! die fatale Steuer. — Was für eine Steuer? — Die Hundesteuer; wir müssen der Regierung für jeden Hund sechs Francs zahlen, und da man sich nicht zu dieser schweren Abgabe entschließen kann, sind die armen Eigenthümer gezwungen, ihre lieben Thiere zu tödten. — Arme Hunde! — Ja wohl, meine Herrn, sie sind sehr zu beklagen. Ich z. B. werde mich niemals trösten können. Sie wissen, was ein Hund ist; so ein Thier ist wahrhaftig mehr werth, als ein Kind; es ist unterthäniger, liebenswürdiger und dabei viel wohl-

feiler. Mit einem getreuen Hunde kann ein Mensch glücklich seyn. Nun sehen Sie, ich, der ich dieß sage, ich hatte drei, alle drei herrliche Thiere, alle drei so wohlgezogen wie die Söhne unsers Landammanns. Tiber konnte die Thüre aufmachen, Nestor bellte nach der Musik, und Jupiter, den ich behalten habe, tanzt auf den Hinterfüßen wie ein wahrer Affe. Und ich hatte sie darin selbst unterrichtet, hatte einen so lieb wie den andern; dafür machten sie mir aber auch viele Freude, und kosteten mich dabei keinen Pfennig. Denken Sie sich nun meine Lage, als ich mich gezwungen sah, achtzehn Francs jährlich zu zahlen, oder zwei davon zu tödten. Denn mit dem Verkaufen war es auch nichts mehr. Welchen sollte ich behalten, welchen umbringen, da ich keinem den Vorzug vor den andern gab? Denken Sie sich in meine Lage; ich dachte Tag und Nacht darüber nach. Indessen mußte ich mich zuletzt doch entscheiden. Einer meiner Freunde, der in Wallis wohnt, schlug mir vor, einen zu sich zu nehmen, und er bekam, ich ließ ihn nämlich darum loosen, den Tiber; jetzt umsonst, nachdem er mir kurz vorher ein hübsches Geld dafür geboten hatte. Das ärgerte mich am meisten, ich meinte, das Herz müßte mir zerspringen. Allein damit war es noch nicht am Ende. Jetzt fragte es sich erst, wer von den beiden sterben sollte, Nestor oder Jupiter, denn lieber als ich noch einen wegschenkte, nein! da hätte ich sie lieber alle beide umgebracht. So legte ich denn ihre Namen in einen Topf, und ließ meine Schwiegertochter ziehen. Sie zieht Jupiter...

Erlauben Sie, ich muß ein Glas trinken, denn mich verläßt aller Muth, wenn ich daran denke. Also Jupiter sollte sterben, mein armer Jupiter, mein armer Tänzer! Er stand in dem Augenblicke gerade so ruhig zwischen meinen Füßen, kratzte mir lustig wie ein Kind die Waden, ich fühlte es ganz deutlich, daß er mir lieber war als die andern. Das konnte aber nichts helfen, ich behielt meine Fassung, ließ ihn zum letzten Male recht gut füttern, und befahl dem Friedrich, dem Stallknecht, er sollte ihn mit einem Steine am Halse in die Sense werfen. Nach ein Paar Stunden kam Friedrich zurück, es war geschehen. Ich sprach kein Wort, aber das Gesicht Friedrichs fing an, mir recht widerwärtig zu werden, besonders wenn ich den Kerl singen hören mußte. Ha! er konnte noch singen, der Bandit; noch singen, nachdem er meinen Jupiter ertränkt hatte; er sänge wohl auch, wenn er seinen Vater ertränkt hätte. Ich warf ihn zum Hause hinaus, meine Herrn, und dieß that mir wohl. Am Abende dachte ich an meine beiden Hunde; der eine für mich verloren, der andere todt; ich war recht betrübt, wie Sie es mir leicht glauben werden. Da bellt Nestor plötzlich, die Thüre geht auf, und wer springt herein? Jupiter, ganz durchnäßt, mit einem Strick um den Hals. Ich springe auf, ich vergesse Alles, und wir fangen in der Freude des Wiedersehens beide mit einander zu tanzen an.... Allein der letzte Tag war abgelaufen; ich konnte Jupiter und Nestor nicht zusammen behalten; ich mußte einen tödten, oder für beide zahlen. So entschloß ich mich denn, Ne-

stor aufzuopfern, weil ich den Verlust Jupiters so gar schwer getragen hatte. Weil ich aber den Friedrich fortgejagt hatte, wollte keiner meiner Leute sich mit dem Geschäft befassen, und ich mußte es selbst übernehmen, meine Herrn, ich selbst.... Ach! erlauben Sie, daß ich einmal trinke.... auf Ihr Wohlergehen!.... Ich nehme endlich mein Gewehr, lasse den unglücklichen Nestor an einem Pflock anbinden.... meine Herrn! er sang in dem Augenblick.... zielte, schloß die Augen.... Pan! es war geschehen. Ich Missethäter! ihr Räuber vom großen Rath! ihr aristokratischen Henker! Ein jämmerliches Geheul bewies, daß ich mein Opfer nicht gefehlt hatte, aber mir fehlte die Kraft, wegzueilen, im Gegentheile, ich wollte Nestor noch einmal sehen. Er schwamm in seinem Blute, und sträubte sich noch gegen den Tod; er sah mich mit seinen gebrochenen Augen noch so sanft und wehmüthig an, daß ich meinte, darin einen leisen Vorwurf aber zugleich Vergebung gewahr zu werden. Ganz zerknirscht beugte ich mich zu ihm herab, um ihn zu liebkosen, und er, ganz freudig, weil er sah, daß ich nicht böse mit ihm war, strengte sich noch mit der letzten Kraft an, erhob den Kopf, und starb, indem er mir die Hand leckte.... Seit diesem Tage komme ich mir wie verwaist auf der Welt vor; es hält mich nichts mehr im Leben, es gefällt mir nichts, ich habe keinen Appetit mehr, sogar den Jupiter mag ich nicht mehr leiden. Nestor, das erkenne ich jetzt nur zu gut, war doch der beste von allen Dreien; ich sehe ihn stets vor mir; ich sehe immer seine Augen,

die mich fragen, warum ich ihn gemordet habe; ich höre sein letztes Singen, ich fühle seine Zunge, die mir die Hand leckt! ..... Brrr! es schnürt mir den Hals zu, wenn ich die Geschichte erzähle.

Aber, sagte einer meiner Reisegefährten, den schwermüthigen Traum unterbrechend, in welchen unser Wirth versunken blieb, nachdem er in der Verwirrung seines Schmerzes sein vollgestrichenes Glas zum dritten Male aus unserer Flasche abgezogen hatte, warum bezahlten Sie denn, statt alle diese Qualen auszustehen, nicht lieber sechs Francs? Was, fuhr der dicke Mann lebhaft auf, sechs Francs! das wären zwölf Francs jährlich, die ich zahlen müßte! Junger Herr, es scheint, Sie wissen nicht, was zwölf Francs im Jahre ausmachen?

Bern.

Bern kündigt sich dem Ankommenden als eine große Stadt an; reiche Landhäuser, lange Alleen von alten Bäumen, ein stattliches Gitterthor begrüßen ihn. Das erste Gebäude, welches sich unserm Blicke zeigt, ist ein monumentales Gefängniß, für vierhundert Züchtlinge berechnet; das zweite eine protestantische Kirche, das dritte ein Casino. So fühlt man sich alsbald in einem wohlcivilisirten Lande.

So lange ich lebe, hoffe ich das Andenken an die brave alte Jungfrau zu bewahren, die beim Vorübergehen an uns in der ersten Straße von Bern meinen Reisegefährten erkannte, und durchaus darauf bestand, daß wir zu Mittag bei ihr essen sollten; und zwar aus dem einzigen Grunde, weil wir Katholiken seyen, nach Einsiedeln wallfahrteten, und von Freiburg kämen. Sie ist in der Stadt geboren und heißt Marie. Jung, reich und schön wollte sie im Widerspruche mit ihrer protestantischen Familie zur alten Religion zurückkehren. Und als man ihr drohte, sie gänzlich zu verlassen, trotzte sie Allem, verzichtete muthig

auf Alles, und vertrauend auf den Schutz von oben, lebte sie eingeschränkt und müheselig von ihrer Arbeit, ohne sich zu beklagen, ohne von den ihrigen etwas zu verlangen oder zu erhalten, ohne selbst dasjenige, was ihr rechtmäßig gebührte, in Anspruch zu nehmen; stets einsam, stets dürftig, aber geachtet und glücklich und der Wissenschaft kundig: durch Selbstentbehrung einen Ueberfluß zu bilden, den sie im Stillen zu kleinen Almosen verwendet. Wir kamen vor ihr in ihre bescheidene Wohnung, und sie folgte uns bald mit froher Eile nach, eine große Schüssel mit Suppe in der Hand, ein Stück Käse in der Schürze und ein Brot unter dem Arme. Schnell richtete sie dieß Alles auf einem glänzend reinlichen Tische in Ordnung, setzte noch eine gute Flasche Wein mit drei Gläsern dazu, und es hat mir noch niemals ein Mittagessen besser gemundet als dieses.

Bern, auf einer von der Aar umflossenen Sandstein-Halbinsel gelegen, ist in seinem Innern schön, größtentheils massiv gebaut, mit geraden, breiten und paralellen Straßen, aber auch so steif und regelmäßig, daß man es beinahe langweilig nennen möchte. Im Jahre 1191 durch Herzog Berchtold dem fünften von Zähringen erbaut, gewann es 1218 seine Selbstständigkeit als Stadt, und erscheint im Anfange seiner Geschichte und im Verlaufe der ersten Jahrhunderte überaus herrlich und ruhmvoll. Auf mehr als zwanzig Schlachtfeldern zeigten sich die Berner, wie wir sie zu Laupen gesehen haben, in jener unwiderstehelichen und

einfachen Kraft und Tapferkeit, die nur der fromme Glaube und die Vaterlandsliebe eingibt, und immer war es ein Jubelfest für die Stadt, wenn zu den Waffen gegriffen werden mußte.

Die politischen Einrichtungen ruhten auf einer gründlichen Redlichkeit, und waren freisinnig und weise; zur Theilnahme an der Regierung, die den Besten anvertraut wurde, konnte jeder gelangen, denn kein Würdiger war davon ausgeschlossen, aber man trachtete nicht nach Stellen, man übernahm sie nur mit Hingebung.

Die Sitten waren rein und offen, und der herrliche, von 1421 bis 1502 erbaute Münster beweis't, daß der katholische Glaube hier wie überall die edelsten Künste blühen und gedeihen machte. Gewiß fehlten auch damals starke Schattenparthieen nicht; und wenn die Geschichte davon schwiege, würde der Ausbruch und die Verirrungen der Reformation auf diesem Boden genügendes Zeugniß dafür geben. Aber auch so, wie Bern im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gewesen, durfte es noch auf lange Jahre Glück und Ruhm erwarten.

Da predigte Berchtold Haller zuerst im Jahre 1522 die Lehren Luthers zu Bern, und nachdem man ungefähr sechs Jahre lang zwischen der Predigt und dem Meßopfer hin- und hergeschwankt hatte, entschloß sich der große Rath, die Sätze einer zwingli'schen Conferenz, die, von ihm berufen, unter seiner Oberleitung stattgefunden, anzunehmen und zu bestätigen.

Belehrten uns nicht die Annalen der Schweiz, wie zur Begünstigung der unsinnigen Glaubenslehren in wahrhaft empörender Weise Blut vergossen und Kirchenraub und Schändung des Heiligthums häufig geworden: so möchte man die Thorheit dieser übermüthigen Bürger belächeln, die unter den heftigsten Schmähungen über die Autorität des Papstes sich als die unfehlbaren Richter in Glaubenssachen ankündigten, Kirchenversammlungen vorstanden, und festsetzten, was von den heiligen Schriften angenommen und verworfen werden sollte.

Die Mittel, welche die Führer von Bern zur gewaltsamen Begründung der Reform im ganzen Lande anwendeten, sind dieselben wohlbekannten, welche demselben Zwecke aller Orten dienen mußten. Und auch hier wie überall verlor das Volk durch diese Maßregeln nicht bloß seine religiöse Freiheit, seine Ruhe, den geistlichen Trost der Priester, die Almosen der Klöster, den Kern und die befruchtende Weihe seiner Religion selbst, sondern es verlor auch seine politische Freiheit. Männer, die den Muth hatten, sich zu gebietenden Herrn in Glaubenssachen zu erklären, die sich stark genug fanden, mit kecker Weltlichkeit das geistliche Gebiet zu beherrschen, mochten auf einer so schönen Bahn nicht stillestehen. Allmälich wurde die Zahl der wählbaren Bürger auf einen kleinen Kreis von Familien beschränkt, und auf den Trümmern einer, durch den Geist der Kirche gemäßigten, durch Religion und Sitte gereinigten Demokratie erhob sich die Oligarchie. Von jetzt an war nur noch in den

souveränen Familien politisches Leben rege; dort entbrannte der Kampf um Stellen und Aemter, die seit der Säcularisation des Klostereigenthums einträglich geworden waren; der Bruder suchte den Bruder bei den Wählern wie bei den Jungfrauen, welche die Wählbarkeit als Heirathsgut mitbrachten, zu verdrängen, und die armen jungen Mädchen mußten sich, als Opfer solcher politischer Uebereinkünfte, in die widerwärtigsten Ehebündnisse ergeben. War aber der Platz einmal gewonnen, der Eintritt in den Rath erreicht, dann ging alles Denken und Streben nur dahin, die Gewalt sowohl als Land und Volk unbeweglich zu machen; denn, wie Napoleon bezeichnend sagte, Oligarchieen wechseln niemals Ansichten und Systeme, weil ihre Interessen immer dieselben bleiben. Nun konnte die bürgerliche Freiheit sich niemals wieder zu ihren ursprünglichen Befugnissen und Rechten erheben. Das Volk beugte sich unter den sittlichen Druck, für den Verlust seiner höhern Güter in der materiellen Wohlfahrt, die man ihm sorgsam bereitete, Ersatz und Zufriedenheit findend. Ruhe und Ordnung kehrten zurück, die Auflagen wurden gemäßigt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit war billig und genügend. Aber dem menschlichen Geiste ist eine gewisse Strömung unentbehrlich, und im längeren Stillestehen wird er gleich dem lebendigen Wasser schal und verdorben. Im Schooße des eingeschlafenen Volkes häufte sich faulichter Schlamm an; sein vaterländischer Stolz artete in plumpe Roheit aus, Kunst und Künstler waren bei ihm nicht mehr heimisch,

und sein Muth war nicht mehr der seiner alten treu=herzigen Heldenzeit. Ein Berner Schriftsteller, Simond, verglich seine Landsleute im Jahre 1819 eben nicht sehr zart mit weidenden Rindern. Sie sind fett, sagt er, ruhig, wohlgenährt, auch eine stolze Haltung fehlt ihnen nicht, aber es ist dennoch Viehe. Er würde auch heutiges Tags in ähnlicher Weise sprechen, ungeachtet der volks=thümlichen Revolution, die nach unserer glorreichen von 1830 den Patriziern die Gewalt genommen und die Ver=fassung demokratisirt hat. Denn nimmermehr kann eine politische Revolution dasjenige wieder zum Leben erwecken, was durch eine religiöse Revolution getödtet wurde. Die Parteien werden sich gegenseitig besiegen, werden abwech=selnd zur Herrschaft gelangen, doch das Volk wird nur die Knechtschaft mit Knechtschaft, und oft zu seinem bit=tern Schaden, vertauschen.

Es gibt für die Völker nur ein Gesetz des Lebens, des Heils, der Freiheit: das Gesetz Gottes, welches die Menschen zu Brüdern macht; welches einer ganzen Na=tion wie einem einzelnen Menschen dieselben Gedanken, dieselben Pflichten und dasselbe Ziel zeigt; welches den Niedrigen Geduld, den Höhern Mäßigung, Allen Hoff=nung und überall und immer Liebe einflößt. Habt ihr dies Gesetz vernichtet, habt ihr mit der Auflösung der Bande, die den Menschen an Gott knüpfen, jene schwä=cheren Bande zerrissen, die den Menschen mit dem Men=schen vereinen; habt ihr demnach bewirkt, daß bei den Großen kein Glaube, bei den Niedern keine Hoffnung,

bei Allen keine Liebe und kein Vertrauen ist: dann erwartet und suchet nichts mehr für das Glück der Menschheit, für euch ist Alles verloren! Ihr seyd in einem verhängnißvollen Sumpfe festgebannt, und alle eure vermeinten Fortschritte sind nur wechselnde Täuschungen eurer thörichten Erwartungen; sind kindische Träume, die unter mächtigem Trompetenschall um die gepriesenen Lebenstincturen einer Marktschreierbude herumgaukeln. Allmächtiger Gott! was läßt sich Gutes von diesen Revolutionen erwarten, die nichts sind, als Massenangriffe der Unsittlichkeit und Schlachtgewühle von Mördern oder vielmehr von Hyänen, die sich um ihren entsetzlichen Fraß zerfleischen? Scheint es doch wahrlich, als sey ein entartetes Volk für die, welche es aussaugen, nur ein vergifteter Raub, der sie selbst tödtet! Nein, es gibt kein Heil mehr für ein Volk, das seinen Glauben verloren hat, keinen Frieden, keinen Fortschritt! Man kann ein geistig thätiges Volk nicht regieren, wenn man in ihm nicht eine gewisse fromme Ergebung, eine übermenschliche Hoffnung weckt und nährt; solches vermögen aber unsere materialistischen und gottleeren Gesetzbücher niemals. Jeder sociale Verein umfaßt eine große Zahl Unglücklicher, Nothleidender, der glaubenlose Unglückliche ist aber grenzenlos unglücklich. Wer leidet, ohne von der Kindheit an Ergebung gelernt zu haben, will um jeden Preis von seinen Leiden befreit seyn, und dies sein Wollen ist in einer Gesellschaft ohne Religion sogar rechtlich und begründet, weil in einer solchen die Jugend schlecht erzogen,

nicht mit jenem christlichen Muthe, der auch dann noch die ewige Hoffnung bewahrt, wenn alles Erdenglück von der Sturmflut verschlungen würde, bewaffnet wird; weil endlich eine solche Gesellschaft keine brüderliche ist, und die nackten Glieder des Armen niemals mit der barmherzigen Liebe des Reichen bedeckt.

Nur ein Recht steht hoch über allem menschlichen Klügeln und Vernünfteln, das göttliche Recht. Entspringen die Gesetze nicht aus ihm, so sind sie nur Kinder der Gewalt oder der Arglist, und eine mächtigere Gewalt, eine feinere Arglist wird sie bald zu Grabe tragen. Und täglich finden die Regierten tausend klare, schlagende Argumente, worauf die Regierenden nur mit Häschern, Kerkern und Henkern antworten können. Dann ist aber der Verurtheilte nicht mehr ein Verbrecher, den man bestraft; er wird zu einem Besiegten, den man mordet, und solche Triumphe sind für die Sieger immer halbe Niederlagen.

Ich will, daß derjenige, der mir Gehorsam gebeut, gerecht sey; wie darf ich aber solches erwarten, wenn ihm die Gerechtigkeit nicht von Oben vorgeschrieben ist? wie mag ich ihm gehorchen, wenn sein ganzes Recht auf meine Unterwürfigkeit nur in seiner Uebermacht ruht?

Ich will, daß derjenige, der mir sagt: entbehre und leide! auch sage: vertraue und hoffe! Was kann ich aber hoffen, wenn ich nur einen wesenlosen, aus ohnmächtigen Worten zusammengewürfelten Glauben habe? wenn mein von der tauben Materie bewältigter Geist keine andern Freuden kennt und faßt, als die Freuden dieser Welt,

und wenn ich diese Freuden nur dem Zufall der Geburt, der rohen Stärke oder der schlauen Unredlichkeit preis=gegeben sehe?

Als Christ, als unterthäniger Sohn der heiligen katholischen Kirche, der sorgsamsten und trostreichsten aller Mütter, füge ich mich dagegen leicht in meine niedere Stellung, denn ich kann im Himmel den Heiligen gleich werden; und je demüthiger ich in diesem kurzen Leben dulden werde, um so stralender wird mir die ewige Herr=lichkeit aufgehen. Und da ich glaube, daß jegliche Ge=walt von Gott kommt, unterwerfe ich mich ihr in Allem, was meinem Glauben nicht entgegen ist, sogar der un=gerechtesten und drückendsten; ich unterwerfe mich ihr nicht nur ohne Murren, sondern mit Freude, denn ich weiß, daß mir mein Gott kein Leiden sendet, was nicht zugleich eine Büßung wäre; und so trage ich meine Bürde von Erniedrigung, Zwang und Elend mit froher Zuver=sicht, denn mein Gott legt mir nicht mehr auf, als ich zu tragen vermag.

Habt ihr mir aber meinen reinen Glauben, habt ihr mir den Gottesglauben selbst geraubt, habt ihr mich von dem Gehorsam gegen den Herrn im Himmel und gegen dessen Stellvertreter auf Erden abgelöst: mit wel=chem Rechte verlangt ihr Gehorsam gegen euch? wer hat euch zu meinen Herrn gemacht, wer hat euch zu Gesetz=gebern und Richtern über eures Gleichen erhoben? War=um seyd ihr reich, warum bin ich arm? warum strotzt ihr von Ueberfluß, warum schmachte ich nach dem Un=

entbehrlichsten? Ihr habt nur Keulenschläge zur Antwort! Wohlan! zwingt mir eure Gesetze auf, ich setze euch meine Noth entgegen; euer Recht ist die Gewalt, meines ist die Empörung: soll es gelten Brust gegen Brust? Niemals könnt ihr mich überzeugen, daß ich ein Verbrechen begehe! höret es, ich bin euer Feind, und mehr noch, ich bin ein Unterdrückter. Darum Waffe gegen Waffe! Nimmer werde ich rasten, bis ich den ersten Platz errungen habe; für mich gibt es keine Freiheit, so lange noch eine engherzige Regel das geringste meiner Gelüste beschränken will; für mich gibt es keinen Frieden, so lange noch ein Verlangen unerfüllt geblieben ist. Mir ist das Mitleiden fremd geworden gegen Menschen, die mir niemals sagten, daß ein Gott sey, und deren Thaten zu verkündigen scheinen, daß keiner sey. Darum, wollt ihr mich unterwerfen, so müßt ihr mich knechten und binden im Zwangshemd, oder mich zum Thiere verdumpfen, damit ich vergesse, daß ich Mensch und euch gleich bin! —

Der Uebertritt Berns zur neuen Irrlehre hatte bald die gewaltsame Trennung des eidgenossenschaftlichen Bandes zur Folge. Zürich, das zuerst die Treue gegen die Kirche brach, wurde auch zuerst dem Vaterlande untreu; die reformirten Kantone begehrten die Unterstützung des Landgrafen Philipp von Hessen gegen ihre Brüder, und die alten katholischen Kantone wurden nun genöthigt, Oesterreich zu ihrem Schutze aufzurufen. Und als die Mäßigung der alten Bünde von der unerträglichen Tyrannei der Ab-

gefallenen bis zum Aeußersten gedrängt war, wurde die Schlacht bei Kappel geschlagen, und zum ersten Male wich ein Berner Heer mit Schmach vom Kampfplatz. Auf diesem Boden aber erhielt der Schweizer Bund eine tiefe, nimmerheilende Wunde; und wenn das Land seitdem sein nationales Leben bewahrt hat, so geschah dies nicht, weil es solches zu behaupten vermochte, sondern weil seine Nachbarn es ihrem Vortheile und ihrer Sicherheit zusagend erkannten.

Es ist bemerkenswerth, daß die protestantischen Geschichtschreiber die Verbesserung und Läuterung der Sitten durch die Reformation dem mächtigen Bern nicht in gleicher Weise zugestehen wollen, wie Genf und andern Gegenden. Wenn aber Bern in dieser Beziehung nicht besser ist als sein Ruf, so sind die andern schlechter als der ihrige, denn ähnliche Ursachen erzeugen überall ähnliche Wirkungen. Die Geschichte, und zwar die gültigsten protestantischen Zeugnisse derselben haben genügend über die üblichen hohlen Redensarten von der Sittenreinigung durch die Wunderwirkung einer Ketzerei entschieden, welche die sittliche That, das gute Werk, kurz die Tugend als ein bedenkliches Hinderniß des wahren Glaubens verachtet hat; und wie fruchtbar sich dies Princip im praktischen Leben und Treiben erwies, dies verkünden uns Calvin, Luther, Capito, Johann Valentin Andreä in sehr plastischen Schilderungen. Wenn die Reformation wirklich die Sitten verbesserte, so that sie es wenigstens nicht bei ihren eigenen Kindern; das aber

steht außer Frage, daß sie die katholische Geistlichkeit veredelt hat, indem sie sich jenes unlautern Theils derselben bemächtigte, welchen die Strenge der klösterlichen Zucht oder des Priesteramtes allzuschwer dünkte. Einmal von diesem unseligen Sauerteig befreit, leuchteten die Krieger der allgemeinen Kirche wieder im frischen Glanze aller Gaben und Thaten, womit die Seelen der Völker gewonnen werden, und die Gott wohlgefällig sind. Apostel und Martyrer gingen wieder von dem begnadigten Mittelpunkte christlicher Einheit aus, und der Himmel schützte erbarmungsvoll die Hälfte Europa's gegen die Seuche, der er zur warnenden Strafe der Geschlechter freien Lauf gelassen. Da fühlten die reformirten Geistlichen, daß sie neben diesen Männern der Wissenschaft und der Heiligkeit sogar dem blöden Auge ihrer Anhänger im Nachtheile erschienen, und daß auch sie auf dem sittlichen Gebiete wenigstens mit dem Schimmer von Kraft und That hervortreten müßten, wenn sie nicht jede Autorität verlieren wollten. So bewirkte das eigene Interesse, ohne Zweifel auch im Einklange mit dem Willen der Regierungen, bis zu einem gewissen Punkte Das, was der freien Auslegung der Schrift nicht gelungen war, und wir gestehen den spätern protestantischen Seelenhirten gerne einen höhern sittlichen Werth zu als ihren Vorgängern.

Während sie aber sich selbst einer strengeren Zucht und Ordnung unterwarfen, wollten sie Aehnliches auch bei ihren Pfarrkindern wirken, und da die Predigt keinen genügenden Erfolg hatte, setzten sie die weltliche Macht

in Bewegung. Jetzt trat eine starre, eiserne Gesetzgebung hervor. Die ehrbarste Unterhaltung, das unschuldigste Vergnügen wurde verboten, eine widerwärtig herbe und heuchlerische Enthaltsamkeit wurde dem Volke aufgezwungen. Die Lebendigkeit des Geistes, die gute Laune, die wohlwollende Heiterkeit verschwanden, wie die Freiheit des Gewissens, wie die bürgerliche und politische Freiheit schon früher verschwunden waren. Da dem Menschen nichts dargeboten wurde, als der dürftige Genuß, die vielen und langen Predigten ihrer Geistlichen anzuhören, eben so trocken, leer und wesenlos wie die Kirchen, worin sie erschallten: so verloren sich die mürrisch-trübseligen Massen leicht in eine brütende Stumpfheit oder in die unwürdigen Gelüste einer finstern und heimlichen Verderbtheit unter dem gleißnerischen Mantel der Sittenstrenge; während die katholischen Bevölkerungen, von Männern geleitet, die ihren Beruf vom Himmel erhielten, in freier, heiterer Beweglichkeit mit den alten Sitten die gutmüthige Munterkeit, die unbefangene Frische, die ehrwürdigen Gebräuche und den warmen Sinn für Kunst und lebendige Wissenschaft immerfort hegten und nährten.

Bern wie Genf litt und wird noch lange an den Folgen seines Abfalls leiden. Seine Bürger wurden die Beute bürgerlicher Spaltungen, inneren Hasses und jener Parteiränke, die beim günstigen Erfolge wenig Freude, beim Mißlingen aber bitteres Wehe bereiten; seine Eroberungen brachten ihm mehr Sorgen als wirkliches Behagen; seine allmälig angehäuften Schätze wurden ihm

von fremden Feinden geraubt, und es vermochte nicht, jene Oberherrschaft zu erringen, nach welcher es immer getrachtet, und die es, als der mächtigste katholische Kanton, auch wohl unbestritten geübt hätte.

Der katholische Wallfahrer findet in der Schweiz jede Kirche und Kapelle seines Glaubens offen; er kann eintreten und beten, so lange er will, und es ist eine Seltenheit, wenn nicht unbekannte Brüder an dem heiligen Orte im Gebete mit ihm vereint sind. Es ist mir selbst oft begegnet, daß fromme Christen, die ihre Andacht eben verrichtet hatten, wenn sie mich gewahr wurden, wieder niederknieten, wahrscheinlich um dem Gebete des Fremden auch noch ein Paar herzliche Bitten für ihn beizufügen. Will man sich dagegen in der Woche die Pforte einer protestantischen Kirche öffnen lassen, so muß man im Verhältnisse der Schönheit des Gebäudes, oder der Merkwürdigkeiten, die darin enthalten seyn sollen, eine mehr oder minder beträchtliche Vergeltung zahlen.

Bern hat sich zwar im Verbrennen und Ertränken nicht so ausgezeichnet wie Genf, es war aber darum kaum duldsamer wie jenes. Die Katholiken konnten bis zur Stunde für ihren Gottesdienst nur die Ecke einer großen protestantischen Kirche erhalten, deren übriger Raum dem reformirten Kultus gewidmet blieb. Diese Theilung ist sogar ein ganz freiwilliges Gnadengeschenk der rohen Regierungsgewalt. Denn obgleich der Protestantismus, ohne Einrechnung des herrlichen Münsters, mehr Kirchen in der Stadt besitzt, als er ausfüllen kann,

würden die getreuen Kinder des alten Glaubens, wenn auch arm und in geringer Zahl, dennoch gerne auf ihre Kosten die unentbehrliche Kirche bauen, wenn man ihnen nur die Bewilligung dazu ertheilen wollte. Auch würden sie leicht von ihren Brüdern in der Schweiz und in Frankreich so reichliche Unterstützung erhalten, daß sie ein großartiges, allen Wünschen genügendes Werk aufführen könnten. Indessen zogen es II. EE. vor, sich zu der geistreichen Einwilligung, die ich eben erwähnte, herabzulassen; vielleicht in der liebevollen und freisinnigen Ansicht: die Reformation gewinne eben dadurch die rechte Haltung von stolzer Größe, wohl geeignet, den Papismus zu demüthigen und ihm seine Nichtigkeit zu beweisen.

Ich weiß nicht, welchen Betrachtungen sich die Protestanten bei dem seltsamen Anblicke dieser getheilten Kirche hingeben. Mich dünkt aber, Alles, was einem Glauben, einem religiösen Leben gliche, sey ausschließlich in jener Ecke zu finden, wo die Kerzen vor den heiligen Bildern brennen, wo ein würdiger Priester, Vater und Bruder der Unglücklichen, die seine ganze Familie ausmachen, in demüthiger Majestät das Opfer der Liebe und des Heils feiert, und wo sich alle Tage die Gläubigen versammeln, um ihr frommes Dankgebet für ihre Freuden wie ihre Leiden darzubringen. Was liegt daran, daß die Kanzel des Irrthums sich dem Altare der Wahrheit gegenüber erhebt! Diese Bühne des Predigers vermag so wenig als der nutzlose Marmor des Kommuniontisches, der nur das irdische Brot empfängt, die Augen und Herzen der

heißen, gottseligen Beter zu zerstreuen; diese Werkzeuge des entstellten Evangeliums können nicht hindern, daß die Messe süß und tröstlich sey, daß die ganze Seele des Christen in diesem heiligen Mysterium versinke und aufgehe. Wohl aber dürfte man das katholische Opfer mit einem dichten Vorhange verhüllen, damit der protestantische Geistliche ohne innere Bewegung und Unruhe seinen Verrichtungen obliegen möge.

Zu der Zeit, als man in bewußtloser Selbstverspottung den vielgeschmähten Jubiläen der katholischen Kirche die polemisirenden Reformationsjubiläen auch in der Schweiz entgegensetzte, predigte bei den Berner Jubiläumsfesten auch in dieser Kirche, die den Namen der französischen Kirche trägt, ein protestantischer Geistlicher, der in beliebter Weise gegen die Apostolischen in Spanien, gegen die angebliche Unterdrückung der Protestanten in Frankreich u. s. w. declamirte. Wie aber der Donner seiner Rede gerade am mächtigsten grollte, schlug ein Blitzstral in die Kirche, beschädigte mehrere Menschen, und der begeisterte Redner ließ sein treffliches Werk unvollendet, und suchte sein Heil in der schleunigsten Flucht.

Das Portal des Münsters erregt durch den reichen Schmuck seiner Sculptur und durch die Schönheit der Ausführung gerechtes Staunen. Der alte Künstler, von dem Evangelium lebendig angeregt, hat außer vielen in einem kindlichen und zierlichen Style gearbeiteten Engeln und Patriarchen die Parabel von den weisen und thörichten Jungfrauen dargestellt; also einen Gegenstand,

der sich wohl als einer der günstigsten für den Bildhauer darbot, auch der Bestimmung des frommen Bauwerks harmonisch entsprach, aber dennoch einige Monotonie in der Behandlung befürchten ließ, weil hier auf der einen Seite der Ausdruck der Freude, auf der andern der Ausdruck des Schmerzes und der Traurigkeit sich siebenmal wiederholen mußte. Diese Klippe wurde jedoch vollkommen vermieden, und bis auf eine oder zwei der thörichten, die vielleicht etwas grotesk erscheinen, sind die Stellungen, die Gewänder und die Gesichtszüge mit wunderbarem Talent und Geschick wechselnd und verschiedenartig, dabei die weisen Jungfrauen in englischer Schönheit ausgeführt.

Auch in diesem herrlichen, altkatholischen Bauwerke fand bei dem Berner Jubelfeste des Jahrs 1828, wo es landesüblich nicht an Predigten, Gastmälern, Medaillen und Broschüren gegen den Papst und das katholische Priesterthum fehlte, ein Ereigniß statt, dessen lächerliche Seite bei einer tieferen Betrachtung sich in eine sehr ernste umwandelt. Der Aelteste der Berner Geistlichkeit und einer der Eifrigsten predigte hier im Münster vor einer großen Versammlung, in welcher sich auch alle Mitglieder der Regierung befanden; und von dem eiteln Gelüsten nach einem echten Meisterschusse in Tells Manier versucht und bethört, wählte er die für einen protestantischen Geistlichen schwierige Frage: was ist die Wahrheit? zum Thema seiner Rede. Sämmtliche Zuhörer, entzückt, mit solchem Freimuthe ein Problem be-

handelt zu sehen, dessen Lösung sie noch nicht oft vernommen hatten, lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit. Doch der unglückliche Redner kam nicht über die Frage hinaus; die Zunge blieb ihm wie gelähmt im Munde, und nach einigen vergeblichen Versuchen, wenigstens einige Gemeinplätze herauszustottern, die seine und der geistlichen Genossenschaft Ehre retten möchten, mußte er von der Kanzel herabsteigen, den Gottesdienst endigen, die Kirche verlassen, und den Schluß seiner Predigt so wie die verhängnißvolle Definition der Wahrheit auf das künftige Jubiläum verschieben.

An den Thüren der protestantischen Kirchen gibt es keine Bettler, wir fanden aber am Eingange des Münsters drei alte mit Stricken beschäftigte Weiber, die ihre zankähnliche Unterhaltung in einer Sprachweise führten, die eigens dazu gemacht schien, um den Zuhörer zu tödten. Wir sagten ihnen, daß wir die Kirche zu sehen wünschten, und drückten gegen die geschlossene Thüre. — Bezahlt erst, murrte sehr trocken die Gräulichste dieses Trio's, ohne sich vom Platze zu bewegen. — Wenn wir aber nur beten wollen, entgegnete einer von uns. — Das hindert nicht am Zahlen, replicirte sie verständig; und wir erhielten endlich den Eintritt gegen einen Leibzoll von zwei Batzen auf die Person.

Heiliges Gotteshaus, aus welchem man den Herrn vertrieben hat, wie bist du traurig und verlassen, und wie schön bist du noch in deiner Trauer und Blöße! Obgleich sie dir deine Bilder geraubt haben, erinnert

doch Alles in diesen Mauern an den Gottesdienst, der sie geheiligt hat. Du hast deine vom Geist eingegebene Architektur bewahrt: außen die schlanken Spitzsäulen, die sich wie geweihte Kerzen erheben; innen die herrlichen Spitzbogen, das kühne Gewölbe, die ernste, ehrfurchtvolle Beleuchtung und die heilige Form des Kreuzes, deren sinnliches Zeichen man entfernt hat, gleichsam als wolle man dem Menschenauge das glänzendste Andenken an die Liebe und an die Wohlthaten seines Schöpfers entziehen. Alles zeugt von der Vergangenheit; alles zeugt von der katholischen Feier, von den heiligen Gesängen, von den heiligen Mysterien, aber Alles zeugt auch von den Beleidigungen Gottes in diesem Tempel, wo seine getreuen Kinder ihn gläubig verehrt und angebetet hatten. —

Ein Gottesgericht.

Das moderne Leben der größeren Städte ist so leer und frostig geworden, daß man gerne in den alten Büchern blättert, um Herz und Geist an den längstverklungenen Sagen und Geschichten zu laben und zu erwärmen. Darum will ich Euch Etwas aus den frühen Zeiten Berns erzählen, was ich in einem Manuscripte der Frau von Th.... vom Jahre 1742 gefunden habe.

„Durch Catharina von Buel stammen wir von jener berühmten Heroine Mathilde von Tellis ab, deren Namen noch immer in unserm Lande genannt wird, ohne daß man ihre Geschichte kennt; und ich theile sie hier mit, wie sie in alten Urkunden enthalten ist, die mir mein gelehrter Großohm, der Herr von Werner, Amman im Wadtlande, vorgelesen hat.

„Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und das ist schon lange her, lebten in Bern zwei edle Bürger, die sich tödtlich haßten. Der eine, schon bejahrt, Jörg von Tellis, war ein sehr rechtlicher, wackerer Mann; der andere, im reifen Mannsalter, mehr ehr-

geizig als freimüthig, aber als ein gewandter, staatskluger Herr geschätzt, dabei brav wie sein Schwert, hieß Peter von Köpf. Zu sagen, warum sie sich haßten, ist hier überflüssig; genug, es kam ein Augenblick, wo man glaubte, ihr Haß werde einem ganz andern Gefühle weichen müssen, denn Tellis hatte eine Tochter, eben jene berühmte Mathilde, schön, reich, zwanzig Jahre alt, und Köpf begehrte sie zum Weibe. Allein er wurde von der Tochter und vom Vater abgewiesen, und dies diente freilich nicht dazu, sie wieder zu guten Freunden zu machen. Denn von jetzt an wurden sie erbitterter gegen einander als je zuvor, und Köpf sann auf allerlei Ränke, um den Tellis zu schaden.

Einige Zeit darauf geschah es, daß ein Bannerherr von Bern ermordet wurde. Niemand konnte errathen, wer die That begangen habe, als Köpf auf den Gedanken kam, den alten Tellis, der mit dem Bannerherrn wirklich in keinem guten Vernehmen gestanden hatte, als den Schuldigen zu nennen; und da in jener alten Zeit solche Rache nicht selten war, so glaubte man dem Ankläger um so leichter, als man erfuhr, daß der alte Tellis bei der Kunde, daß man ihn für den Mörder halte, so sehr erschüttert wurde, daß er an allen Gliedern gelähmt blieb, und sich weder bewegen noch reden konnte; in welchem Zufalle man eine übernatürliche Wirkung des göttlichen Zorns zu erblicken meinte. Man schritt nun zur Untersuchung, und es erschienen Zeugen, die erklärten, sie hätten Tellis aus dem Hohlwege, wo

man den Leichnam des Bannerherrn gefunden hatte, in größter Hast wegreiten gesehen. Darauf konnte Tellis nicht mehr antworten, als daß er die Augen zum Himmel erhob, was ihn jedoch nicht rechtfertigte; allein Mathilde, da sie sah, daß es sich um Ehre und Leben ihres Vaters handelte, beschloß ihn zu retten, und zwar durch ein gar seltsames Mittel.

Wenn sich in jener barbarischen Zeit ein unklarer Rechtshandel ergab, und der Richter nicht wußte, wer der Schuldige oder Unschuldige sey, so ließ er den Ankläger und Angeklagten mit einander kämpfen; der unterliegende wurde entweder einer falschen Anklage oder des Verbrechens schuldig betrachtet, und alsbald hingerichtet. Dies nannte man ein Gottesgericht; und jeder Angeklagte, wenn man ihn nicht auf anderem Wege überweisen konnte, durfte dies Gericht verlangen. Wer sollte aber glauben, daß ein ganz junges, schwaches und schüchternes Fräulein, das bisher nur den Spinnrocken oder sein Gebetbuch in der Hand gehabt, einen solchen Kampf mit einem tapfern und rüstigen Manne begehren werde? Und dennoch geschah Solches, denn Mathilde forderte zur Vertheidigung ihres Vaters das Gottesgericht.

Sie trat demnach vor den Richter, und übergab nach Sitte und Gebrauch ein Papier, worauf die Worte geschrieben waren: ich klage gegen Peter von Köpf, weil er meinen Vater treulos beschuldigt hat, und ich bin bereit, es ihm am bestimmten Tage und

zur bestimmten Stunde durch den Ausspruch des Schwerts zu beweisen. Köpf erwiederte, daß er auf seiner Anklage bestände, und bereit sey, sich gegen die Anklage der Lüge zu vertheidigen. Nun warf ihm Mathilde ihren Handschuh hin, und Köpf, nachdem er ihn aufgehoben, gab ihr den seinigen, worauf sie beide bis zum Tage des Kampfes in sichere Haft genommen wurden.

Als nun der bestimmte Tag gekommen war, hielt es gar schwer, Mathilde, die als eine Edle in vollständiger Rüstung gleich jedem andern Ritter streiten mußte, zu waffnen, denn wo sollte man schickliche Waffenstücke für ihren zarten Wuchs finden? Endlich brachte man eine leichte Rüstung herbei, die einem Pagen des Grafen von Nidau gehört hatte, der bei Laupen gefallen war. Man stellte nun die beiden Gegner auf einen ebenen Boden, wo Sonne und Wind gleichmäßig getheilt war. Wie sie sich aber gegenüber standen, zeigte sich eine neue, große Verlegenheit. Denn da es durch das Gesetz ausdrücklich verordnet war, daß Alles und Jedes zwischen den Kämpfern gleich seyn müsse, so zwar, daß einem Einäugigen gegenüber der Andere sich ein Aug verbinden lassen mußte: wie sollte nun diese Gleichheit zwischen einem zwanzigjährigen Mädchen und einem vierzigjährigen wohlgeübten Kriegsmanne hergestellt werden? Endlich kam man auf den Gedanken, es sey angemessen, dem Peter von Köpf den linken Arm so fest zu binden, daß er sich desselben nicht bedienen könne; allein Mathilde er-

klärte, dies sey nicht nöthig, Gott werde schon ihrem guten Rechte den Sieg verleihen, und sie verlange nur zu Fuß kämpfen zu dürfen, weil sie niemals gelernt habe, zu Pferde zu sitzen. Dies wurde ihr gewährt, und nun bemerkte Jedermann mit Freude, wie leicht sie sich in ihrem eisernen Kleide bewegte. Sie schritt gemessenen Schritts und mit ruhigem Antlitz einher, während der Herr von Köpf, blaß und von Scham verwirrt, mehr todt als lebend schien, und nach dem Zeugnisse der alten Urkunden eine so schlechte Figur machte, daß die Richter und das Volk, welches von allen Seiten herbeigeströmt war, um dem Zweikampfe beizuwohnen, augenscheinlich sahen, wie gerne er weit von da gewesen wäre. Jetzt war es indessen zu spät zum Zurücktreten, er mußte das Schwert ziehen, oder sich selbst zum Verleumder erklären.

Nach der Sitte jener Zeit fanden noch mehrere Ceremonien statt. Jedem der Kämpfenden stand ein Ritter zur Seite; der eine derselben verkündigte nach einem Trompetenstoße mit lauter Stimme, daß es bei schwerer Strafe verboten sey, dem einen oder andern Streiter durch Wort oder That hinderlich oder förderlich zu seyn. Hierauf knieten Mathilde und Peter von Köpf neben einander nieder, und faßten sich bei der Hand, wie es bei Ehegelöbnissen üblich ist; hier war es aber eine Ehe, wo Eines den Tod vorstellte, der das Andere heirathen wollte. Zuerst fragten nun die Ritter Mathilden nach ihren Taufnamen; ob sie an den

Vater, den Sohn und den heiligen Geist glaube, und ob sie an dem Glauben der heiligen Kirche festhalte. Auf alle diese Fragen antwortete sie, indem sie die Augen mit züchtiger Bescheidenheit zum Himmel erhob, so kräftig und fest, daß alle Anwesende sie verstanden. Köpf dagegen neigte auf die nämlichen Fragen, die in einer solchen Lage ernsthaft genug sind, bloß bejahend das Haupt, und schien nicht mehr sprechen zu können. Dennoch, gegen Mathilde sich wendend, ließ er jetzt, obgleich mit großer Anstrengung, folgenden Schwur vernehmen: Weib, das ich mit der linken Hand fasse, und das in der Taufe den Namen Mathilde erhalten hat, ich weiß, daß es schmählich gelogen ist, wenn du sagst, ich habe treulos deinen Vater angeklagt. Alsbald antwortete darauf Mathilde, und immer mit ihrer hellen und sichern Stimme: Mann, den ich mit der rechten Hand fasse, und der in der Taufe den Namen Peter erhalten hat, vielmehr aber Satan heißen sollte, ich bezeuge, daß du mit den Worten deines Schwurs einen Meineid auf dich geladen hast. So wahr mir Gott helfen möge, die heilige Jungfrau und alle Heiligen! Bei diesen Worten blickte sie ihm scharf ins Gesicht, und er schlug die Augen nieder; so daß man hätte sagen mögen, er sey das junge Mädchen und sie der muthige Kriegsmann.

Nunmehr erhoben sich beide und nahmen ihre Plätze an den zwei entgegengesetzten Enden der Schranken ein, Mathilde, als Kläger, östlich, Köpf, als der Beklagte,

westlich. Hier, nachdem sie auf das Evangelium bezeugt hatten, daß sie weder Hexerei noch Zauberkunst zu Schutz und Trutz angewendet, betete jedes von ihnen für sich. Und als Mathilde sich auf die Kniee niederließ, sah man sämmtliches Volk, damit es seine Theilnahme an ihrer Sache darthue, ohne sich jedoch gegen das Gesetz zu verfehlen, gleichfalls in tiefer Stille niederknieen. Die alten Urkunden sagen, man habe niemals ein rührenderes Schauspiel wahrgenommen; und ich glaube es gerne, denn man möchte jetzt noch weinen.

Endlich schritten Mathilde und Köpf gegen einander; sie leuchtend wie ein Engel, er zögernd und schwankend. Die Zuschauer hielten den Athem an sich, und schienen bewegungslos. Da begann der Kampf, die Schwerter schwirrten und klangen auf den Stahlrüstungen; aber die ersten Hiebe des Herrn von Köpf waren kraftlos, und er schien kaum den Arm heben zu können, während Mathilde, nachdem sie den Schild, der ihr hinderlich wurde, weggeworfen, ihren Gegner gewandt umkreis'te, und mit vieler Kaltblütigkeit eine unbeschützte Stelle suchte, um ihn desto sicherer zu treffen. Nach und nach kam ihm jedoch der Muth wieder, und einen Augenblick benützend, wo ihm Mathilde gerade gegenüber stand, traf er sie mit einem so mächtigen Schwertstreiche auf das Haupt, daß sie zu Boden sank. Man hielt sie für todt, und ein Schrei des Entsetzens tönte aus Aller Mund; indessen verlor

Mathilde, so erschüttert sie war, die Besinnung nicht. Sie half sich geschickt auf die Kniee, gebrauchte ihr Schwert wie eine Hellebarde, und stieß es ihrem Gegner, der einen neuen Hieb gegen sie führte, rasch und kräftig unter dem Arme so tief in den Leib, daß er, von Blut überströmt, niederstürzte. Dann kroch sie, ohne sich noch erheben zu können, zu ihm hin, schnitt die Riemen an seinem Helme durch, setzte ihm den Dolch auf die Kehle und gebot ihm, Gnade zu verlangen und seiner Verleumdung geständig zu seyn. Die Kampfrichter waren inzwischen herbeigeeilt, und Köpf, kaum der Sprache mächtig, bekannte, daß er schuldig sey, daß er den Bannerherrn selbst getödtet habe, um den Herrn von Tellis eines schimpflichen Todes sterben zu lassen, daß ein tapferer Soldat wie er keineswegs durch ein böses Mädchen, sondern durch Gott selbst überwunden worden sey, und daß er es auch vorher gewußt habe, er werde in diesem Kampfe sterben, weil es ihm schon im Gefängnisse von einem Engel sey verkündigt worden. Und auch ich, sagte Mathilde, wußte, daß ich dich durch die Macht Gottes überwinden würde, denn jenen Engel habe ich gleichfalls gesehen. — Jetzt wurde der Henker beigerufen, und Peter von Köpf mit seinen erkauften Zeugen zur gerechten Strafe und Zufriedenheit alles Volkes hingerichtet. —

Im Gespräche mit meinem guten alten Oheim über diese abentheuerliche Geschichte, verwunderte ich

mich über die Thorheit jener barbarischen Sitten, die es gestatteten, daß ein junges Mädchen auf die Gefahr, hundertmal getödtet zu werden, mit einem rauhen Kriegsmanne kämpfte. Allein mein Oheim meinte, jene Sitten seyen keineswegs so lächerlich wie wir wähnten; es sey damals eine Zeit des Glaubens gewesen, wo Jedermann fest überzeugt war, daß Gott den Gerechten niemals verlasse; wo der Gerechte, selbst wenn er unterlag, vertrauensvoll bis zum Tode, als Martyrer starb, ohne Klage und ohne Reue; während der Böse, ruhelos, von Angst gefoltert, schon voraus überwunden war, oder selbst als äußerlicher Sieger noch zagte und bebte, und keinen Frieden finden konnte. Diese gläubige Ueberzeugung hätte denn auch ganz allein genügt, das Unrecht schwächer und das gute Recht stärker zu machen, als es jemals wieder werden würde. Im Gefängnisse, sagte mein Oheim, wurde der Schuldige also von Schrecken und Gewissensbissen gequält, daß ihm Muth und Kraft entschwanden, der Unschuldige dagegen fühlte den Schutz Gottes und seiner Engel und Heiligen. Auf dem Kampfplatze selbst aber wirkte dies Alles noch viel mächtiger. Hier vor dem unzähligen Volke, das sich um die Kämpfenden versammelte, riefen sie beide den Himmel mit feierlichem Eidschwure zu Zeugen, und es handelte sich demnach bei dem Schuldigen nicht bloß um den Tod und zeitlichen Schimpf, sondern um die ewige Verdammniß, während der Unschuldige für sein

Seelenheil nichts zu fürchten hatte. Denke dir nun, welche Wirkung Dies auf den einen wie den andern Gegner üben mußte. Deswegen weiß man auch nur sehr wenige Fälle, wo die in solchen Kämpfen Besiegten sich nicht vor ihrem Tode als die Schuldigen bekannt hätten. Wer einen ungerechten Handel hatte, setzte sich dem Gottesgerichte nur selten aus, sondern überließ die Beweisführung gewöhnlich seinem Richter oder Gegner, weil auch der Muthigste einen solchen Gang fürchtete. . . . . Jetzt brüsten wir uns mit der feinen und edlen Sitte unserer Zweikämpfe; und bei diesen vermeintlichen Ehrensachen, die das Leben eines ehrlichen Mannes von den Fechterkünsten eines Raufboldes abhängen lassen, verlieren in einem Jahre mehr Unschuldige das Leben, als während eines Jahrhunderts in ganz Europa durch jene Gottesgerichte gefallen sind. Wir haben also bei diesem Wechsel keineswegs gewonnen, denn keine Gewissensangst lähmt mehr den Arm des Bösen, und das gute Recht hat aufgehört, eine Macht zu seyn, sobald man Gottes Hülfe nicht mehr anruft.

Darauf wußte ich nichts zu antworten, als daß mein Oheim ein wenig für die papistischen Zeiten eingenommen sey; und das war auch wirklich so, obgleich er ein kluger und sehr gelehrter Mann gewesen ist."

Thun, Interlaken, Lauterbrunnen.

Thun, die schöne Pforte des Berner Oberlands liegt nahe am Ausflusse des Thuner Sees, in einem reichen, schimmernden Kranze von Wasser, Wald, Blumenauen und Gebirg. Sein altes Schloß, mit vier Thürmen geziert, ist die Freude aller Landschaftsmaler der Welt, und von dem Gottesacker, der die Pfarrkirche umgibt, die nebst dem Schlosse am östlichen Ende der Stadt auf einem Hügel erbaut ist, genießt man eine so reitzende Nahe- und Fernsicht, daß man Lust bekommen könnte, hier begraben zu werden. Der See mit seinen anmuthigen Ufern liegt vor unserm Blicke; die Aar, die ihm in zwei Armen entschlüpft, flieht eilig davon; das Stockhorn, der Niesen, der Morgenberg, die Blüemlisalp, die Jungfrau, der Eiger und das Faulhorn heben sich mit ihren zackigen Eisspitzen und Felsstirnen empor, und zwischen ihnen drängen sich die Höhen wie aufgethürmte Wogen zusammen, ziehen farbige Wolken am Himmel hin, funkeln die ferneren schneebedeckten Firnen

und Gletscher. Dieser Anblick ist zu jeder Tagszeit überaus schön; doch vorzüglich in der Morgenfrühe, wenn die Sonne die feuchten Dünste der Nacht zerstreut, und die leichten Nebel nun wie flatternde Schleier an den Thälern und Wänden sich hinschmiegen, und endlich im dunkeln Himmelblau verfließen.

Leider fehlt aber dem ernsten Orte, wo man dies Alles bewundert, wenigstens für mein Gefühl der erhabene Charakter einer christlichen Grabstätte. Die Protestanten haben auf die Leichenhügel statt der Kreuze umgekehrte Anker gesetzt, und was soll nun mit diesem Sinnbilde des Heidenthums ausgedrückt werden? Das Kreuz, das Zeichen unserer Erlösung und unseres ewigen Heils, wenn es sich über dem Grabe erhebt, wo den Würmern nur der vergängliche Leib preisgegeben wird, ist zugleich voll Hoffnung und Belehrung; in ihm lebt und spricht die Verachtung des Todes, die Gewißheit eines bessern Lebens, die ewige Verheißung barmherziger Milde, derer die vertrauende Liebe gedenkt; in ihm lebt und spricht die Auferstehung. Was können aber jene Anker dem Christen sagen? Hat er vielleicht den Himmel aufgegeben und die Erde zu seinem Paradiese erwählt, und will er nun damit andeuten, daß er seinen Anker auf diese ausgeworfen habe, daß sie seine bleibende Stätte, und daß Alles, was er gewesen, in diesem Sarge beschlossen sey? Das wäre aber denn doch ein unseliger Gedanke, der nur wegen der Fülle von Unverstand aufhören könnte, gottlos zu seyn.

In der Nähe von Thun im Schooße des Gebirgs, welches das östliche Ufer des Sees umschließt, liegt nach der volksthümlichen Ueberlieferung die Einsiedelei, wo der heilige Beatus lange Jahre lebte und starb. Er war in England geboren, hieß Suetonius, und entdeckte gelegenheitlich seiner Rückreise von Rom, wohin er sich unter dem Kaiser Claudius begeben hatte, in dieser Einöde eine Höhle mit einem Bache und einigen Früchten in der Nähe; worauf er sich entschloß, hier zu verweilen, um zu beten und den wilden Menschen, welche ihm der Zufall oder die Neugierde zuführen werde, das Evangelium zu predigen. Nach seinem Tode wurde er in dieser Höhle neben dem Bache begraben, und dieses Grab des Einsiedlers war Jahrhunderte hindurch das Ziel vieler frommer Reisender. Zur Zeit der Reformation wurden aber diese Wallfahrten den Herrn von Bern, nachdem sie protestantisch geworden, unbehaglich, und sie ließen die Ruhestätte des ersten Christen der Schweiz vermauern. Zwar wurde sie später in der freisinnigen Ansicht: die malerische Lage des Orts könne mehr Reisende anziehen und den Wirthen eine reichlichere Einnahme verschaffen, wieder geöffnet, allein die Besucher finden sich nur sparsam ein, durchwandern zwei stumme, nackte Höhlen, fragen sich gähnend, wie ein Mensch hier habe leben können, und gehen wieder mit dem heimlichen Gedanken weg, daß ihr Weg hieher ein verlorener gewesen sey. Es gibt eben Punkte, deren Schönheiten uns nur der Glaube und die Engel Gottes zeigen können.

Auf dem Thuner See fährt jetzt ein Dampfboot, das den Reisenden in zwei oder drei Stunden bis nach Neuhaus bringt. Früher machte man diese Ueberfahrt in Barken; man gelangte weniger schnell an's Ziel, zahlte mehr, genoß aber die herrlichen Ufer besser, und erfreute sich an den Kunststücken, Redensarten, Gesängen und Erzählungen der Schiffer. Diese werden jetzt wohl bald ausgestorben seyn; das Dampfboot macht das Glück seines reichen Besitzers auf Kosten aller dieser nahrungslosen Unglücklichen, die vor Hunger sterben, und deren Kinder mit großer Schwierigkeit einen andern Erwerb suchen, oder die Heimath verlassen müssen. Mir wird es niemals klar werden, was durch unsere himmelstürmende, industrielle, chemisch-physikalisch-mechanische Naturbewältigungsversuche, besonders in ihrer ausschließlichen Anwendung auf die Straßen und Länderverbindungen, für Menschen gewonnen werden soll, die nicht bloß mit Wechselbriefen, Coursnotirungen und Musterkarten, mit Staatsdepeschen oder Propagandaaufträgen, mit Wetten oder politisch-topographisch-statistisch-sentimentalen Wettrennen im Englischen Geschmacke, sondern mit eigentlichen und wirklichen Gedanken, Betrachtungen, Gefühlen und Sinnen Personen und Dinge ansehen wollen.

Das Dampfboot auf dem Thuner See führt ein seltsames Geburtszeugniß mit sich, nämlich eine mechanische Vorrichtung, welche mit sieben Trompeten zugleich die Parisienne spielt. Man bewirthete uns öfters damit während der Fahrt, und gewiß läßt sich in der

ganzen Natur keine Verbindung von Tönen finden, die ein gräulicheres Charivari zu Stande brächte. Ein Septet von Eseln oder Fröschen scheint mir erträglicher; inzwischen muß man dennoch vermuthen, daß viele Passagire das Kunstwerk gerne vernehmen. Was die Engländer, Franzosen und Schweizer jetzt davon halten, weiß ich nicht; mich führte die vergessene Melodie in Gedanken zu jener nicht fernen Zeit zurück, wo sie mir werth war, und wo ich mich, so armselig sie an sich ist und so sehr man sie mit Unrath jeder Art beschmutzt hat, bei dem Anhören derselben einer tiefen Bewegung und Begeisterung nicht erwehren konnte. Und da mußte ich allerdings über die Verschiedenheit staunen, die sich bei dieser Erinnerung zwischen meinen Ansichten von Damals und Jetzt offenbarte. Unter allen menschlichen Leidenschaften werden wir, wie es scheint, von keiner so bald übersättigt, als von der Leidenschaft der Politik, wenn uns einmal ein höheres Licht aufgegangen ist. Welche Masse von albernen Verlockungen, verblendetem Hasse, roher Beleidigung und kindischem Götzendienste tritt uns dann beschämend entgegen! Wahrlich, man würde sich kaum trösten können, wenn man sich bei aller Verirrung nicht einer gewissen Reinheit des Herzens bewußt, wenn man nicht befugt wäre, dieselbe Gerechtigkeit, die man gegen sich selbst übt, auch an den andern zu üben. Denn alle Parteien gleichen sich darin; alle haben in dieser Welt, welche die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe zertrümmerte, einiges Recht und viel Unrecht.

Darum können wir Niemanden unbedingt lossprechen, Niemanden unbedingt verdammen; jene Kinder des Verderbens ausgenommen, welche das öffentliche Unglück mit satanischer Industrie ausbeuten. Menschen des Raubs und des Mords, die in dunkler Nacht verrätherische Leuchtthürme entzünden, um die irren Schiffe dem Felsenriffe zuzuführen! verruchte Geier, die in der ganzen Societät nur einen Leichnam zum schmählichen Fraß erblicken! Bei dieser Betrachtung wird es augenscheinlich, daß die größte Schuld und Schande der Parteien nicht darin besteht, ungerecht und gewaltthätig zu seyn, sondern solche Ungeheuer ins Leben und zu Bundesgenossen berufen zu haben. —

Mag man die Welt durchreisen, oder nur einen Weg von hnndert Stunden machen, so wird man immer finden, daß viele Engländer auf der Erde sind, und man wird sich fragen, warum sie nicht zu Hause bleiben. Ueberall begegnet man ihnen; überall glaubt man die nämlichen Leute zu sehen: in denselben Mantel eingewickelt, dasselbe Kauderwälsch plaudernd, die Fremdenbücher in den Wirthshäusern mit denselben Klagen über Küche, Wein und Betten anfüllend, endlich mit derselben Eilfertigkeit kommend und gehend. Auch auf dem Dampfboote war ein ganzer Schwarm, und einer von ihnen näherte sich mir, und klagte bitter darüber, daß wir nicht von der Stelle kämen. Und doch flog die wunderherrliche Landschaft auf beiden Seiten an uns vorüber wie der Wind! Als mich der Mann belehrte, daß er in

einigen Monaten ganz Europa, die Hälfte von Asien und einen guten Theil von Afrika durchzogen habe, und ich ihn fragte, ob er vielleicht einer Wette wegen so durch die Welt renne: antwortete er mir, er reise zu seinem Vergnügen und zu seinem Unterrichte; das Vergnügen sey aber bei dem schlechten Zustande der Straßen, bei der Unbequemlichkeit des Paßwesens, bei der Langeweile in den Quarantainen und bei der schlechten Kücheneinrichtung aller Orten sehr gering. Was die Summe seines Unterrichts und seiner Erfahrungen betrifft, so läßt sich der Inbegriff dessen, was er mir in einer zweistündigen Unterredung auf meine Fragen über den politischen, intellectuellen, commerziellen und sittlichen Zustand der von ihm besuchten Länder mittheilte, ungefähr ziemlich genau in folgende Meistersätze zusammenfassen. „Die Spanier wurden durch die Mönche verdummt; zu Rom hat es mich sehr ergötzt, am Osterfeste auf dem Platze vor St. Peter, während alles Volk den Segen des Pabstes knieend empfing, aufrecht mit dem Hut auf dem Kopf stehen zu bleiben; zu Florenz gibt es ganz gute Kaffeehäuser, zu Neapel dagegen werden ganz schlechte Cigarren verkauft; in den Straßen von Palermo sieht man Bettler im bloßen Hemde; in Constantinopel sind die Hunde keineswegs so zahlreich als man sagt; zu Cairo habe ich ganz vortreffliche kleine Pastetchen, die man Foutirs nennt, gegessen, außer diesen ist aber dort nichts Gutes zu haben; Damaskus ist eine seltsame Gegend; auf dem Libanon habe ich echten Champagner getrunken; die Russen sprechen sehr gut französisch;

die Fiaker zu Berlin fahren miserabel; zu Wien hat man mir ein weißes Sommerbeinkleid bei der Wäsche gestärkt, was ganz widerwärtig ist; zu München taugt das Bier gar nichts; die französischen Eilwägen sind mit elenden Pferden bespannt; in Frankreich versteht man nichts vom Straßenbau; was mir zu Paris am besten gefiel, war der Ball Musard u. s. w." Er nannte mir auch unsern größten Schriftsteller, unsern größten Staatsmann, und entwischte mir zuletzt mit der Bemerkung, daß die Franzosen liebenswürdig, aber etwas zu oberflächlich seyen. Und als ich mir beim Abschiede die Bitte erlaubte, mir zu sagen, ob er nun mit seinen Reisen zu Ende, und was er jetzt zu thun gesonnen sey, gab er mir zur Antwort: ich werde die acht oder zehn Monate, die mir noch frei bleiben, benützen, um Amerika zu studiren, und dann denke ich in das Parlament einzutreten. —

Das Thal von Interlaken, ungefähr eine Stunde lang, von der Aar durchrauscht, vom Gebirge umschlossen, aus dessen Mitte sich der Gletscher der Jungfrau erhebt, verbindet als ein reitzender Alpengarten den Thuner mit dem Brientzer See. Nahe dem letztern liegt die kleine Stadt Unterseen auf einem Grunde, welchen man halb dem Wasser, halb dem Felsen abgewonnen hat. Dieses gesegnete Thal war noch im dreizehnten Jahrhunderte in Folge der häufigen Ueberschwemmungen, welche durch das Einströmen der anschwellenden Sturzwässer der Lütschinne in die Aar entstanden, ein wüster, ungesunder Aufenthalt. Allein es bestand zu Interlaken ein Augustiner-

kloſter, und die Mönche ſcheuten keine nützliche Arbeit; ſie unternahmen es alſo, die Lütſchinne in den Brientzer See zu leiten, was ihnen auch mit bedeutenden Opfern gelang, ſo daß das Thal wie eine neue Schöpfung fruchtbar, wohlhäbig und geſund aus ihren Händen hervorging.

Mit der Unterdrückung des Kloſters nahm auch die Wohlfahrt des Thals ab. Die Autorität eines Amtmanns hat jene der Mönche erſetzt, was aber den Einwohnern nur Schaden bringt, weil ſie von den Mönchen lebten, der Amtmann aber von ihnen lebt. Auch ließ ſich die Veränderung nicht ohne einigen Widerſtand durchführen, indeſſen hatten Gewehrſchüſſe und Schergen eine ſolche Gewalt der Ueberredung, daß alle Einwendungen bald verſtummen mußten.

Das Thal von Interlaken, in ſeiner günſtigen Lage zwiſchen zwei reitzenden Seen, am Fuße der Gletſcher des Berner Oberlands, von den ſchönſten Waſſerfällen umgeben, mit der reichſten und kräftigſten Pflanzenfülle und dem Haslithale ſo nahe, iſt ſeit einigen Jahren der Sammelplatz aller faſhionabeln Touriſten geworden. Der kleinen Stadt Unterſeen wurde eine Vorſtadt angebaut, die ſelbſt wieder eine Stadt von ſchönen Gaſthäuſern iſt, und den Raum einnimmt, auf welchem früher die Gärten der Mönche ſich befanden, und wo man noch die Nußbäume ſieht, welche ſie pflanzten, und welche die mächtigſten und ſchönſten auf der Welt ſind.

Ein seltsamer aber recht hübscher Gegensatz zeigt sich, wenn man aus dem Thore von Unterseen, diesem alten, dunkeln echt schweizerischen Städtchen heraustretend, plötzlich eine lange und breite Allee vor sich sieht, die mit großen schönen Bäumen, neuen Häusern und reichen, zierlichen Kaufläden besetzt ist, und von vornehmer Welt in großer Toilette, gewichst, zusammengeschnürt, buntgestreift, in seidenen Gewändern, mit aufgespannten Sonnenschirmen, flatternden Schleiern, wallenden Federn, kurz nach dem neuesten Geschmacke gekleidet, wimmelt; so daß man glaubt, die große Allee der Tuilerien und die Straße de la Paix sey mit ihrer ganzen Bevölkerung mit einem Male durch einen Zauber mitten in dieses stille Thal des wildesten Hochgebirgs versetzt worden. So anziehend aber auch dies Schauspiel war, hatten wir dennoch keine Lust, uns länger dabei aufzuhalten, denn was hier dem Auge gefiel, mußte der leichten Börse des Fußwanderers sehr bedenklich vorkommen; überdieß fühlten wir, daß hier für Wallfahrer unsers Gleichen nicht die rechte Stätte sey, und das vornehme Aussehen aller dieser Gasthäuser machte sogar den Wunsch unsers Magens nach einem ausgibigen Frühstücke verstummen. Hier, wo die Gastfreundschaft so lange umsonst geboten wurde, ist sie jetzt sehr theuer geworden, denn zwischen dem ehemaligen Kloster und dem gegenwärtigen confortabeln Wirthshause liegt ein dreihundertjähriger Fortschritt mitten inne.

Drei Stunden von Interlacken entfernt liegt, als die ernste Kehrseite jenes glänzenden Bildes, in einem tiefeingeschnittenen, nur eine Viertelstunde breiten Alpenthale, 2450 Fuß über dem Meere, Lauterbrunnen. Das Thal hat seinen Namen von den vielen Quellen, ist rauh aber gesund, und zeigt die wunderbarste und erhabenste Felsbildung; aber auch Bettler, nakt und zerrissen, wie die ungeheuern Steinwände, und dazwischen Neugierige im Sonntagsputze, die von der Lust hiehergeführt werden, die doppelte Noth des Bodens und der Menschen zu beschauen. Manchmal werfen diese Fremden vom Fenster des Gasthauses, wo sie trefflich dinirt haben, den Armen, die mit aufgehobenen Händen um ein Almosen bitten, etwas Münze oder die Reste ihres Mittagmals zu; doch nicht immer, denn das Reisen, als Handwerk getrieben, macht das Herz hart. Man wird von denen, die man zahlen muß, so ausgeplündert, daß man zulezt gerne denen das Mitleiden entzieht, die darum flehen; und dieser leztern sind so gar viele. Dabei ist man noch ungewiß, ob man durch seine Gabe einen Unglücklichen vom Hungertode rettet, oder die schmähliche Industrie eines Taugenichts fördert. Darum vermag die Großmuth so tiefe Wunden nicht zu heilen, es bedarf dazu der christlichen Liebe, und ich erinnere mich irgendwo die schönen, treffenden und echt christlichen Worte gelesen zu haben: die Großmuth ist eine Eigenschaft, die Liebe eine Tugend. Die Eigenschaften aber gehören der Erde,

die Tugenden dem Himmel an, und nur die Tugend vermag wesentliches und dauerndes Gutes zu stiften. Säet mit euern Golde zugleich das Wort des Lebens und der Wahrheit aus, oder vertrauet euere Gaben einem Missionair an, der bei ihrer Vertheilung zu lehren, zu lieben und zu trösten versteht! Thut ihr dies nicht, so ist euer Gold unfruchtbar oder verderblich.

Von Lauterbrunnen aus dringt man, wenn man sich an dem berühmten Staubbach, der über die Wand des Pletschberges achthundert Fuß hoch herabstürzt, und vielleicht an den prächtigen Wasserfällen des Myren- und Schmadri-Bachs im Hintergrunde des Thals, so wie an dem Anblicke der ungeheuern, starren Gebirgswelt, aus welcher die kecken Fels- und Eisstirnen der Jungfrau und des Mönchs zum Himmel aufsteigen, ergötzt hat, durch das furchtbare Ammertenthal bis ins Wallis hinüber. Doch ist dies ein Weg für Solche, die das Leben nicht hoch anschlagen. Man klettert über Wände, wohin sich selbst der Gemsjäger nicht wagt, überschreitet ein Eismeer mit unergründlichen Spalten und Klüften, setzt über sichtbare und verhüllte Abgründe; mit einem Worte, man wandert während mehrerer Stunden unterbrochen zwischen Tod und Leben. Dennoch unternahmen vor beiläufig fünfundvierzig Jahren vier Bergleute aus Wallis, die im Lauterbrunner-Thale arbeiteten, diesen Gang, haben aber bis zur Stunde

keinen Nachfolger gefunden, und werden wahrscheinlich um so zuversichtlicher als thörichte Abenteurer gescholten, weil sie das Unglaubliche nicht aus Neugierde, nicht aus Lebensüberdruß, ja nicht einmal aus Eitelkeit, sondern nur um die Messe in der Heimathskirche zu hören, ausgeführt haben.

Der Brienzer See; der Brünig.

Wir sind an den Ufern des Brienzer See's, und verfolgen zwischen blühenden Hecken, über Wiesen und am Rande spitziger Felsen einen Pfad, der unaufhörlich sich wendet, auf- und niedersteigt, und fünf Stunden lang bei jedem Schritte andere Ansichten darbietet, obschon wir auf beiden Seiten stets das Gebirg und unter uns den See haben. Ist es zu wundern, wenn bei so launenhaften Wegen auch der Gedanke abenteuernd umherschwärmt? Bald liegt der See in einer ruhigen Bucht schlummernd vor uns; bald wallt und wogt er unter stürmischen Windstößen, die das Gras niederdrücken und durch die Gebüsche sausen und brausen; jetzt steigt das Gebirg in glatten, grünenden Halden empor, und dann zeigt es uns wieder, wie eine breite Wunde, das trockene, zerrissene Kiesbett eines versiegten Sturzbachs. Blicken wir zuweilen in die Höhe, so sehen wir Häuser, wo man vermuthen sollte, daß sich nur Ziegen hinwagen möchten; gleich darauf aber droht uns ein Fehltritt in die Schornsteine eines andern Dorfs zu liefern, welches sich fünfund-

zwanzig Klafter unter uns friedlich am Gestade hingelagert hat. Und so könnten wir unsere Reise sehr leicht für eine Luftfahrt halten; denn wir kommen eben so oft über den Wipfeln der Bäume als unter ihren Wurzeln weg, und die Schiffer, die von einem Ufer zum andern überfahren, könnten uns wohl für Vögel ansehen, da sie uns selbst als große, schwerfällig fliegende Seemöven erscheinen.

Alles dieß ist schön, groß und sprechend. Und wenn man, nach der trunkenen Aufwallung des Gefühls, sich zum ernsteren Nachdenken bestimmen kann, so muß die Stimme des Dankes im Gemüthe laut werden; wir müssen es als die erste Wohlthat Gottes erkennen, daß er uns mitten unter die Wunder seiner Schöpfung gesetzt hat. Die Unermeßlichkeit, Mannichfaltigkeit und Schönheit der Natur ist die stets offene Pforte des Heiligthums, wo der Menschengeist aus eigener Bewegung den Herrn ahndet und sucht; und die unendliche Ordnung dieses großartigsten Schauspiels ist ein vorgängiges aber bleibendes Wunder; bestimmt, zuerst auf die Sinne zu wirken, die Seele vorzubereiten, und dann dem Geiste als dauerndes Memento zu dienen. So singt die ganze Erde das Lob des Herrn, um den Menschen im Lobe Gottes zu unterrichten. Sie ist ihm nebst der Vernunft als erster Wegweiser in der Erkenntniß der göttlichen Dinge gegeben; sie ist ein Buch klar und grenzenlos, in welchem der Unwissende immer etwas zu lesen, der Gelehrte immer etwas zu lernen, der Fruchtspeicher und der Hungernde immer etwas zu sammeln findet.

Die Natur bietet dem Menschen die Mittel dar, die Kräfte seines Lebens und Wirkens zehnfach und hundertfach zu steigern. Mit Wind und Wellen schafft er sich Flügel, dem Vogel oder vielmehr dem Gedanken gleich; denn er durchmißt Räume, die der Adler und die Schwalbe nicht erreichen. Sein Thun ist nicht mehr beschränkt; er breitet es über die weite Erde aus, und es ist ihm gegönnt, allen Welttheilen das Brot des Glaubens zu bringen, in der Verlassenheit der Wüsten, wo verstossene Stämme in thierischer Stumpfheit versiechen, die menschliche Seele wieder zu erwecken, und bei Völkern, deren Sprache nicht einmal das Wort Gott kennt, das Kreuz zu erheben und den Namen des Heilands zu verkünden.

Aber auch mißbrauchen kann der Mensch diese großen Mittel, und was Gott ihm geschenkt, im selbstsüchtigen Dienste entweihen. In seiner unreinen Hand und den Leidenschaften leibeigen, wird ihn dasjenige, was ihn dem Ziele zuführen sollte, oft von demselben entfernen; das nützliche Werkzeug wird er zum Bösen verwenden; die erlaubte Freude wird er in einen Fehler, in ein Verbrechen verwandeln. Warum ist ihm dieß gestattet?

Weil Gott den Menschen nicht auf die Erde gesetzt hat, wie man die Herde auf der Wiese einhegt, damit sie da weide und sich mäste, bis der Schlächter Allem ein Ende macht. Der Mensch ist frei, und seine Freiheit ist unabhängig von den Banden des Leibs, ist

erhaben über jede irdische und geistige Gewalt. Wir besitzen das Vermögen, Böses zu thun, damit wir um so emsiger und zu größerer Verherrlichung der göttlichen Gnade nach dem Guten streben. Darum mögen wir ohne eitles Zagen, aber auch ohne verwegene Wünsche unsere Blicke auf der weiten, herrlichen Schöpfung, auf unserm rechtmäßigen Besitzthume, ruhen lassen! Und um jeder Gefahr zu entgehen, wollen wir nur stets der Vorschrift eingedenk seyn, die der heilige Ignatius in seinen geistlichen Uebungen unserer Betrachtung empfiehlt: „Alle Dinge auf der Erde sind nur für den Menschen geschaffen, damit sie ihm hülfreich dienen, das Ziel seiner Erschaffung — Gott den Herrn zu loben und zu ehren, und ihm dienend selig zu werden — zu erreichen. Daraus folgt aber, daß wir uns derselben nicht mehr bedienen und nicht mehr enthalten dürfen, als in dem Maße, in welchem sie uns jenem unsern Ziele entgegen, oder uns von demselben abführen.“

Brientz besteht aus beiläufig hundert schlechten hölzernen Häusern, die am nördlichen Ufer des See's nahe dem Einflusse der Aar liegen, und eine Straße von einem überaus seltsam pittoresken Ansehen bilden. Seine Schifferinnen sind berühmt, sollen sehr hübsch seyn und vortrefflich singen; die ich sah, schienen mir ohne besondere Reitze zu seyn, über ihren Gesang kann ich aber nicht urtheilen, da ich sie nicht hörte. Denn seitdem die Schönen von Brientz erfuhren, daß sie musikalische Künstlerinnen sind, singen sie nur noch für Geld.

Im Angesichte von Brientz bildet der Gießbach, der vom Schwarzenhorn herabkommt, einen Wasserfall, der ziemlich dürftig und mit den Wasserfällen von Tivoli nicht zu vergleichen ist, auch die Mühe des Hinaufsteigens nicht lohnt. Vor Kurzem begab sich ein Engländer in Gesellschaft einer Kuh dahin, die er zu Brientz mit unsäglicher Beschwerde auf ein Schiff bringen, und von mehrern Burschen feierlich geleiten ließ. Am Fuße des Wasserfalls angekommen, mußte die Kuh gemolken werden, der Engländer trank im Bereiche des sprühenden Schaumregens sein Glas warmer Milch, und kehrte nun mit der ernsthaften Würde und Kaltblütigkeit, die er bei der ganzen Unternehmung bewahrt hatte, zurück.

Die Fremden, welche den Gießbach besuchen, werden in einem nahebei liegenden kleinen Wirthshause regelmäßig auf eine lithographirte Zeichnung aufmerksam gemacht, die eine Art von Conzert darstellt. Natürlich fragen sie, was dieß zu bedeuten habe, und erfahren nun zufällig, und ohne daß die Sache im Geringsten hervorgehoben wird: es sey der Herr Pastor von * * *, wie er eben eine Gesangparthie mit seiner Familie vortrage; der Mann singe übrigens ganz wunderschön. Und einen Augenblick später findet sich der Hr. Pastor wieder sehr zufällig ein, und die Familie findet sich auch ein, und Alles und immer, wie es sich von selbst versteht, durchaus zufällig. Er grüßt die Reisenden sehr verbindlich, das Gespräch führt bald auf sein schönes Talent, und es währt nicht lange, so sitzt die Familie im Kreise, und

singt. Worauf denn der Reisende etwas verschämt einem der Singenden ein Stück Geld in die Hand drückt, was ohne Verlegenheit angenommen wird. Heißt dies nicht seine kleine Haushaltung gut einrichten?

Der Brünig ist unbestreitbar der sanfteste und bequemste aller Berge. Man überschreitet diese zwischen dem Wyler Horn und hohen Stollen liegende, 7690 Fuß hohe Einsattlung ohne Anstrengung mittelst einer leis ansteigenden Auffahrt, von welcher das Auge das Meyringer Thal, eines jener Lustgärten, deren Schilderung man klüglich nicht versucht, mit Entzücken überblickt. Nachdem uns der Weg mit tausend Krümmungen durch ein schweigendes, schattichtes, grünendes Eden geführt hatte, erschien es uns, als wir, oben angelangt, es von der Höhe beschauten, als eine unermeßliche Riesenblume, zwischen deren frischem, schwellendem Blätterkranze wir uns lange ergangen hätten.

Die Schrift sagt: „um den ersten Menschen die Größe seiner Werke zu offenbaren, setzte Gott sein Auge an ihre Herzen; **posuit oculum super corda illorum, ostendere illis magnalia operum suorum.**" Dies himmlische Auge ist die Quelle der christlichen Begeisterung, und wenn es sich öffnet, ergießen sich Liebe, Bewunderung, übermenschliche Freuden in vollen Strömen aus unserer Seele, wie sich das Wasser unter dem Stabe Moyses aus dem Felsen ergoß, und das arme Menschenkind wird von einer Seligkeit überflutet, die es niemals zu fühlen, niemals zu verdienen hoffte. —

Die Gegenden, die wir von Interlaken bis zum Brünig, wo der Canton Unterwalden anfängt, durchwanderten, haben in Folge der Reformation schwere Leiden erdulden müssen. Am siebenten Junius 1528 beschlossen die Bewohner von Hasli, nachdem sie von der Regierung zu Bern zum Abfalle vom katholischen Glauben gezwungen worden, der alten Religion bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung wieder treu zu seyn, und ihre Nachbarn von den andern Theilen des Oberlands vereinigten sich mit ihnen. Auch Brientz und Interlaken traten dem Bunde bei, und die Männer des letztgenannten Thals erklärten den Abt und die Mönche, welche ihr Kloster und ihre Rechte an Bern abgetreten hatten, für strafbar. Am folgenden zweiundzwanzigsten Oktober wurde zu Interlaken eine Zusammenkunft gehalten, wo alle Männer des Gebirgs zu Gott und den Heiligen schwuren, ihre alte Religion nicht aufzugeben, ihre Streitsache nur dem Ausspruche der sieben katholischen Cantone zu unterwerfen, das Kloster unversehrt zu erhalten, dabei aber alle ihre Verpflichtungen gegen ihre Herrn pünktlich zu erfüllen. Diese zugleich so muthige und redliche Gesinnung machte auf Bern keinen Eindruck; es griff zu den Waffen, und da seine Stärke und Ueberlegenheit außer allem Verhältnisse war, so mußte ihm die Unterdrückung des Aufstandes leicht gelingen. Vier Anführer der Gebirgsleute wurden hingerichtet; die Häuser wurden geplündert, die Güter eingezogen, die Priester verjagt oder getödtet, die Kirchen verwüstet, und

die Privilegien der Landschaft aufgehoben, dann aber, auf das Gesuch der protestantischen Bewohner, wieder anerkannt. So wurde auch hier die Freiheit des Gewissens in der gewöhnlichen Weise eingeführt.

Gegenwärtig sucht man in diesen Thälern vergeblich eine Spur von Gemeingeist. Dieselben Landleute, die einst so stolz, so frisch und beweglich gewesen, sind plump, verschlossen und roh, und ihr dumpfes, durch die zweifache Bürde der religiösen Oede und der Noth niedergedrücktes Wesen steht im schmerzlichen Widerspruche mit der großartigen Natur, die sie trägt und umgibt. Was Byron von Asien gesagt, daß dort, den Geist des Menschen ausgenommen, Alles göttlich sey, hat auf diesem Boden volle Geltung.

Sachseln; Sarnen.

In einem unbekannten Winkel von Unterwalden, am Rande eines Bergsteigs, der schlangengleich sich durch die herabgestürzten Bruchstücke windet, womit das aufsteigende Gelände bedeckt ist, an der schmalsten Stelle, wo der Wanderer, von den unergründlichen Schluchten unter seinen Füßen so wie von den noch bedrohlicheren überhängenden Felsmassen ober seinem Haupte geängstigt, zwischen einem zweifachen Tode fortschreiten muß, steht eine kleine Kapelle, mit frommen, treuherzigen Abbildungen der heiligen Jungfrau Maria geziert, und ladet zu stiller Andacht ein. Dies süße Wunderbild der Gottesmutter, mitten in einer Gegend voll Schrecken und Gefahren, wo weit umher keine Wohnung und Hülfe zu finden ist, heißt Unsere liebe Frau des Wanderers.

Die Ueberlieferung erzählt, vor sehr langer Zeit sey dieser unheimliche Ort der Teufelsgang genannt worden. Die Dämonen hielten hier Wache, und was vorüberkam, Reisende, Jäger, Hirten wurden ihre Beute.

Bald wurden die Unglücklichen durch einen furchtbaren Schwindel in Abgründe geschleudert, auf deren Boden hundert Fuß hohe Tannen wie niedrige Grashalme erschienen, und in deren dunkle Tiefen selbst die Geier des Gebirgs sich nicht niederlassen mochten; bald wurden sie von Blitzstralen wie von Feuerschwertern durchbohrt; bald verursachte das Schrillen einer Grille, der Flügelschlag eines Vogels oder das Graben einer Ameise einen entsetzlichen Lavinensturz, und die Wanderer lagen unter ungeheuern Felsblöcken begraben wie unter einem Leichensteine. Kurz der Weg war verflucht. Nachdem man vergeblich alle Mittel versucht hatte, um ihn sicher zu machen, kam man endlich auf den Gedanken, eine Kapelle dort zu erbauen, und ein Gnadenbild hinein zu versetzen, damit Niemand unter allen Schrecken und Gefahren vergesse, den Namen des barmherzigen Gottes anzurufen, und sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu schützen. Wo sollte man aber Arbeitsleute finden, die kühn genug wären, das Werk zu übernehmen? Inzwischen erboten sich dennoch Einige, die, nachdem sie die Messe gehört, dahin gingen. Und die Mutter Gottes, um diesen frommgläubigen Männern ihre Macht und Huld kund zu thun, hielt, so lange die Arbeit währte, die schwankenden Felsen mit den Spinngeweben fest, die über den Grashalmen und Zweigen der Gebüsche ausgespannt waren. Seit jener Zeit ist der Weg ohne Gefahr, und es ist weder bei Tag noch bei Nacht etwas Unheimliches vorgefallen; denn Unsere liebe Frau des Wanderers ist so gütig,

daß sie alle Wanderer schützt und bewahrt, sogar jene, die sie nicht bemerken, oder nicht verehren wollen.

Heilige Jungfrau! unser ganzes, langes Leben ist wie dieser furchtbare Weg, wo wir stets an den finstern Abgründen der Sünde fortwandern, während die strafende Hand des Herrn drohend über uns ausgestreckt ist. Verlasse uns darum nicht ohne Erleuchtung, ohne Hülfe! Entferne den Schwindel der uns zum Bösen drängt; halte die Blitze zurück, die uns bedrohen, wenn wir gefallen sind, und wirke gnädig, daß unsere Geliebten niemals vergessen, dich vertrauend anzurufen, damit wir eines Tages alle vereinigt werden in deiner seligen Nähe! Amen. —

Die Einbildungskraft kann nichts Schöneres, Anmuthigeres und Friedlicheres schaffen, als den Flecken Sachseln mit seinen schwärzlichen hölzernen Häusern, die wunderlich auf dem Abhange eines Hügels zerstreut sind, der, mit herrlichen Bäumen bekränzt, in der Nähe von zwei kleinen, zwischen dunkeln Wäldern wie Thauperlen auf der Wiese glänzenden Seen, dem Lungernsee und Sarnensee, sich grünend in den Schooß des Gebirgs hineinschmiegt. Nirgends sieht man die schweizerischen Wohnhäuser so echt und vollkommen, so von jeder fremden Beimischung frei, und dabei in ihrer Einfachheit so reich und zierlich wie hier zu Sachseln. Hier finden sich alle Eigenthümlichkeiten längstvergangener Zeiten wieder: die alten Zierrathen, die treuherzigen Bilder, die frommen Legenden, die seltsam geschnitzten Thürpfosten und

Balken und die vielen Fenster mit den kleinen runden Scheiben, durch die man von außen nicht sehen kann; dies zusammen dient gegenwärtig als vollständiges, vielleicht einziges Muster der Schweiz, wie sie einst gewesen.

Unser erster Gang war zur Kirche, die reich geschmückt, geräumig und von einem gewiß nicht lobenswerthen Geschmacke ist, der aber dennoch dem Beschauer nicht mißfällt. Mit Stolz zeigen die Unterwaldner acht oder zehn schöne Säulen von schwarzem Marmor aus einem Stücke, die ich weiß nicht in welchem Steinbruche des Cantons gehauen wurden; es sind wahre Nationalkleinodien, aufgefundene Schätze für sie, die durch den frommen Gebrauch, welchen sie davon machten, im Werthe noch viel höher stiegen. Wer die Wunder eines andächtigen Glaubens nicht kennt, oder noch darüber staunen kann, der wird hier allerdings von dem großen Reichthume einer Dorfkirche um so mehr überrascht werden, als ihm die Armuth des Cantons nicht fremd bleiben kann. Ein junger Protestant, der uns begleitete, wußte sich diesen Widerspruch durchaus nicht zusammenzureimen.

Vor dem Hauptaltare angekommen, zog der uns herumführende Küster einen Vorhang zurück, und wir fühlten uns von inniger Ehrfurcht durchdrungen, als wir die sorgfältig aufbewahrten irdischen Reste eines Mannes erblickten, der zugleich ein vortrefflicher Bürger und ein katholischer Held gewesen war, den Körper des seligen Nicolaus von der Flühe. Eine fromme Verehrung, die mehr eifrig und aufrichtig als zart ist, hat ihre Freude

daran gefunden, diese Gebeine mit allem möglichen weltlichen Putze auszuschmücken, den der strenge Einsiedler im Leben so gründlich verschmäht hatte; das Gerippe ist mit Gold und Edelsteinen bunt übersät. Wenn aber ein reinerer Geschmack hier mit gutem Fuge etwas tadeln mag, so findet das Herz doch gewiß seine Rechnung, und erblickt in dieser liebevollen Verschwendung gerne nichts Ungehöriges. Ueberdies zeigt sich unter diesem verschiedenartigen Schmucke Manches, was zugleich erhaben und kindlich rührend ist; so trägt der Selige an seinem Halse ein halbes Dutzend Orden aller Länder: Ehrenzeichen, die sich seine Abkömmlinge in fremden Diensten erworben haben. Auch das Kreuz des heiligen Ludwig und das Kreuz der Ehrenlegion, eines wie das andere auf dem Schlachtfelde mit der Degenspitze gewonnen, sind rühmlich darunter zu sehen.

Nicolaus von der Flühe wurde zu Sachseln am 21. März 1417 geboren. Gott hatte gewollt, daß er den Christen zum Muster in den verschiedensten Lebensbeziehungen dienen sollte, und darum legte er ihm nach und nach die Pflichten eines Sohns, Gatten, Vaters, eines öffentlichen Beamten und eines Privatmanns auf. Nicolaus war Soldat, Magistratsperson, Familienhaupt, immer und in jedem aber der treue Diener des allmächtigen Herrn; tapfer auf dem Schlachtfelde, unbescholten im Gerichtshofe, sanft und fest in seinem Hause, fromm und wohlthätig überall. Als er aber allen diesen Pflichten genügt, als er für sein Vaterland gekämpft,

Recht gesprochen, seine Kinder erzogen hatte, sorgte er selbst für seinen Lohn. Er schied nun von dem Hause, wo er gelebt, von den Fluren, die er durch Einsicht und Arbeit fruchtbar gemacht, und siedelte sich, fünfzig Jahre alt, in einer naheliegenden Einöde an; von Allem, was er besaß, nur ein Gewand, seinen Rosenkranz und seinen Stab mit sich nehmend. Hier ergab er sich ganz der Betrachtung und dem Gebete, theilte aber den zahlreichen Besuchern seiner Einsamkeit alle Schätze seiner Weisheit und Frömmigkeit mit eifriger Liebe mit.

Nicolaus oder, wie er im Munde des Volks hieß, der Bruder Claus, lebte zwanzig Jahre in seinem Asyle; mit einem einzigen Gewande, auf dem harten Boden, einen Stein unter dem Haupte, schlafend, und keine andere Speise als das allerheiligste Altarsacrament genießend. Dies Wunder einer fortwährenden Enthaltung, welches als ein besonderes Merkmal seiner Heiligkeit, oder wenn ich so sagen darf, als der Beglaubigungsbrief erschien, welchen Gott diesem Gesandten des Himmels übergeben, wurde im Anfange für den demüthigen Einsiedler eine reiche Quelle von Kränkungen und Verleumdungen. Trotz der tadellosen Bescheidenheit seines vergangenen Lebens verbreitete man, er wolle das Volk blenden und täuschen, und die Nahrungsmittel würden ihm heimlich zugetragen. Nicolaus ertrug wohl diese verletzenden Gerüchte schweigend, allein die Kirche nahm daran Anstoß. Der Bischof von Constanz ordnete eine förmliche Untersuchung an, begab sich selbst zu Nicolaus,

und befahl ihm in Kraft des geistlichen Gehorsams in seiner Gegenwart zu essen und zu trinken. Der Einsiedler gehorchte mit einigem Widerwillen; er hatte jedoch kaum einen Bissen Brot und einige Tropfen Getränke zu sich genommen, als er, von den heftigsten Krämpfen ergriffen, Alles wieder von sich gab. Man wurde indessen hierdurch nicht befriedigt, sondern umschloß seine Hütte während eines vollen Monats mit einem dichten Kreis von Wachen, bis man sich endlich überzeugen mußte, daß sein Fasten Wahrheit sey. Und warum sollte er auch gelogen haben, dieser Mann der Ehre und des Glaubens, der Alles verlassen hatte, um ein strenges, hartes Leben in der Wüste zu führen! Wonach sollte er noch ehrsüchtig streben?

Nach dieser Untersuchung, worüber die protestantischen Schriftsteller Bullinger und Müller die genauesten Einzelheiten mittheilen, ohne sich den leisesten Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit zu erlauben, wurde im öffentlichen Archive von Sachseln Folgendes urkundlich aufgezeichnet.

„Wir machen allen christlichen Menschen kund und zu wissen, daß im Jahre **1417** Nicolaus von der Flühe zu Sachseln geboren und in derselben Pfarrei erzogen wurde; daß er hierauf seinen Vater, seinen Bruder, seine Frau und seine Kinder verließ, um in der Einöde, genannt Ranft, zu wohnen; daß er sich in dieser, mit der Hülfe Gottes und ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, achtzehn Jahre erhalten, und in gegenwärtigem Augenblicke, wo dies niedergeschrieben wurde, aller geistigen

und leiblichen Kräfte und Fähigkeiten zu erfreuen hat, dabei ein sehr heiliges Leben führt. Dies haben wir selbst gesehen, und bestätigen es der Wahrheit getreu. Darum bitten wir den Herrn, wenn es ihm gefällt, den Nicolaus von der Flühe aus diesem Leben abzurufen, ihm das ewige Leben zu verleihen."

Wem diese Beweise nicht genügen, dem bieten sich noch andere dar; zunächst der ununterbrochene Andrang von Personen jedes Standes und Alters, die aus der ganzen Schweiz zusammenkamen, um sich bei dem Einsiedler Rath und Hülfe zu holen. Die Regierungsbeamten wünschten sein Urtheil zu hören; die Unglücklichen baten um seine Fürbitte, und die Sündhaften verlangten von ihm Unterricht und Mittel, die Sünde zu vermeiden. „Bewahrt die Reinheit des Herzens, und unterwerft euch in Allem dem Willen Gottes!" Dies war der Kern und Inbegriff aller seiner Reden, und treulich verband er sich im Gebete mit Jenen, die nach ihrer Umwandlung trachteten. Einer dieser Besuchenden, der Graf Ulrich von München, fühlte sich von dem Leben des heiligen Mannes so sehr bewegt, daß er kein anderes mehr führen mochte; darum der Welt und ihrer Herrlichkeit entsagte, in der Nähe von Nicolaus sich eine dürftige Hütte baute, und hier bis zu seinem Tode verharrte.

Eines Tags sah Bruder Claus einen Mann, den er hochachtete, den Pfarrer von Stanz, einen würdigen Priester und Vaterlandsfreund, seiner Pforte nahen. Eine ernste Veranlassung hatte ihn hergeführt. Nach den

jüngsten Siegestagen von Grandson und Murten hatte sich nämlich eine zwieträchtige Bewegung unter den Eidgenossen kundgegeben; Solothurn und Freiburg, die bei der gemeinsamen Gefahr treulich mitgeholfen hatten, verlangten nun die gleichmäßige Aufnahme in den Bund, mehrere Cantone widersetzten sich aber diesem Wunsche. Deshalb hatten schon Versammlungen stattgefunden, die aber nur zu größerer Aufreitzung und Entfremdung führten; und eine letzte Zusammenkunft zu Stanz schien nicht nur kein günstigeres Ergebniß zu bewirken, sondern vielmehr die Trennung vollständig zu machen; so daß, da den Streitreden immer die Schwertstreiche bald zu folgen pflegten, der Ausbruch eines Kriegs zu fürchten war. Der gute Priester, der die Liebe des Bruder Claus zur Eintracht und zum Frieden kannte, bat ihn nun dringend, eiligst nach Stanz zu gehen, um bei den Abgesandten, die schon zur Rückkehr in die Heimath bereit waren, einen letzten Versöhnungsversuch zu machen. Alsbald griff auch der Einsiedler zu seinem Stabe, und begab sich unverweilt nach Stanz. Er war von hohem, majestätischem Wuchse, und sein edles Antlitz war ein reiner Abdruck seiner Tugenden. So trat er nun in den Sal vor die versammelten Eidgenossen, und grüßte sie freundlich. Da erhuben sich alle, von tiefer Ehrfurcht vor dem begnadigten Diener Gottes ergriffen, von ihren Sitzen, und Claus trat mit entblößtem Haupte mitten unter sie, und sprach also: „Liebe Herrn, treue Eidgenossen! mein lieber Vater hat mich von meiner Einsiedelei hiehergerufen, da-

mit ich euch zureden soll wegen eurer Zwietracht. Ich bin aber ein armer, ungelehrter Mann, und spreche nur zu euch in guten Treuen, wie es mir Gott eingibt. Ihr, liebe Eidgenossen von den Städten, lasset ab von besonderen Bündnissen und von euern Burgrechten, die ihr errichtet habt, denn sie bringen nur Unfrieden und Spaltung. Ihr aber, liebe Eidgenossen von den Ländern, gedenket, wie euch die zwei guten Städte Freiburg und Solothurn beigestanden in euern Nöthen, wie sie Liebes und Unliebes treulich mit euch getheilt, und um euerwillen von dem Ihrigen verloren haben. Darum wollet sie freundlich aufnehmen zu Bundesgenossen, denn ich weiß gewiß, daß dies Gottes Wille ist, und daß eine Zeit kommen wird, wo ihr euch freuen werdet, meinen Rath befolgt zu haben. Im übrigen habe ich mit Schmerzen vernommen, daß ihr euch, statt Gott für die verliehenen Siege zu danken, aus Neid und Begehrlichkeit der Beute halber streitet und trennt. Bewahret doch die natürliche Billigkeit in Allem, und theilet künftighin das eroberte Land nach den Cantonen, die fahrende Beute aber nach der Mannschaft. Endlich, schließet euch immer fester und treulicher zusammen in Liebe, Ordnung und gutem Vertrauen. Und jetzt, ihr lieben Herrn, habe ich euch nichts mehr zu sagen, und kehre in meine Einsamkeit zurück. Gott behüte euch und sey mit euch Allen!"

Die frommen Eidgenossen erkannten, daß sie nichts besseres zu thun hatten, als dem weisen Rathe zu folgen, und die Verhandlung, die am Morgen schon abgebrochen

war, wurde wieder aufgenommen, und in weniger als einer Stunde geordnet und zum Abschlusse gebracht. Schon nach wenigen Tagen wurde der Bundesvertrag der zehn Cantone zur allgemeinen Freude unterzeichnet; alles Volk strömte in die Kirchen, um Gott zu danken, und der Name Nicolaus von der Flühe wurde allgemein gepriesen und gesegnet. Bei der Betrachtung dieser merkwürdigen Thatsache ist man aber ungewiß, was bewundernswerther sey, das zuversichtliche Vertrauen des Einsiedlers oder die fügsame Empfänglichkeit der Männer, die mit augenblicklicher Bewältigung ihrer Vorurtheile und feindseligen Aufregung seinen Rath befolgten.

Was sich in spätern Zeiten begeben hat, zeigt, wie klar Nicolaus in der Zukunft gelesen hatte. Die kleinen Cantone wünschten sich Glück, wie er es voraus gesehen, daß sie seinem Wunsche entsprochen hatten, und Solothurn wie Freiburg, gleich ihnen dem katholischen Glauben treu, blieben immer ihre treuen Genossen.

Die Cantone beeiferten sich um die Wette, dem lieben Einsiedler ihre Dankbarkeit auszudrücken, und statteten ihm seine kleine Capelle, welche seine frommen Mitbürger ihm erbaut hatten, mit allerlei Verzierungen aus. Mit welch andern Gaben hätten sie ihn auch erfreuen können? Indessen nahm er doch von Freiburg ein Stück Zeug an, um seine Kutte, die nicht mehr zusammenhalten wollte, durch eine neue zu ersetzen. Die Berner schenkten ihm ein heiliges Gefäß, wofür er ihnen in einem Briefe dankte, der neben den köstlichsten Rathschlägen seine zärtlichste

Sorge für das Vaterland wie für den christlichen Glauben kund gab. „Trachtet vor Allem, Frieden und Eintracht unter euch zu bewahren, denn ihr wißt, wie wohlgefällig dies Demjenigen ist, von welchem Alles kommt. Wer aber nach Gottes Willen lebt, bewahrt stets den Frieden, denn Gott ist ja der höchste Frieden, der niemals getrübt werden kann. Fahrt fort, wie ihr es bisher gethan, die Wittwen und Waisen zu schützen; unterdrückt öffentliche Ausschweifungen und Verbrechen, und übt beständig Gerechtigkeit. Wenn euch aber Gutes auf dieser Welt zu Theil wird, so seyd Gott dankbar, damit er es euch nach diesem Leben gleichfalls gewähre im Himmel. Das Andenken an das Leiden und Sterben unsers Heilands prägt tief euerm Herzen ein, denn in den Stunden des Unglücks findet ihr in ihm den kräftigsten Trost. Man sieht jetzt gar viele Menschen, die von Glaubenszweifeln beunruhigt und von dem bösen Geiste versucht werden. Haltet solche Zweifel ferne durch demüthiges Gebet, denn der Glaube des heutigen Tags ist derselbe, der er immer gewesen."

Nicolaus von der Flühe starb an seinem Geburtstage den 21. März 1487, und erreichte demnach ein Alter von siebenzig Jahren. Bis zu seinem Tode war er, ohne es zu wollen, Schiedsrichter in den Angelegenheiten der Schweiz, und in allen Zwistigkeiten und Streitsachen unterwarf sich das Volk am liebsten seinem Ausspruche. Und so wurde er in seiner Zurückgezogenheit, wo er nur Gott dienen wollte, durch die bloße Thatsache seines heiligen und gottseligen Lebens seinem Vaterlande und seinem

Nächsten der nützlichste und hülfreichste von allen seinen Mitbürgern. Seine Wohlthaten waren übrigens so groß und allseitig, daß noch das jetztlebende Geschlecht sich derselben dankbar erinnert; und diejenigen, welche in unsern Tagen zu seinem Grabe wallfahrten, um im brünstigen Glauben dort zu beten, bezeugen es fort und fort, daß der Gnadenstrom, der auf seine Fürbitte vom Himmel niederfließt, keineswegs versiegt sey.

Du reine Leuchte der keuschen Einsamkeit! lehre uns, wie wir, mitten unter den Versuchungen der Welt, von ihr uns scheiden mögen, um nur Gott anzugehören; wie wir zu seinen Füßen liegend das ehrsüchtige Gelüsten des Erdenlebens mißachten, wie wir unsere Hände, frei und rein von jeder unlautern Berührung irdischer Güter, zu unserm Schöpfer erheben, wie wir unser Herz in den geheiligten Abgrund der Gottes- und Nächsten-Liebe versenken sollen.

Wie du deinen Leib zur Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Dingen verurtheilt hast, so, du Seliger! wirke durch dein Gebet, daß wir unsere Seelen der hoffährtigen Wollust des Geistes zu entziehen vermögen; wirke, daß unser Leben frei sey von Hochmuth, Haß, eitler Neugier; dem himmlischen Gesetze unterthan, ohne die angebeteten Geheimnisse desselben ergründen zu wollen; voll freudiger Verzeihung für unsere Brüder, damit auch wir auf Verzeihung hoffen dürfen; thätig liebend auch ohne Gegenliebe, und dem Nächsten mit allen Opfern dienend, nicht unserer selbstischen Liebe wegen, sondern aus Liebe zu Gott!—

Das Gasthaus, wo wir einkehrten, heißt, wenn ich nicht irre, zum weißen Kreuz, und ich kann es Allen empfehlen, die nach Sachseln wallfahrten. Es liegt zunächst der Kirche auf der Anhöhe, gehört zu jenen malerischen Häusern, von welchen ich oben geredet, die Füllungen der äußern Wände sind schwarz glänzend, wie mit Firniß überzogen, und in dieselben sind feine Arabesken eingeschnitten, die wie Verzierungen von Sammt aussehen. Im Sale fanden wir ein sechzehnjähriges Mädchen, in der peinlichsten Verlegenheit einer englischen Familie gegenüber, die Fleischspeisen verlangte, und welcher es begreiflich machen wollte, daß dergleichen an einem Freitage nicht zu haben seyen. Die Engländer wichen aber nicht, und riefen wieder: Fleisch! — Eier, antwortete das Mädchen, indem es sich viele Mühe gab, ihre Aussprache dem seltsamen Englisch-Deutsch möglichst ähnlich zu machen. — Nein, Fleisch! — Ja, Eier! — Endlich, da man nicht einig werden konnte, rief es die Mutter, und erklärte ihr die schwierige Lage. Was? Fleisch wollen sie! rief die gute Frau, ganz erstaunt. — Ja, Fleisch! intonirten die Engländer im Chore. — Aber bedenkt doch, daß heute Freitag, Fasttag ist! — Fleisch! — Nun in Gottes Namen! sucht es sonst wo, hier werdet ihr keines bekommen. — Und da der Weg, es sonst wo zu bekommen, vorerst zur Thüre hinausführte, so zeigte sie ihnen diesen mit einer unzweifelhaften Geberde. Hierüber verblüfft, berathschlagten die Engländer, die ziemlich hungerig schienen, mit einander; indessen wollten sie dennoch nicht

nachgeben, und, das Martyrium des Hungers jenem des Aberglaubens vorziehend, stiegen sie etwas bestürzt wieder in den Wagen, um an einem andern Orte Fasttag zu halten, denn ich bin gewiß, daß am Freitag in ganz Sachseln keine Fleischrippe aufzutreiben ist. Uebrigens alle Ehre dem unglücklichen Muthe!

Wir, die keine so unbescheidene Forderung gemacht hatten, wurden zierlich und freundlich mit der köstlichsten Eierspeise bedient, und als man sah, daß wir auch unser Tischgebet noch nicht vergessen hatten, erwärmte sich die Freundlichkeit zur wahren Herzlichkeit.

Unser reformirter Reisegefährte war ein lieber, guter Junge, der sich eben so wenig um Luther als um Calvin und Zwingli kümmerte, deswegen aber weder den Papst noch die Kirche mehr in Ehren hielt. Daß wir allen christlichen Verpflichtungen und Uebungen nachkamen, überraschte ihn, und er fragte uns treuherzig, welchen Vortheil wir dabei hätten. Uns, die wir leider selbst erst vor kurzem einen neuen Menschen angezogen hatten, wurde diese Erklärung ziemlich leicht, und sein Staunen wuchs, als er vernahm, daß diese Uebungen, denen man sich so gerne unterzieht, bei uns nicht eine alte, von der zarten Kindheit an beobachtete Gewöhnung seyen. Die Vorstellung, die er sich von den Katholiken gemacht, wollte nicht mehr recht passen, und es schien ihm besonders befremdlich, daß er uns nach Allem, was er von uns sah und hörte, weder für trübsinnig noch für Dummköpfe erklären konnte. So hätte also die Religion wirklich dazu

gedient, fragte er, Sie besser zu leiten, als Sie es früher vermochten, und Sie wären seitdem ruhiger und zufriedener? — Gewiß, antworteten wir ihm. — Das ist sehr sonderbar, erwiederte er, ich glaubte stets, die Religion nütze zu nichts, und der Mensch sey lediglich in Folge eines natürlichen Hangs, welchen niemand ganz zu beherrschen vermöge, gut oder böse, ehrenhaft oder schlecht. Ich bin ehrenhaft und loyal; ich glaube in meinem ganzen Leben niemanden das geringste Unrecht gethan zu haben, ich habe mein Wort noch niemals gebrochen, aber ich bekenne offen, daß die Religion dabei ganz unbetheiligt ist, daß ich dabei gar nicht an sie gedacht habe. Vielmehr war es jedes Mal, wenn ich mich versucht fühlte, anders zu handeln, nur die Furcht, meinen guten Ruf zu beflecken, meinen Credit zu verlieren, oder in große Verlegenheit zu gerathen, die mich zurückehielt, aber durchaus kein anderer Beweggrund. Ja, es hat mich zuweilen, ich muß es zu meiner Schande sagen, sogar schon gereut, so streng redlich gehandelt zu haben. Geht es auch Ihnen so? — Niemals, denn wir sind überzeugt, daß uns Gott im entgegengesetzten Falle schon hier auf Erden strafen würde, oder daß seine härteste Strafe eben in unserer irdischen Strafosigkeit bestände. — Reden Sie frei, fuhr er fort, seyd ihr andern, echten Katholiken stets eben so redlich und gut, als ihr es zu seyn wünscht? — Zuweilen und in gewissen Dingen, ja. In vielen andern aber hoffen wir es mit der Gnade Gottes zu werden. — Und was sind dies für Dinge, wo Sie sich nicht genügen? — Ach! sagte einer von uns,

dergleichen gibt es viele; die hauptsächlichsten jedoch sind die Bescheidenheit und die Liebe; ich wenigstens finde immer, daß ich mich zu viel und meinen Nächsten zu wenig liebe. — Wirklich, dies verdrießt Sie?....

Wir suchten ihm nun deutlich zu machen, denn er schien es nicht leicht zu begreifen, wie sündhaft die Eigenliebe und Lieblosigkeit seyen, wie ein Christ hoffen könne, sich davon frei zu machen, und wie weit eine große Zahl in diesem Läuterungswerke gekommen sey.

Darauf erklärte er uns offenherzig, daß er sich nicht immer so hoch schätzen könne, als er wünsche. Ihre praktischen Hülfsmittel, fing er wieder an, scheinen mir unendlich sicherer als unsere besten Entschlüsse zu seyn. Uebrigens fühle ich mich bei aller Redlichkeit nicht glücklich. Alle Tage nimmt in mir jene Unruhe und Unzufriedenheit zu, die oft von Gewissensbissen wenig verschieden ist, welche Sie vor Ihrer Umwandlung gleichfalls empfunden haben. Gibt es doch so viele Dinge, die durch die Gesetze nicht verboten, nach unsern Sitten gestattet sind, und die den Menschen dennoch unglücklich machen! Und dann, wie betrübend und erniedrigend ist der Gedanke, daß man selbst, daß die Menschen nur tugendhaft sind aus Furcht vor den Menschen und Gerichtshöfen? — Werden Sie katholisch, sagte mein Reisegefährte, glücklich begabt wie Sie sind, wird Ihnen keine Tugend schwer werden, und Sie werden die Freude genießen, nur aus Liebe zu Gott tugendhaft zu seyn. — Das kann ich nicht, ich bin als Protestant geboren. —

Was ist dies für ein Grund? erwiederte der andere; sprechen Sie lieber, Sie seyen als Katholik geboren, denn wogegen protestirten Sie denn, als Sie auf die Welt kamen? Um gegen Etwas zu protestiren, ist es doch für einen verständigen Menschen vor Allem und zum wenigsten nothwendig, daß man dies Etwas kenne. Wohlan, kannten Sie denn damals die katholische Religion? ja, kennen Sie solche in diesem Augenblicke? Das Wenige, was wir Ihnen davon mittheilten, schien Ihnen gut und hülfreich. Bedenken Sie nun, ob es weise ist, wenn Sie, der ohnehin vermöge seines confessionellen Princips zur Prüfung berufen ist, darum Protestant bleiben wollen, weil Sie es schon bei Ihrer Geburt, d. h. in einem Augenblicke waren, wo Sie weder wußten, was Sie waren, noch was Sie thaten, und wenn Sie noch auf Ihrem Todesbette gegen einen Glauben protestiren wollen, von welchem Sie Alles billigen, was Sie von ihm wissen.

Jetzt wollte uns aber der liebe junge Mann, der sich bisher so bescheiden und sanft gezeigt hatte, fühlen lassen, welche treffliche Gründe er habe, in seinem Abfalle von dem alten Christenglauben zu beharren. Er entwarf also ein Bild von der katholischen Kirche, so ungeheuer und so albern, wie es nur eine kindische Verrücktheit ersinnen konnte; und ich darf diese Worte gebrauchen, ohne ihn zu verletzen, denn er wiederholte nur, was man ihn gelehrt hatte. Als er fertig war, fragten wir ihn, ob er uns für Ehrenmänner hielte? — Ja, antwortete er, von Herzen gerne. — Nun gut, wir be-

theuern Ihnen, daß Sie nur von den unwissendsten und verkehrtesten Menschen in solcher Weise getäuscht wurden, und daß, wenn Sie eines Tags, nachdem Sie selbst geforscht und geprüft, nicht Gründe genug fänden, die Irrlehre zu verwerfen, schon die Lüge und der arglistige Trug, welche angewendet wurden, um Sie darin festzuhalten, Ihnen vollkommen dazu genügen würden.

Wir machten ihm einige der bedeutendsten historischen Irrthümer, auf die er sich gestützt, bemerklich, und hoben auch von seinen Beweisen einige heraus, die am schnellsten und unvermeidlich dem Atheismus zuführten. Doch diese Seite berührte ihn am wenigsten; der Atheismus schreckte den armen jungen Mann, der in seiner Religion nichts Anziehendes und nichts Tröstliches gefunden hatte, keineswegs. Und als wir nun schlossen, daß eine wahrhaftige Religion solcher Hülfsmittel nicht bedürfen könne, stimmte er uns vollkommen bei, kam aber immer wieder auf die schlechten Priester und auf den Aberglauben zurück.

Vorerst muß ich Sie darauf aufmerksam machen, sagte mein Begleiter, daß Sie von den katholischen Priestern sprechen, als wenn Sie solche wirklich kennten, und Sie haben darin sehr Unrecht. Wo haben Sie solche beobachtet? Ich glaube nicht, daß Ihre Rede denjenigen gelten soll, denen Sie in der Schweiz begegnet sind. — Durchaus nicht, erwiederte der junge Mann, das sind sehr würdige und muthige Geistliche. Aber in Deutschland, in Italien. — Sie müßten vorerst Deutschland

und Italien sehen. Bis Sie aber dort gewesen, glauben Sie meiner Versicherung, daß man Ihr Vertrauen mißbraucht hat. Auch mir hat man von Ihren Geistlichen gar Vieles erzählt, da ich aber niemals im nähern Verkehre mit ihnen war, so halte ich es für Pflicht, mir darüber kein Urtheil zu erlauben. Nur so viel weiß ich, daß ein katholischer Priester der hohen und strengen Tugend seines Berufs nicht ungetreu werden kann, ohne sich selbst zu verdammen, ohne sich der allgemeinen Verachtung preis zu geben; während der protestantische Geistliche, welchem jene übermenschliche Aufopferung und Heiligung, jene geheimnißvolle Weihe und Gnadenleitung fremd bleibt, so wie er durch alle Beziehungen seines Lebens und Standes von dem Laien wenig verschieden ist, auch nur jenen Erwartungen und Forderungen zu entsprechen braucht, welchen sich jeder redliche und ehrenhafte Mensch nicht zu entziehen pflegt. Und was soll denn endlich für uns Katholiken mit einem schlechten Priester bewiesen werden? doch wohl nicht mehr, als daß es zum Heile nicht genügt, sich in ein bestimmtes Gewand zu kleiden und ein Gelübde abzulegen, sondern daß man in jeder Berufsweise den Himmel nur im Schweiße seines Angesichts gewinnen könne. Wenn ich mich von einer Religion lossage, weil ich in derselben zufällig einen unwürdigen Diener entdecke, so verbünde ich mich ja eigentlich mit diesem schlechten Gesellen gegen denselben Gott, den auch er beleidigt. Und dies ist doch wahrlich ganz abgeschmackt.

Sie sprechen auch vom Aberglauben der Katholiken, und beweisen dadurch, daß Sie in dieser, so wie in Beziehung auf den Gespenster- und Hexenunfug weder die unglaublichen Schwächen der ersten Reformatoren, noch den Zustand der protestantischen Bevölkerungen bis in die neueste Zeit kennen; weswegen ich Sie nur bitten kann, sich darüber in den Werken Ihrer Confessionsverwandten selbst zu orientiren. Was bedeuten aber zuletzt alle Verirrungen jenes alterthümlichen und kindischen Aberglaubens im Vergleiche mit dem entsetzlichen und riesenhaftesten Aberglauben der neuesten Zeit, dem großgezogenen Kinde Ihres Irrglaubens, dem Aberglauben des Nichts! Ja, in der chaotischen Auflösung Ihrer Glaubenslehre, in dem wesenhaften und unversöhnlichen Widerstreite aller folgerechten Gedanken und natürlichen Gefühle, wie er auf Ihrer gegenwärtigen confessionellen Entwicklungsstufe überall ausbricht, müssen Sie unbedingt den Glauben an das Nichts ergreifen, damit in dieser unermeßlichen Albernheit die Tausend und Tausend einzelne Albernheiten verschwinden, von welchen Ihre Vernunft gekreuzigt und aufgerieben wird. —

Mit unserer Ankunft zu Sarnen erreichte diese etwas lebhafte Unterredung ihr Ende.

Sarnen ist einer von den Hauptorten des Canton Unterwalden, und bildet einen großen Marktflecken von beiläufig einhundert und fünfundfünfzig Häusern, die gleich jenen zu Sachseln zerstreut liegen, jedoch den alterthümlichen schweizer Charakter nicht in gleichem Maße

bewahrt haben. Man sieht ein Paar zierliche Kirchen; die Lage am Ausflusse des Sarner See's ist schön; die Wohnungen verbinden sich auf der weiten, wiesenreichen Ebene zu freien und malerischen Gruppen, und die reine, frische Gebirgsluft strömt erquickend durch das stille, friedliche Thal. Der Cantonsrath war gerade versammelt, und wir begegneten unaufhörlich Abgeordneten, die mit ernstem Anstande, schwarz gekleidet, mit stattlichem Busenstreife und kurzen Hosen den breiten, mit dem Wehrgehänge umwickelten Degen unter dem Arme tragend, aus der Versammlung kamen. Unsere schweizer Reisegefährten unterließen es niemals, sie zu grüßen, was ich herzlich gerne gleichfalls that, indessen kam uns ihre vorzügliche Höflichkeit oftmals zuvor. Die würdige Haltung dieser alten Rathsversammlungen von Bauern und Bürgern ist in der That bemerkenswerth. Auch haben die Revolutionäre überall, wo sie ändern und niederreißen konnten, mit einem richtigen Tacte sich bemüht, das Kostüme der frühern Zeit abzuschaffen, als wenn das erste Merkmal der Gleichheit in schmutziger Vernachlässigung bestände; und dies hat sich alsbald auch auf die Sprechweise übergetragen, die nun in demselben Verhältnisse heftig und possierlich schwülstig wurde, in welchem sie vorher ruhig und würdevoll gewesen. Tolle, verzerrte Redensarten, Maßregeln niedriger Rachesucht, Raubgesetze und einige Milderungen in der peinlichen Gesetzgebung, die nur für Spitzbuben und Verbrecher bedeutend sind und seyn können: dieß waren in der Schweiz wie

in manchen andern Ländern die augenscheinlichsten Ergebnisse der Revolutionen.

Unsere zwei schweizer Gefährten prüften und betasteten sich seit ihrem Zusammentreffen mit aller erdenklichen Vorsicht, um ihre gegenseitige politische Gesinnung zu errathen. Hier zu Sarnen erkannten sie sich endlich beide als Conservative, und unterhielten sich nun traulich über die Angelegenheiten ihres Vaterlands. Obgleich noch sehr jung, besaßen sie dennoch eine genaue Kenntniß der verschiedenen Persönlichkeiten, und beurtheilten die Lage der einzelnen Cantone mit vieler Einsicht. Mich rührte oft die Lauterkeit ihrer Wünsche, die sie ohne allzugroße Hoffnungen für die Wohlfahrt der Schweiz aussprachen, und ich mußte mich auch hier wieder überzeugen, daß ein treues, redliches Herz die erste Bedingung eines richtigen Gedankens und gesunden Urtheils sey. Was sie als unerläßlich für die Schweiz betrachteten, war, daß sie ihre alten Verfassungen, ihre in der innern Einheit äußerlich gesonderten Cantone und ihre bescheidene Stellung als echte Bürgschaften jener Neutralität in allen europäischen Streithändeln bewahre, ohne welche ihre Nationalität nicht zu leben vermag. Wenn wir, sagten sie, uns in die Politik unserer Nachbarn mischen, so werden sie sich auch in unsere mischen, und wir werden wohl thun müssen, was ihnen behagt.

So denken keineswegs alle Schweizer; viele haben sich von demselben politischen Fieber ergreifen lassen, welches die Bürger großer Staaten verzehrt, und ihr

Ehrgeitz, von dem tollen Lärm ringsum geweckt, mag sich nicht mehr mit dem bescheidenen Titel eines Repräsentanten oder Landammans von einem der zweiundzwanzig Cantone befriedigen lassen. Sie verlangen gleichfalls Einfluß auf die Geschicke von Europa, Antheil an der Lenkung eines großen Reichs, Gewalt über Menschenmassen. Diese Seuche wuchert besonders in Genf und in den größern protestantischen Cantonen, und die Centralisation der Schweiz soll zum Ziele führen. Die Centralisation ist darum auch das Geheimniß aller radicalen Umtriebe gegen die katholischen Schweizer, wodurch man versucht, die unerschütterliche Festigkeit der kleinen Cantone entweder zu verlocken oder zu überwältigen. Wäre aber die Einheit der Gewalt und der Regierung einmal festgestellt, dann hätten sie nur unter sich selbst um die ersten Plätze zu ringen, und in diesem Kampfe hofft jeder auf den Sieg.

Die drei Urcantone.

Der Vierwaldstätter See ist wie ein Gestirn, das, vom Himmel in den grünen Schooß des Gebirgs niedergesunken, mit seinen Stralenarmen die stolzen Höhen umschlingt, um dieser edelschönen Natur die Freude zu gewähren, sich in dem leuchtenden Krystall zu bespiegeln und an der eigenen Herrlichkeit zu ergötzen. Die riesenhafte Felsenwelt, die ihn umgibt, und sich von zweitausend bis zu zehntausend Fuß über seine Wasserfläche erhebt, wechselt mit unglaublicher Mannichfaltigkeit in ihren Gestalten, und die Ansichten in den verschiedenen, bald anmuthig reitzenden und sonnenhellen, bald ernst erhabenen, bald traurigtrüben und schauerlichen Busen, so wie von der Mitte des See's aus sind besonders bei Morgen- und Abendbeleuchtung unerschöpflich. Nirgends sieht man solche tiefe Schlagschatten, so dunkle Farben, so wunderbare Wirkungen der Lichter an den Gebirgen als hier. Er ist der König der Seen, und mit zweifachem Rechte die Perle und Ehre der Schweiz; denn an seinen Ufern hat sich die Schweiz gebildet, nirgendswo

war sie so groß und rein, nirgendswo ist sie mit solchen Reitzen geschmückt: Alles, Anmuthiges und Ernstes, nackte Felsen und duftendes Blumenland, kindlich spielende Einfalt und erhabene Heldenerinnerungen, finden wir hier beisammen und vereint. Vielleicht gibt es keinen Fleck auf der Erde, wo die Sonne so schön auf- und untergeht, und gewiß nur noch wenige, welche die Vaterlandsliebe mit einem so reinen Glanze verklärt hat. Darum, wenn ich bisher auf meinen Wanderungen durch Gegenden, wo die Bewohner sich auf die eine oder andere Weise ihren Glauben und ihre Freiheit hatten rauben lassen, mich oftmals gefragt hatte, wie man sich so freuen könne, ein Schweizer zu seyn: ist es mir jetzt, im Schooße der alten Schweiz, an diesen wunderlieblichen Ufern, die den drei Brüdercantonen angehören, am Fuße dieser Berge, die der sonst siegestrunkene plaudernde und berückende Lügengeist nicht zu erobern vermochte, vollkommen klar geworden. Hier auf diesem Boden lebten und starben die ersten und die letzten Vertheidiger der Schweizer Freiheit; Sempach, Morgarten, Cappel, Stanz, Altdorf und der Grütli sind sich nahe; hier auf dieser festen, treuen Erde vermochte kein Fremder sich zu behaupten, vermochte weder Unredlichkeit noch Irrglauben Wurzel zu fassen, sondern blieben mit dem alten Glauben auch die alte Freiheit und die alte Ehre heimisch und kräftig.

Unter der Römerherrschaft waren diese einsamen Thäler unbeachtet, wenigstens finden sich nirgends Spuren und Erinnerungen derselben. Auch von Attila's Scharen wur-

den sie nicht berührt, und eben so wenig von den Einwirkungen des Gefolge- und Lehenwesens erreicht. Nur ein Eroberer vermochte seine Herrschaft über dieses Hirtenvolk, das den souveränen Besitz seines Gebirgs mit den Bären, Gemsen und Adlern theilte, zu begründen, und dieser Eroberer war das Evangelium. Seine Fortschritte waren langsam aber sicher. Vor dem zwölften Jahrhunderte waren in den Waldcantonen nur noch wenige Capellen, das Volk ging kaum öfters als alle Monate zum heiligen Meßopfer, und für Unterwalden und Schwytz war nur ein Geistlicher bestellt. Damals versammelten sich die Pfarrgenossen beim Schalle des Alpenhorns, denn die Kirchen hatten keine Glocken; der Kelch war von Holz, die geistlichen Gewänder waren von gemalter Leinwand.

In den folgenden Jahrhunderten war der Gottesdienst schon geordnet und vollständig, und es begann jene Heldenzeit der Schweiz, die ihren volksthümlichen Ausdruck in der Tellsage gefunden, deren fester Boden aber auf den Feldern von Morgarten und Sempach außer Frage gestellt ist; eine Zeit, die mehr noch durch die einfache und erhabene Größe der Sitten, des Glaubens und der Redlichkeit dieser Landleute, als durch ihre wunderbare Tapferkeit und Kühnheit anzieht und rührt. Diese Hirten, noch vor kurzer Zeit wild und roh, waren jetzt in Allem bescheiden und mäßig; nach den glänzendsten Siegen trachteten sie nicht nach Vergrößerung oder Reichthümern, und wie groß die Gefahr, wie übermächtig der Feind seyn mochte, sie weigerten sich niemals, ihren Bundes-

genossen in weiter Ferne mit treuer Unterstützung beizustehen.

Da kam die Zeit der Reformation. Und als beinahe ihre sämmtlichen Nachbarn, durch Krieg und Handel bereichert, und durch den Reichthum verweltlicht, der Irrlehre beifielen, blieb das Volk der Waldstädte dem Glauben seiner Väter getreu, und suchte durch eben so herzliche als weise Vorstellungen und Bitten die abtrünnigen Cantone zu bewegen, gleich ihnen in der Prüfung zu bestehen. Als sie aber sahen, daß man, statt ihnen Gehör zu geben, sie selbst zur Glaubensveränderung zwingen wollte, so erhoben sie sich in muthiger Kraft, und erkämpften bei Cappel die religiöse Freiheit, die ihnen von ihren undankbaren und brudermörderischen Bundesgenossen mit dem Schwerte entrissen werden sollte. Von diesem Augenblicke an lebten die Waldstädte drei Jahrhunderte lang im tiefsten Frieden, der Welt unbekannt, als beständen sie nicht, und im Schooße der schweizerischen Eidgenossenschaft eine besondere Eidgenossenschaft, den Kern der alten, bildend, deren Bande unter jeglichem Wechsel der Tage und Verhältnisse fest und ungeschwächt geblieben sind. Bern, Zürich, Basel und Genf, reiche und mehr oder minder auch wissenschaftlich fortgeschrittene Städte sahen mißachtend auf diese kleinen Freistaaten von andächtigen Hirten herab, bei denen weder Schätze, noch Gelehrte noch ungläubige Philosophen zu finden waren. Als aber am Ende des vergangenen Jahrhunderts die französische Ueber-

schwemmung in die Schweiz einbrach, wäre es jenen Hirten wohl erlaubt gewesen, die Mißachtung den stolzen Städtern zurückzugeben, denn es kam zu Tage, daß die Gelehrten und die Reichen leer und arm waren an Vaterlandsliebe, an Muth und an rüstigen Männern.

Man weiß im Allgemeinen nur sehr wenig von den letzten Schweizerkriegen, und ahndet nicht, daß die Liebe zum heimathlichen Boden und der begeisterte Glaube auch jetzt wieder, obgleich ohne günstigen Erfolg, die Wunder der alten Heldenzeit gewirkt hat. Die Ursache dieser Unwissenheit ist keine andere, als weil Frankreich sich jener Tage nicht rühmen kann; die Schweiz, nämlich drei Viertheile derselben, sich ihrer schämen muß, jene aber, denen allein Ehre und Ruhm gebührt, mehr daran denken, ihre Herden zu weiden, als ihre Thaten zu besingen. Was mich betrifft, so ist meine Meinung, daß jene Banditenhorden, welche Frankreich von 1792 an bis 1801 beherrscht haben, am wenigsten im Stande sind, die leuchtende Krone des Ruhms, womit sich mein Vaterland unter den Völken geschmückt hat, zu beflecken, und daß, wenn auch in dem halben Europa Scharen von Martyrern unter ihren würgenden Händen gefallen sind, das Martyrium Frankreichs doch noch allgemeiner, gräßlicher und dämonischer war. Solche Ströme des edelsten und muthigst vergossenen Blutes waschen uns aber gewiß von allen ihren Gräulen und Verruchtheiten rein. Darum darf ich mich auch nicht scheuen, von dem Triumphbogen der Revolution einige Palmzweige zu

nehmen, um im Vorübergehen das Grab jener Unglücklichen damit zu schmücken, die sie gemordet hat.

Als die französische Revolution ausbrach, war die Schweiz im Genusse eines ungestörten, dreihundertjährigen äußern Friedens, während innerer Hader und Zwiespalt in den meisten Cantonen und besonders in den reformirten gährten. Es gab Herrn und Unterthanen, also Parteien, also mehr oder minder oft Empörungen. Die Vaterlandsliebe war wohl gering; um so lebendiger war dagegen die Lust, hier, die Gewalt zu behaupten, dort, sie zu erringen. Dabei war auch das eidgenössische Band sehr locker geworden, und alle Schweizer kamen bald zum klaren Bewußtseyn ihrer Schwäche. Obgleich die bestehenden Regierungen einen entschiedenen Widerwillen gegen die Grundsätze der Revolution empfanden, so unternahmen sie dennoch nichts gegen ihre entsetzlichen Nachbarn, und den Metzeleien des zehnten August, welche dreihundert Jahre früher die ganze Eidgenossenschaft mit Blitzesschnelle zu den Waffen gerufen hätten, folgte nichts als eine feige Neutralitätserklärung. Diese schimpfliche Neutralität konnte aber voraussichtlich nicht lange beachtet werden; man wußte, daß im Schatze zu Bern bedeutende Summen, zwischen fünfzehn und zwanzig Millionen Francs, aufgehäuft lagen, und das Directorium hatte Sinn und Gefühl für das Geld.

So begann man denn damit, daß Abgeordnete der Republick die Principien aussäeten, die Unzufriedenen aufregten, die Aufrührer unterstützten. Am 25. Decem-

ber 1797 erließ das Directorium ein Decret, welches jeden guten Patrioten, der seine natürlichen Rechte reclamirte, unter den besondern Schutz Frankreichs stellte. Solcher Patrioten gab es aber in den Cantonen von Basel, Bern, Zürich, Schaffhausen, Solothurn und Freiburg viele; und man hielt es endlich für zeitgemäß, von Paris aus eine neue helvetische Verfassung zu expediren, deren unverzügliche Annahme von dem Abgesandten des Directoriums, Mengaud, und von dem General Brüne, der an der Spitze eines französischen Heers das Wadtland besetzt hielt, in der derbsten und verletzendsten Form begehrt wurde.

Inzwischen wurde das zunächst bedrohte Bern durch heftige Parteikämpfe zerrissen, und in diesen abwechselnd unterdrückten Unzufriedenen gewann der Feind dienstwillige Bundesgenossen. Einigen muthigen Männern gelang es nicht ohne große Anstrengung, einige Elemente des Widerstands zu organisiren, so daß sie nahebei über fünfundzwanzigtausend Streitbare verfügen konnten. Sie boten der französischen Uebermacht die Spitze, und wurden erst nach kräftiger Gegenwehr und mit beträchtlichem Verluste des Feindes überwältigt. Nach ihrer Niederlage mußten sich die Thore von Bern, allzufrühe für die Ehre der Schweiz, dem Sieger öffnen, und mit diesem Ergebnisse war das Land unterworfen. Bern, Freiburg, Zürich, Luzern und Solothurn wurden geplündert, man erpreßte Millionen auf Millionen, und mit dem ungeheuern Raube nicht befriedigt, ließ der französische Ge-

sandte die Briefe englischer Reisender auf der Post öffnen, und nahm den Betrag der darin gefundenen Wechsel oder des Credits, der ihnen bei den Banquiers eröffnet war, in Anspruch. Wohin verloren sich diese Summen? Herr von Marbois wies ja bereits im Jahre 1797, also vor der Plünderung der Schweiz im Rathe der Alten nach, daß die Regierung damals zweihundert und vierzig Millionen ausländischer Contributionen bei Seite geschafft hatte.

Der Ersatz, welchen das Directorium den Eidgenossen für alle diese Diebereien und Räubereien bestimmte, bestand in der Uebersendung ganz frischer liberaler und philosophisch construirter Verfassungen. Man machte zuerst aus der Schweiz eine untheilbare Republick. Hierauf kam Brüne auf den Gedanken, diese untheilbare in drei andere unabhängige Republicken zu theilen, welche er die rhodanische, die helvetische und die Tellianische nannte; allein die Sache befriedigte ihn doch nicht, und sieben Tage, nachdem er die rhodanische gegründet hatte, erkannte der General, wie er selbst erklärte, daß sich doch nichts mit dem Zauber der republikanischen Einheit vergleichen ließe, und überschickte den Cantonen eine neue, eben von Paris eingelaufene Einheitsverfassung.

Es war dies eine Abschrift der in diesem Augenblicke gültigen französischen Constitution mit ihren fünf vollziehenden Directoren, ihren doppelten Wahlstufen u. s. w. Nach ihr wurde die Schweiz in zweiundzwanzig

Cantone eingetheilt und erhielt zweiundzwanzig vom Volke gewählte Richter. Das köstliche Werk war von einem noch köstlicheren Vorworte begleitet, in welchem die Fundamentalsätze, die eigentlichen Mutterideen, in Redensarten, wie folgt, ausgedrückt waren: „Die Aufklärung ist besser als Ueberfluß. — Die natürliche Freiheit ist unveräußerlich, und hat keine Grenze als die Freiheit des Andern. — Das Gesetz hemmt jede Art von ausschweifender Willkür. — Der Bürger gehört dem Vaterlande, seiner Familie, den Unglücklichen an; er hält die Freundschaft in Ehren, aber er opfert ihr keine seiner Pflichten; sein Ruhm ist die Achtung der ehrlichen Männer; er begehrt nichts als die Veredlung des Menschengeschlechts; er fordert ohne Unterlaß zu den süßen Gefühlen der Bruderschaft auf ꝛc.“

Unterjochte nehmen Alles an; und das Directorium fürchtete bei dem Zustande, in welchen es die Schweiz versetzt hatte, keine Hinderniſſe mehr. Brüne sendete also seine Einheitsverfassung auch an die Urcantone, und fügte der Form wegen noch den schriftlichen Trost bei, daß die französische Republick freundlich gegen sie gesinnt sey, und der Krieg ihrem Gebiete ferne bleiben werde. Allein diese Cantone, welche bis jetzt noch unbefehdet und in ihrem ruhigen Stilleleben geblieben waren, konnten dem Umsturze einer Ordnung der Dinge, bei welcher sie seit fünfhundert Jahren glücklich gewesen, nicht gleichgültig zusehen, und übergaben dem Directorium die wohlbegründetsten Vorstellungen mit der herz-

lichen Bitte, ihnen ihre freien Volksversammlungen und alterthümlichen obrigkeitlichen Aemter, einfach, anspruchslos und arm wie sie selbst, zu lassen. „Erlaubt uns, sagten sie, die Frage, ob Ihr in unserer Verfassung etwas gefunden habt, was den Principien der eurigen widerspricht? Wo wollt Ihr eine Regierung finden, welche die Ausübung und das Recht der Souveränität ausschließlicher in die Hände des Volks legt, wo die bürgerliche und politische Freiheit vollständiger ist?.... Wie könnt Ihr darum gesonnen seyn, mit dem Umsturze unserer politischen Einrichtung auch unser Glück zu vernichten? welche Beweggründe könnt ihr dazu haben, welchen Nutzen könnt ihr daraus ziehen? Wir sind ein Volk von Hirten und Gebirgsleuten, haben wenige Bedürfnisse, und sind mit unserer Armuth zufrieden. Die geringen Einkünfte unserer Cantone würden die Kosten der neuen Regierungsform nicht decken, von welcher wir überdies keinen Vortheil entdecken können. Darum wird euer großes Volk seine ruhmwürdige Geschichte nicht mit der Unterdrückung eines friedlichen Volkes beflecken wollen, das ihm niemals etwas zu Leide gethan hat!“ Die Antwort des Directoriums auf diese Worte kindlichen Vertrauens war der Marsch eines französischen Heers gegen den Canton Schwyz.

Die kleinen Cantone hatten nun Frankreich gegen sich, und für sich sich selbst und sich allein! Die vereinigten Scharen von Schwyz und Unterwalden beliefen sich auf zehntausend Mann, nämlich auf so viele, als Waffen

tragen konnten. Aloys Reding, Kriegshauptmann von Schwyz und ein Abkömmling des Siegers bei Morgarten, führte sie ins Feld. Aber unter diesen zehntausend Männern war nicht ein Feiger, nicht ein Verräther, nicht ein heimlicher Anhänger der revolutionären Ideen und der Franzosen. Diese zehntausend Männer waren zehntausend Brüder; einig in ihrer politischen Gesinnung, verbunden durch die Liebe zum Vaterlande und zu den alten Gesetzen, unter welchen sie in Frieden und einträchtiger Tugend gelebt hatten. Verbunden vor Allem durch ein tiefes religiöses Gefühl, welches den Muth und die Kraft jedes Einzelnen erhob und mehrte. Zwei Priester, Marianus Herzog, Pfarrer von Einsiedeln, und der Capuziner Paul Styger entzündeten und nährten ihre Begeisterung, beteten in ihrer Mitte, segneten ihre Fahnen, und verhießen den treuen Kämpfern für das Vaterland und den Glauben den Sieg oder den Himmel. So ist es auch in der Vendee, so in Spanien, so in Tyrol gewesen; und so wird es überall in katholischen Ländern seyn, wo Freiheit und Religion durch rechtlose Angriffe bedroht sind; wo immer es aber so seyn wird, da wird man erkennen, was der fromme Muth eines Volkes vermag.

Ich gedenke stets eines alten Soldaten, der aus vielen Schlachten heimgekehrt, mir einmal treuherzig versicherte: wenn man sich mit Feinden schlagen müsse, die bei ihrem Gepäcke einen kleinen Teufel von Pfaffen mit sich führten, und des Morgens erst beichteten, so

würde man es nicht ungerne sehen, wenn man sich auch so eingerichtet hätte.

Während diese heldenmüthigen Hirten dem Tode entgegengingen, richtete das zu Aarau versammelte helvetische Directorium amtliche Vorstellungen und Warnungen wegen des Thörichten eines längeren Widerstandes an sie, und rieth ihnen im Tone mitleidiger Ueberlegenheit und vornehmen Bedauerns, den Schwärmern zu mißtrauen, von welchen sie getäuscht und verführt würden.

Endlich kam es zur Schlacht, und die Franzosen nahmen zuerst Luzern wieder, welches von den Truppen von Schwyz besetzt war, wurden aber zu Wollau und zu Richtenschwyl in der Nähe des Zürchersee's mit beträchtlichem Verluste zurückgeworfen. Zu Küßnacht und Immensee wurde der Feind durch das mörderische Feuer der Schweizer Scharfschützen lange zurückgehalten, und zu Morgarten, wo Aloys Reding persönlich focht, thaten die trefflichen Männer Wunder der Tapferkeit. „Die Frauen von Schwyz, so erzählt Simond, dieser moderne und aufgeklärte, darum dem Fanatismus der kleinen Cantone gewöhnlich sehr abholde Geschichtschreiber, waren die ganze Nacht des ersten Mai's hindurch beschäftigt, die Kanonen durch Abgründe und über Felsen zu ziehen und Faschinen zu fertigen, oft mit einem Kinde auf dem linken Arme, so daß sie nur mit dem rechten arbeiten konnten; auf allen Bergen brannten die Feuer, und man schlug sich am ersten und zweiten Mai unaufhörlich bei Morgarten und in der Gegend von Arth.

Ueberall widerstand ein Aufgebot von Hirten und Bauern den wiederholten Angriffen der besten Linientruppen, die ihm an Zahl viermal überlegen waren, brach mehrmals in die Massen ein, und wich nirgends vom Schlachtfelde. Wenn aber auch der Verlust der Angreifenden wegen des überlegenen, wohlgezielten Feuers der im Gehölz und hinter den Felsen verborgenen Scharfschützen als ein zehnfacher angeschlagen werden durfte: so war der Verlust der Schweizer dagegen ein unersetzlicher, und jeder neue Sieg mußte ihren gänzlichen Untergang vollenden. Seit vier Tagen hatten sie keine Ruhe und kaum die dürftigste Nahrung; mehrere Posten waren nur von Weibern besetzt, und in dieser Lage bot man ihnen freie Uebung ihrer Religion an; dabei sollten sie ihre Waffen behalten, und keine fremden Truppen in ihren Cantonen haben, wenn sie die helvetische Verfassung annähmen. Allein eine große Zahl wollte sich auf nichts einlassen; andere, von dem Anblicke der Frauen und Kinder bewegt, riethen, sich zu vertragen, ehe es zu spät sey. So wurde denn die allgemeine Versammlung am 4ten sehr stürmisch, und es fehlte nicht viel, so wäre auch hier Blut geflossen; bis zuletzt eine große Mehrheit sich für die Annahme der angebotenen Bedingungen erklärte, und der Friede am 5ten Mai unterzeichnet wurde."

Nachdem die Einheitsverfassung in solcher Weise in den Waldcantonen eingeführt war, wurden sie von dem helvetischen Directorium, das sie so feig aufgegeben hatte, in einen einzigen Staat verschmolzen, damit so

ihr Einfluß bei der Gesetzgebung gemindert werden möge. Gehässiger und verächtlicher konnte die Centralregierung dem altbiedern Volke nicht mehr werden, und es ertrug darum schweigend diese neue Mißhandlung, wie man die verschiedenen Entwicklungsmomente eines Leidens duldet, das sein Ende finden muß. Nur die Bevölkerung von Nidwalden, des untern Theils vom Cantone Unterwalden, wollte sich nicht unterwerfen, und dieser Bezirk, der im Ganzen höchstens zweitausend waffenfähige und streitbare Individuen jedes Alters und Geschlechts zählte, wagte es, sechszehntausend Franzosen, die gegen ihn anrückten, zu widerstehen. Zweihundert und achtzig Freiwillige aus den benachbarten Thälern waren die einzigen Bundesgenossen, die sich mit der verlassenen todeskühnen Schar vereinigten.

Drei Priester von großem Ansehen bei dem Volke von Nidwalden hatten zu diesem Aufstande kräftig mitgewirkt: der Pfarrer von Stanz, sein Vicar und jener schon früher genannte Capuziner Styger. Ihnen war es klar geworden, daß die Gewalt der Franzosen und Liberalen in zweifacher Richtung verderblich werde, indem sie zugleich die Religion und die Freiheit des Schweizervolks bedrohe. Darum glaubten sie, es sey besser, zu sterben, als sich der Gefahr auszusetzen, den Himmel zugleich mit dem Vaterlande zu verlieren, und so wollten sie sich, der Mutter der Machabäer gleich, mit ihren Kindern aufopfern. Vielleicht hofften sie auch, die protestantische Schweiz werde endlich doch noch die Schmach

ihrer Unthätigkeit fühlen, und sie nicht hülflos morden lassen. Und dies steht auch außer Frage, daß, wenn ihr Beispiel im ganzen Schweizerlande Nachahmung gefunden hätte, die Franzosen ihrem Untergange nur durch die Flucht entgangen wären.

Die Nidwaldener sperrten alle Landungsplätze ihres See's mit Sturmpfählen, und führten zur Deckung derselben sechs kleine Geschütze auf, die mit zwei andern, zur Vertheidigung der Zugänge vom Lande verwendeten ihre ganze Artillerie bildeten. Während voller vier Tage, vom 4ten bis zum 8ten September 1798 konnten die Franzosen keinen Boden gewinnen, und verloren viele Menschen. Endlich am 9ten in der Frühe brachen sie durch, das Feuer ihrer Feldgeschütze zwang die Gegner, das offene Feld zu räumen, und die Nidwaldener zogen sich auf einen waldigen Hügel eine halbe Stunde von Stanz zurück, wo sie den Kampf noch mehrere Stunden lang fortsetzten. Als es aber gegen Mittag den Franzosen gelang, dreißig große Schiffe mit neuer Mannschaft ans Land zu bringen, während ihnen andere Verstärkungen auch über die Berge zukamen, drängte sich das Gefecht in ein dichtes Schlachtgewühl zusammen, wo eine ganze Bevölkerung nicht, wie man sonst zu sagen pflegt, als Verzweifelte, sondern mit der hoffnungsvollen Hingebung des Marterthums kämpfte. Ganze Familien, Mann und Frau, der alte Vater und die Kinder, mit Allem, was sie finden konnten, bewaffnet, erwarteten das Schwert des Feindes, ließen sich in Stücken hauen, und gebrauchten noch niedergestreckt bis zum letzten

Athemzuge die schwache Waffe. Endlich zerstreuten sich die erschöpften Reste im Wald und Gebirg; unter den Erschlagenen fand man auf der Wahlstatt hundert und zwei Frauen und fünfundzwanzig Kinder!

Entsetzliche Metzeleien befleckten diesen unseligen Sieg Durch den langen, mörderischen Widerstand aufgereitzt, erlaubten sich die Soldaten Unthaten und Grausamkeiten, die ihre Officiere vergeblich zu hemmen suchten. Zwar gelang es, die Häuser von Stanz vor ihrer zerstörenden Wuth zu bewahren, allein alle einzeln liegenden Wohnungen, fünfhundert und dreiundachtzig an der Zahl, wurden geplündert und niedergebrannt. Sogar die Capelle Winkelried's an dem Wege nach Ennemos wurde von den wilden Horden Schaumburgs entweiht. Ueber sechzig Personen hatten sich in die Kirche von Stanz geflüchtet; sie wurden alle mit dem Priester am Altare gemordet, und man sieht noch die Spur der Kugel, die ihn zu Tode traf.

Aber auch auf einem andern Punkte der Schweiz gaben wackere Söhne des Gebirgs, eben so einfach, eben so arm und eben so altgläubig, die Männer des Wallis, das Beispiel eines eben so bewundernswerthen, auf denselben Gefühlen und Ueberzeugungen ruhenden Muthes. Auch ihnen mußte die Einerleiverfassung aufgezwungen werden; Schaumburg sendete eine Division, um sie zu unterwerfen, ihre Hauptstadt Sitten wurde erstürmt, aber sie widerstanden überall mit unerschütterlicher Tapferkeit. Dann, auf einen Augenblick erschöpft, erhoben sie

sich sogleich wieder, als die Franzosen im Kampfe mit den Oesterreichern und Russen ihre Truppen in Wallis vermindern mußten. Der ganze Lauf der Rhone von Martinach bis zum Simplon, ja bis zu den Gletschern hinauf, wo dieser Fluß entspringt, wurde zum weiten Schlachtfelde, wo die Bevölkerung von Wallis ihr Grab fand. Am rühmlichsten aber hatten sie in der Gegend des Leuker Bades gefochten.

Niemals waren in so kurzer Zeit und auf einem so schwierigen Boden so viele blutige Gefechte geliefert worden. Der Rhein und die Alpen waren in Flammen gehüllt, und der Hunger verzehrte das Land. Die Schweiz zählte zweitausend siebenhundert und dreizehn niedergebrannte Häuser.

Ruht im Frieden, geheiligte Schlachtopfer, ruht im seligen Frieden Gottes! und im Vereine mit unsern, von denselben Henkern erwürgten Priestern, im Vereine mit Ludwig und Antonie und so vielen herrlichen Seelen, die durch die blutige Pforte der Verfolgungen in den Himmel eingingen, betet für Frankreich und für uns!

Dreitausend Franzosen waren bei dieser Unternehmung gefallen, und der General Schaumburg bezeichnete das letzte Gefecht als den heißesten Tag, den er erlebt habe. Seine Lage wäre eine sehr schwierige geworden, wenn sich die Nidwaldener nur noch einen Tag länger hätten behaupten können. Denn die Nachbarn schickten sich, wie es zu erwarten war, ringsum an, das französische Heer von allen Seiten zu umwickeln. Allein

die Entscheidung des 9ten endigte zwar nicht die Drangsale, aber doch die Erhebung der Schweiz. Sie verlor in Folge eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich, wodurch die Einheitsverfassung die rechte Befestigung erhielt, ihren neutralen Charakter, und diente unmittelbar darauf als Kriegstheater bei dem Zusammenstoße der Franzosen, Oesterreicher und Russen. Und so erwies sich das Preisgeben der kleinen Cantone nicht nur als eine treulose Feigheit, sondern auch als ein Akt der kurzsichtigsten und verderblichsten Politik.

Diese Erinnerungen sind es, die an den Ufern des herrlichen Vierwaldstätter See's jedes echte Schweizerherz bewegen und mit Stolz, Dankbarkeit und Verehrung erfüllen sollten. Hören wir aber die Stimmen jener abgestandenen politischen Zwitter von Bern, Zürich, Genf, sogar von Luzern: alle werden mit Verachtung von diesen Hirten reden, welche die Ehre und der edle Kern des Landes sind. Und fassen wir den offenen Gang wie die Schleichwege der neuen Führer der Eidgenossenschaft schärfer ins Auge: so entdecken wir bald, daß sie nach derselben Einerleiverfassung streben, die ihrem Vaterlande damals mit so blutiger Herrlichkeit aufgezwungen wurde; daß sie jenen reinen demokratischen und religiösen Geist, welchen die Schweizer Unabhängigkeit ihre letzten Martyrer verdankt, und der die letzte Zufluchtsstätte ihrer Nationalität ist, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln zu unterdrücken und aufzulösen trachten. So wie aber die Grundverfassung der kleinen Cantone zer-

stört ist, wird uns statt einer festen, zutraulichen, einigen, für ihren Glauben und ihre Gesetze dem Tode sich freudig darbietenden Bevölkerung ein Gemenge von Ehrgeitzigen und Mißvergnügten; von Parteien, die sich eifriger zu schaden als dem Lande zu dienen suchen; von hadernden Protestanten und Katholiken, kurz Spaltungen und Gegensätze jeder Art und Farbe entgegentreten. Und da ein solcher Zustand in der übrigen Schweiz beinahe schon zum herrschenden geworden ist, so läßt sich leicht voraussehen, was am Tage der Gefahr zu erwarten sey.

In allem Thun und Beginnen der Menschen waltet ein furchtbarer Zusammenhang. Wenn sie das Gesetz zerreissen, welches sie mit Gott vereint, müssen alsbald und unvermeidlich tausend andere Bande zerrissen werden. Zuerst nach der Gottesliebe verschwindet die nationale Verbrüderung; dann die Liebe zur Familie, dann die Liebe zum Lande, endlich die Liebe und das Bedürfniß der Ehre. Denn das Princip und der Herzschlag aller großen Empfindungen und aller großen Thaten ist erloschen, und nur die dürre, kalte Selbstsucht ist übrig geblieben, um den Preis einiger materieller und persönlicher Vortheile zu Jeglichem bereit. Wer Gott verrathen hat, woran sollte der nicht gerne zum Verräther werden!

Luzern.

„Was ich von Luzern zu sagen weiß, ist, daß es dort regnet," schrieb mir einst ein Freund, der die Schweiz durchwanderte, und ich weiß dieser Ueberschrift nicht viel beizusetzen. Es regnete noch, als wir Luzern betraten, und unsere Bemerkungen beschränkten sich zunächst darauf, daß es dort sehr vielen Koth und nicht weniger Lärm gab. Der Canton war gerade mit der Würde des Vororts bekleidet, die Tagsatzung hielt hier ihre Sitzung, die Gesandten wohnten dort, und die Reisenden strömten gleichfalls von allen Seiten herbei; so daß Alles in der kleinen Stadt in Bewegung war. Auch begegneten wir überall so vielen Equipagen, so vielen Mannschaften mit schlagenden Tambours, so vielen aufgespannten Regenschirmen, daß wir, kaum angekommen, auch schon Lust hatten, uns wieder davon zu machen. Allein es war Sonntag, und wir mußten wenigstens ein Paar Stunden in der Hauptstadt verweilen, um die Messe zu hören.

Luzern ist katholisch. Seine langen und seltsam bedeckten Brücken über den Ausfluß der Reuß aus dem Vierwaldstätter See sind mit Gemälden aus der heiligen Schrift geziert, es besitzt mehrere Kirchen, worunter die St. Peterskirche noch aus dem zwölften Jahrhunderte, welche wir größtentheils zahlreich besucht, aber nur von Mägden, Handwerkern und Landleuten besucht fanden, so daß uns der Mangel von Bürgern und Personen aus den höhern Ständen, besonders da wir eben von Freiburg kamen, sehr auffallend wurde. Dies bestätigte uns leider, was wir schon früher vernommen hatten, daß ein großer Theil von den Einwohnern Luzerns nur noch dem Namen nach katholisch sey. Dafür sprechen freilich auch andere Beweise; denn zeigen sich nicht die Luzerner, die ihre Existenz den kleinen Cantonen verdanken, bei allen politischen Reibungen als ihre heftigsten Gegner und als die treuesten Verbündeten ihrer protestantischen Dränger? Bern und Zürch würden es wahrscheinlich nicht gewagt haben, Schwyz so zu behandeln, wie Amrhyn es in den neuesten Verhältnissen mit Verachtung aller Sitte sowie der eidgenössischen Gesetze und der Rechte des Cantons, unternommen hat. Auch der päpstliche Nuntius und die Jesuiten, welche hier ein schönes, im Jahre 1676 erbautes Collegium mit einer Kirche besaßen, wurden durch das verletzende Benehmen der Regierung aus Luzern vertrieben, und zogen nach: Schwyz, wo die letztern ein Pensionat gründeten, während die Luzerner mit großen Kosten eine Universität errichteten. Was aber nothwendig erfolgen mußte, blieb

nicht aus; und so strömen die Schüler in Menge nach Schwyz, während die Professoren von Luzern vernachlässigt werden.

Das Volk des Cantons Luzern ist wegen seines guten und redlichen Charakters wie wegen seines Frohsinns berühmt. Besonders werden alle Reisende durch das herzliche Wesen und durch die lustigen Einfälle der kräftigen Gebirgsbewohner von Entlibuch, die sich in ihrem glücklichen Thale als Sänger und witzige Spötter auszeichnen, erfreut und angezogen. Bei ihnen herrscht eine eigenthümliche Sitte, die übrigens nicht, wie man glaubt, dem Entlibuch ausschließend angehört. Am letzten Montage der Fastnacht schickt nämlich jeder Ort seinen eigenen Dorfdichter zu der benachbarten Gemeinde, der den um ihn versammelten Einwohnern der Gegend in wunderlichen Versen die Geschichte der verschiedenen Thorheiten und dummen Streiche vorzutragen hat, die sie im Laufe des Jahrs zu Stande gebracht haben; und man versichert, daß in diesen zwar unförmlichen und rohen, aber gewöhnlich geistreichen Versen wahrhaft poetische Schönheiten zu finden seyen. Obgleich nun der Dichter bei seiner Untersuchung sehr freimüthig und rücksichtslos zu verfahren pflegt, und die Fehler und Vergehen, wenn solche vorkommen, so wenig schont als die bloß lächerlichen Ereignisse: so wird er doch ohne Erbitterung angehört, und kann sein Richteramt von einer Stunde in aller Sicherheit ausüben.

Den vollendeten Ausdruck von Roheit und Dummheit werden wir immer bei Bauern ohne Religion und Glauben wahrnehmen; davor sind aber die Entlibucher,

als eifrige Katholiken, wohl gesichert. Ihr lebhafter und gewandter Geist wird auch von den Protestanten als eine Thatsache anerkannt, und abermals der kräftigen Gebirgsluft zugeschrieben, die auch das Verdienst haben wird, die vorzügliche Ringfertigkeit der Entlibucher zu erzeugen und zu nähren. So ist es auch die Gebirgsluft, welche die Schuld der außerordentlichen Schwerfälligkeit und Stumpfheit des Geistes bei den Berner Landleuten tragen muß.

„Es gibt, versichern jene Naturphilosophen, gewisse Abschnitte und Ortslagen, wo durch die besondere Mischung von Gewässer und Wald die Luft gewisse Eigenschaften annimmt, und die Atmosphäre gewissen Veränderungen unterliegt, die offenbar diese Verschiedenheit der geistigen Gaben und Stimmung hervorbringen." Was läßt sich gegen eine so gründliche Argumentation einwenden?

Nach der Angabe meines Wegweisers gibt es zwei Dinge in Luzern, welche die Bewunderung der Neugierigen erregen. Das erste ist ein Reliefplan der Schweiz, den der General Pfyffer mit merkwürdiger Geduld und Genauigkeit ausgeführt hat, der einhundert und achtzig Quadratstunden umfaßt, zweiundzwanzig Fuß lang und zwölf Fuß breit ist, und nicht nur die großen Terrainbeziehungen des Gebirgs und Gewässers, sondern auch die Gebäude, Sennhütten, Wege bis zu den Kreuzen am Rande der Abgründe mit außerordentlicher Treue darstellen soll. Es ist eine Arbeit von fünfzig Jahren, die nur ein bedingtes Interesse haben kann, obgleich ein

Schriftsteller betheuert, daß er niemals ein Kunstwerk gesehen, was ihm so vielen Genuß verschafft habe. Dieser Ausspruch findet allerdings seine genügende Erklärung in einem andern desselben Geistes, der bei einem nicht zu umgehenden Besuche der Sixtinischen Capelle zu Rom der künstlerischen und wissenschaftlichen Welt mitgetheilt wurde. Der Besuchende vermochte es nämlich durchaus nicht zu errathen, wie und warum man ein Kunstwerk, welches ihm dort unter dem Namen des jüngsten Gerichts gezeigt wurde, so sehr und allgemein bewundere. „Offen gesagt, ruft er aus, man thut so, als wenn man die Sache vortrefflich fände, allein es ist eben ein Modeartikel, und ich erblicke darin nichts, als einen Pudding von auferstandenen Leibern.“ Edle Aufrichtigkeit, die solche Worte drucken läßt!

Die andere Merkwürdigkeit, die man in dem schönen Garten des Pfyffer'schen Hotels findet, ist ein Monument, dem Andenken der am 10. August 1792 zu Paris gemordeten Schweizer gewidmet. In der Mitte einer mächtigen senkrechten Felswand, die mit frischem Grün und zierlichen Pflanzen bekränzt, und von einem kleinen Springquell benetzt wird, hat man eine Vertiefung ausgegraben, in deren Grunde ein sterbender Löwe in hoch erhobener Arbeit und aus der Masse des Felsens selbst ausgehauen ist. Der Ausdruck des colossalen Löwen, der achtundzwanzig Fuß lang und achtzehn Fuß hoch in dem Augenblicke dargestellt ist, wie er, von einer Lanze durchbohrt, deren abgebrochene Spitze in der Brustwunde

zurückgeblieben, auf einem mit Lilien geschmückten Schilde sterbend niedersinkt, ist einfach und schön; und das Werk, welches von dem Bildhauer Ahorn zu Constanz nach dem Modelle Thorwaldsen's ausgeführt wurde, entspricht dem Ruhme des Dänischen Künstlers besser, als manche andere, die in der Werkstätte des gefeierten Meisters zu Rom ausgestellt sind. Ein heiterer Invalide in die Uniform der Schweizergarden gekleidet, und als Wächter und Ausleger des Monuments hier ansäßig, scheint seit langer Zeit über die Art und Weise seiner Darstellung jener Katastrophe mit sich im Reinen zu seyn. Der wackere Mann, der selber dem Blutbade glücklich entronnen ist, versicherte uns, daß er den Franzosen nicht gram sey, daß er sie vielmehr liebe. Und wirklich scheinen die Franzosen von allen Besuchern des Denkmals auch die freigebigsten zu seyn.

Das wahre und herrlichste Wunder von Luzern ist aber der See, von den grünen Berghalden und leuchtenden Spitzen, und Firnen umschlossen, der die Mauern der Stadt umspült.

Nur drei Stunden von der Stadt Luzern entfernt liegt am südöstlichen Ufer des Sempacher See's das kleine Städtchen Sempach, alt und schlecht gebaut, mit zerfallenen Mauern und Thürmen. Als die Schweizer am 9. Julius 1386 hier im Angesichte der Oesterreicher waren, erzählt das alte Schlachtlied, fielen sie auf die Kniee nieder, und beteten nach altem Brauche also zu Gott: „kostbarer Heiland im Himmel, um deines bit

tern Todes willen hilf uns armen Sündern; reiße uns aus dieser Schmach, aus dieser Angst, aus dieser Noth, hilf uns! mache, daß wir bestehen; hilf uns das Land frei und in Sicherheit zu erhalten." Darauf stürzten sie gegen den Feind. Den edeln Fürsten, Herzog Leopold von Oesterreich umgaben ungefähr sechstausend Streiter; alle stattlich beritten und bewaffnet, die Blüte des Adels und der Ritterschaft, der Kern der reichen Bürger, die besten Kriegsleute der tapfern Städte. Die Schar der Schweizer dagegen bestand aus vierhundert Luzernern, lauter Männer von reifer, kühner Kraft, von welchen keiner den Blick rückwärts wendete, wie jenes alte Schlachtlied sagt, aus neunhundert von den drei Waldstätten, aus hundert von Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch und Rotenburg..... dies war Alles. Sie führten kurze Waffen, manche hatten nichts anderes als die rostigen Hellebarden, welche ihre Väter schon bei Morgarten in Feindes Blut getaucht hatten; andere schützten ihren linken Arm mit einem kleinen Brette wie mit einem Schilde. Die Oesterreicher streckten ihnen die langen Speere entgegen, aber die Schweizer hatten die Brust ihres Winkelried's und ihren Gott, welchen sie zum Schutze des Vaterlands angerufen hatten. Wie sie kämpften, wie Winkelried starb, ist bekannt. Sechshundert sechsundfünfzig Grafen, Edle und Ritter, ohne das Fußvolk zu rechnen, bedeckten mit dem Herzoge von Oesterreich das Schlachtfeld; von den Schweizern fielen zweihundert, unter welchen ihre ersten Führer. Aber sie

dankten inbrünstig dem Himmel, und blieben die Nacht auf dem Schlachtfelde stehen, um jedem, wer immer Lust haben möge, Genugthuung zu geben, die aber von Niemanden gefordert wurde.

Dies war das Werk der muthigen Kriegsmänner, und es ist herrlich und schön; blicken wir nun auf das heilige Werk der Priester und Christen!

Sobald die Todten begraben und ehe noch die Verwundeten genesen waren, wurde auf dem Schlachtfelde von Sempach selbst eine Capelle erbaut, und für die Ruhe der armen Seelen, ohne Rücksicht auf Freund und Feind, ein jährlicher Gottesdienst für ewige Zeiten gestiftet. „Erinnern wir uns, so sprach der Priester am Altare, erinnern wir uns um der Liebe Gottes willen Aller, die von unserer wie von der österreichischen Seite auf diesem Schlachtfelde verschieden sind, und deren Jahrestag und Angedenken wir heute im frommen Gebete feiern.“ — Ach! und ich habe die Mehrzahl meiner Mitbürger in blinder Wuth gegen die frommen Bischöfe eifern gehört, und ich habe gleichfalls gegen sie geeifert, weil sie, erhaben über jede Beleidigung, in den Martyrern unsrer jüngsten Bürgerkriege nur Abgeschiedene, nur Brüder und Christen sehen wollten. Und jene unglücklichen, unter ihren vaterländischen Fahnen erschlagenen Soldaten waren nicht einmal Fremde. O der ruchlosen Brutalität der politischen Leidenschaft, die ihren Gegner bis unter die Erde verfolgen, und die Todten ausgraben möchte, um sie mit unversöhnlichem Hasse zu beflecken!

Und wie lange dauert dies vergiftete Gedächtniß? Schon nach einigen Jahren erscheint es uns widrig, und zuletzt erzeugt es nur Abscheu und Verachtung, während man trügerisch behauptet, der öffentliche Geist werde schwächer und frostiger. Nein! so ist es nicht, wir sind noch besser, als wir glauben; es ist nicht der öffentliche Geist, der sich verliert, es ist die öffentliche Scham, die uns wiederkehrt!

Die alten katholischen Schweizer haben, weil sie tugendhafter waren, auch mit besserem Geschicke als wir Jahrstage des Ruhms gestiftet, die ihnen zur höchsten Ehre dienen, und die so lange dauern werden, als ihre alte Religion im Lande lebt und wirkt. Das Fest von Sempach wurde seit vierhundert und fünfzig Jahren ununterbrochen gefeiert; und sogar während der französischen Besetzung fanden sich unter der Luzerner Geistlichkeit muthige und beredte Prediger, die im Angesichte glaubenloser und siegreicher Feinde Gott, Vaterland und Freiheit priesen.

Noch ein anderes schönes Fest, das wie alle schönen Feste der alten Zeit zugleich volksthümlich und religiös war, fand früher zu Luzern statt; das Fest von Maria Verkündigung. Man hielt einen feierlichen Umgang um die Stadt; die Priester waren an der Spitze, mit andächtiger Ehrfurcht die heiligen Kostbarkeiten tragend; ihnen folgte der ehrenwertheste Mann aus jedem Hause „mit großer Andacht", wie die Verordnung von 1410, worin die Ceremonien geregelt sind, sorgfältig vorschreibt;

um es recht deutlich zu machen, daß nicht die bloße Thatsache der Procession, sondern die Gesinnung und Empfindung, mit welcher man ihr beiwohne, es sey, wodurch man Gott wohlgefällig werden könne. Zuletzt nach den Bürgern kamen die Frauen „demüthig". Der vorzüglichste Prediger hielt zwei Reden, die eine lateinisch für die lieben Fremden, die aus fernen Landen kamen, um den vollen Ablaß zu gewinnen, den der Papst mit der Feier dieses Festes verbunden hatte, die andere deutsch. Die Vaterstadt wurde der Gnade Gottes empfohlen; man flehte zu dem Allmächtigen, er möge sie nicht, wie es sonst oftmals geschehen, mit Unheil, Krieg und Feuer heimsuchen; denn obgleich man bereits jenen Einwohnern, welche die ersten steinernen Häuser erbauten, öffentliche Belohnungen zuerkannt hatte, waren doch beinahe sämmtliche Wohnungen der Stadt noch von Holz. Hierauf nahm jeder an der frohen Lust der Festlichkeiten Theil, und es wurden unter die Priester, die Rathsherrn, die Armen im Spital, die Kranken im Siechenhause und unter alle Nothleidende Fische ausgetheilt. Das Schönste und Herrlichste des Festes aber war, wie Johannes von Müller treffend bemerkt, gerade der liebevolle Eifer des Menschen, voll Vertrauen auf Gott seine Freude mit allen seinen Brüdern zu theilen. —

Einige Stunden von Luzern entfernt erhebt sich, das Entlibuch von Obwalden scheidend, der Pilatus mit seinem schroffen, gespaltenen Gipfel. Früher wurde er wegen seiner umfassenden Aussicht häufig besucht, bis sein nord-

östlicher Nachbar, der Rigi, der denselben Genuß mit größerer Bequemlichkeit gewährt, die Wanderer an sich zog. Der Pilatus gehört noch in den Kreis der Luzerner Merkwürdigkeiten und Sagen, und so wurde uns Vieles von seiner Oertlichkeit und Geschichte kund, ohne daß wir seine höchste Stirne, das 7128′ hohe Tomlishorn, zu ersteigen brauchten. Darunter war auch eine uralte Legende vom Pilatussee, der in der Nähe der Bründlis=alp zwischen Tannen und Gestrüpp liegt, und im zwölf=ten Jahrhunderte die höllische Pfütze hieß. Diesem See entsteigen kleine Nebel, welche zu den zahlreichen nahen Felshörnern ziehen, an denselben hängen bleiben, und nach und nach zu furchtbaren Gewittern sich bilden. Die Legende lautet aber wie folgt. An einem düstern Seiten=abhange des Pilatus befindet sich ein sumpfiger See, von zerrissenen Felsen überragt, in welchem sich niemals ein Sonnenstral spiegelt. Wer ihr auch seyn möget, Hirten oder Wanderer, mag euch der Tag leuchten oder der trügerische Schein des Mondes, fürchtet diesen unheim=lichen Ort! Denn hier sind Dinge verborgen, deren Ge=danke schon selbst solche zittern macht, die den Tod nicht fürchten. Indessen, wenn es vielleicht euer Beruf ge=beut, daß ihr an dieser unseligen Stelle vorüber müßt, so empfehlet euch euerm Schutzengel, senkt den Blick zur Erde, und hütet euch vor Allem, irgend etwas, sey es nun ein Stein oder eine Frucht, Gras oder Feuer oder Gold in den See zu werfen, denn ihr würdet den Pi=latus erwecken, der unter dieser schwarzen Flut gefesselt

liegt. Dann wäre die Gewalt, die ihn gefangen hält, für einen kurzen Augenblick gebrochen; aber dieser Augenblick genügte ihm, die Sturmwetter aufzuregen, die das Gebirg zertrümmern und euch wie den Flaum eines Vögelchens in ungemessene Fernen fortschleudern würden. Wollt ihr aber wissen, warum unsere Gegend von dieser Noth gequält wird, so vernehmt die Geschichte, wie sie unsere Väter von ihren Vätern vernommen, und sie uns hinterlassen haben.

Hört also, daß, nachdem unser Heiland gestorben, Pilatus, von Gewissensbissen gefoltert, immer Denjenigen vor sich sah, welchen er dem Tode überantwortet hatte. Von nun an konnte er nicht mehr ruhen und rasten, und nach einigen Jahren verließ er Judäa, und kam mit der Hoffnung nach Rom, er werde in dieser Entfernung von dem Orte, wo das Kreuz aufgerichtet worden, von diesen Erinnerungen nicht mehr so furchtbar gequält werden. Allein das Kreuz breitet seinen Schatten über die ganze Erde aus, und Angst und Schrecken folgen dem Schuldigen überall nach, wohin er flieht. Endlich, da er sein Daseyn nicht mehr zu ertragen vermochte, tödtete er sich selbst wie Judas.

Es ist aber ein gottloser Wahn, zu glauben, man werde in dem Grabe Ruhe finden, wenn man im Leben das Wort Gottes nicht beachtet hat. Nur der Gerechte findet in der Ewigkeit Frieden. Die Erde wollte den Leichnam des Feigen, der auf seinem erhabenen Richterstuhle den Unschuldigen nicht zu schützen wußte, nicht in

ihrem Schooße dulden, und man nahm ihn aus dem Grabe, und warf ihn in das Wasser. Allein auch das Wasser sträubte sich zürnend gegen ihn, die Wogen waren stets in wild grollender Bewegung, und den Schiffen drohte auf dem Flusse, wo er versenkt worden, fortwährende Gefahr. Darum befahl der Amtmann von Rom, man solle ihn wieder aus der Tiber ziehen, und weit in die Ferne tragen. Man brachte nun die Leiche bis nach Frankreich, wo man sie in ein Grab legte, das man auf der Spitze eines Bergs in der Nähe von Vienne ausgehöhlt hatte. Und augenblicklich tobten entsetzliche Stürme unaufhörlich um den Berg. Die Einwohner, um diesem Sturmwetter ein Ende zu machen, das ihre Erndten und Herden zerstörte, nahmen den Pilatus wieder aus der Erde, und stürzten ihn in die Rhone, die dort in der Nähe vorüberfließt. Allein es ging wieder wie zu Rom, der Fluß wurde wüthend, und man mußte für die Reste des Verfluchten eine andere Stätte aufsuchen. Zu jener Zeit war aber Karl der Große König über die ganze Welt, und er wollte, daß Pilatus nach Lausanne versetzt werden sollte. Ach! Lausanne hatte auch keine Macht, ihn zu bewahren; und so geschah es damals, daß er zu uns kam, da sich niemand in der Nähe von Karl dem Großen befand, der zu unserer Gunst sprechen und unsere Angelegenheit führen mochte.

Kaum war Pilatus auf unserm Gebirge, so trieb er sein Unwesen heftiger als jemals. Alle höllischen Teufel besuchten ihn, brachten Herodes, Kaiphas, Judas

und Alle, die Jesum verrathen hatten, mit in die Gesellschaft, und da geriethen die Verdammten in Hader und Streit, überhäuften sich mit Schmähungen und Vorwürfen, und es schien ihre bitterste Strafe zu seyn, wenn sie länger beisammen bleiben mußten. Dennoch vereinigten sie sich zuweilen in dem satanischen Verlangen, der armen Welt zu schaden, und wenn dann gerade zufällig ein Mensch vorüberzog, umstürmten sie ihn mit entsetzlichen Wundern. Bald drangen jammernde und schreckliche Stimmen zu seinem Ohr, aber wie er sie auch in der Nähe vernahm, konnte er dennoch nichts gewahr werden; bald fühlte er sich von unsichtbaren Händen ergriffen, die ihn durch die Luft fortrissen, und in die tiefsten Abgründe hinabstürzten. Und wehe demjenigen, der in diesem Augenblicke eine Todsünde auf der Seele hatte!

Nach langer Zeit kam endlich ein frommer Mönch durch Luzern, welchem Gott eine große Gewalt über die bösen Geister verliehen hatte. Er gab dem Bitten der Einwohner nach, und segnete das Gebirg aus. Aber der Kampf war fürchterlich; der Mönch sprach Worte aus, welche die Felsen also in ihrem Grunde erschütterten, daß sie bis jetzt noch nicht wieder vollkommen befestigt sind, und die an gewissen Stellen die Erde für immer unfruchtbar machten. Endlich aber wurde Pilatus überwunden und genöthigt, sich von der höchsten Felsspitze des Bergs herab in den dunkeln, sumpfigen See zu stürzen, von welchem oben die Rede war. Und dort

ist er noch, und wird auch dort bleiben bis zum Tage des Gerichts, ohne ihn jemals verlassen zu können; nur einmal im Jahre ausgenommen, wo er in seiner richterlichen Kleidung erscheint. Und wer ihn dann erblickt, der muß sterben, bevor das Jahr zu Ende geht. Aber auch Jeder, der ihn, sey es nun mit Worten oder indem er etwas in den See würfe, zu beleidigen wagte, würde Schuld haben, daß er auf einen Augenblick zur alten Macht gelangte, und derselben erliegen müssen.

Jetzt, Wanderer oder Hirte, möge die Klugheit dich gut führen, möge die gütige Jungfrau und dein heiliger Schutzengel dich bewahren! Vor Allem aber suche dich rein zu halten von jeder Sünde, damit überall und immer die Gnade des Herrn mit dir sey! —

Diese Sage war bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts bei dem Volke von Luzern so fest gewurzelt, daß es förmlich und ausdrücklich verboten war, irgend etwas in den kleinen See zu werfen, und daß man auch den Gipfel des Pilatus ohne eine besondere obrigkeitliche Erlaubniß nicht ersteigen durfte. Zu jener Zeit aber, im Jahre 1585, entschloß sich Johannes Müller, Pfarrer der Stadt, diesen spuckhaften Erzählungen ein Ende zu machen. Er ging deswegen zum gefürchteten See, und im Beiseyn aller Hirten der Nachbarschaft, die er deshalb versammelt hatte, warf er Holz, Steine, Unrath in das Wasser, forderte das Gespenst mit schmähenden und höhnenden Worten heraus, und befahl endlich einem Diener, den See zu peitschen und

nach allen Richtungen hin zu durchwaten. Pilatus blieb ſtumm und ruhig, und verlor ſein Anſehen. Indeſſen genügte die Lehre doch nicht vollkommen; und es iſt kaum zu bezweifeln, daß der beſchwörende Mönch in der Legende in ähnlicher Abſicht Aehnliches, aber mit noch geringerem Erfolge, gethan habe. Die Welt und der Menſch wurden und werden immer nur langſam erzogen, und immer iſt und wird es geſchehen, daß ſie, ungelehrigen Schülern gleich, ihre geduldigen Lehrmeiſter verſpotten, verleumden, wohl auch thätlich mißhandeln.

Schwyz.

Als wir den Boden des Cantons Schwyz betraten, mußten wir Zeugen seyn von dem traurigen Schauspiele bürgerlicher Zwietracht im Schooße eines Landes, welches sich bis auf die neueste Zeit am kräftigsten davor bewahrt hatte. Allein es ist der liberalen Propaganda endlich gelungen, im Verfolge jener verderblichen Absichten, die ich schon näher bezeichnet habe, die Einheit der Meinungen und des Willens, wodurch diese Hirtenfamilien so lange und innig verbunden waren, zu zerstören. Ein Gährungsstoff feindlicher Spaltung von der Art, wie sie hier allein möglich, bestand allerdings: eine Frage der Weideberechtigung. Ein District des Cantons besitzt nämlich eine Gemeindealpe, wohin jeder Eigenthümer zu jeder Zeit sein Vieh treiben kann. Unter diesen Eigenthümern gibt es aber nach weltüblicher Weise Arme und Reiche; und die erstern haben nur einige Schafe und Ziegen zu hüten, während letztere ihre stattlichen Kuhherden dort lagern lassen. Jene, im Allgemeinen neuere Ansässige, fanden nun nach und nach diesen Gebrauch ungerecht, und er-

hoben übertriebene Ansprüche auf Entschädigung, die von den andern unbedingt verweigert wurde. Ob diese Verweigerung klug war, will ich nicht untersuchen; aber sie war rechtmäßig, und auch die Gerichtshöfe erkannten so. Indessen ließ sich ein solcher Anstoß leicht ausgleichen; hundert solche Zwiste hatten sich früher in verschiedenen Bezirken und sogar zwischen verschiedenen Cantonen ergeben, und waren jedes Mal nach den Regeln einer aufrichtigen und brüderlichen Rechtsprechung beendigt worden. Auch der eidgenossische Vorort konnte einschreiten und um so leichter eine freundliche Vermittlung bewirken, als die anfänglich verweigerte Entschädigung später in einem billigeren Maßstabe von Denjenigen selbst angeboten wurde, die durch jenen Gebrauch begünstigt, aber zugleich nicht im Stande waren, ein seit so langer Zeit bestehendes Verhältniß ohne großen Schaden plötzlich zu ändern. Statt Dessen wußte man es durch die gewöhnlichen Ränke dahin zu bringen, daß aus der Privatstreitigkeit eines einzigen Bezirks eine politische Angelegenheit des Cantons wurde. Es bildeten sich zwei Parteien, die Klauenmänner und die Hornmänner, nach der Verschiedenheit ihrer Herden so genannt, und eben damit zugleich die Scheidung der Bevölkerung in Reiche und Dürftige bezeichnend. Naturgemäß blieb es nicht lange bei jenem unterscheidenden, aus dem Streitpunkt selbst abgeleiteten Merkmal der Parteien; und während alle Conservative, alle Anhänger der alten Meinungen und Institutionen, alle alten Schweizer, wie sie sich selbst nennen, den Horn-

männern sich anschlossen, sah man alle Reformatoren, Radicalen und Einheitler zu den Klauenmännern übertreten, die nun auch nicht mehr bloß die volle Hälfte der streitigen Weide, sondern die Regierung selbst gewinnen wollten. Sobald aber einmal das größere Ziel klar geworden, mischten sich religiöse Ueberzeugungen und Rücksichten in den Hader, und bildeten die Hauptmomente desselben. Sprachen wir mit Hornmännern, so sagten sie uns: man wolle ihre Religion beeinträchtigen, und sie würden sie mit ihrem Blute vertheidigen; die Klauenmänner dagegen erklärten uns: sie könnten nicht in einem Lande leben, wo es Jesuiten gäbe. Und wenn wir sie fragten, was ihnen denn die Jesuiten zu Leide gethan hätten, erwiederten sie uns statt jeder weitern Aufklärung: wir mögen eben keine.

Man hat in neuerer Zeit oft die Behauptung ausgesprochen, daß die ungläubige Philosophie, der Protestantismus mit seinen unzählbaren Secten und die katholische Kirche aller Orten in verträglicher Ruhe zusammen leben, sich friedlich die Hände bieten könnten. Sie können es, hat man gesagt, weil sie es sollen, und es wird geschehen, weil es so geschehen muß. Allein es gibt nur eine Wahrheit, und diese Wahrheit soll nicht in verträglicher Ruhe an der Seite des Irrthums leben, und der Irrthum will nicht der Wahrheit friedlich die Hände bieten. Die Menschen gehören dem Irrthume nicht bloß darum an, weil er ihnen an und für sich Freude macht; sie bilden sich in und mit ihm Absichten

und Interessen, streben nach Vortheilen und Genüssen, denen die Wahrheit, auch wenn sie träge ist, Hindernisse entgegenstellt, die jene wieder nothwendig bekämpfen und überwinden müssen. Angriff ruft aber Vertheidigung hervor, die Schlacht beginnt, und wird stets erbitterter: dies ist eine immer wiederkehrende Thatsache, gegen welche die gewandteste Dialektik nichts vermag.

Und wenn wir dies zugeben müßten, entgegnet man uns, welches Heilmittel wäre jetzt, wo das Uebel einmal besteht, wo der religiöse Gegensatz das ganze Leben durchdrungen hat, noch möglich? Wollt ihr vielleicht Religionskriege? Nein, wahrlich, die will ich nicht. Sie werden kommen, das scheint mir unzweifelhaft, aber wir Katholiken werden den Kampf aufnehmen müssen, ihn jedoch niemals herausfordern. Der Augenblick nähert sich, wo der gesunde Kern der Völker begreifen muß, daß die falsche Philosophie und der Irrglaube ihr letztes Wort abgegeben haben; wo er darum zu den wahren Quellen der Gerechtigkeit und der Tugend zurückzukehren wünschen wird. Eine solche Bewegung der Geister kann aber nicht stattfinden, ohne tausend gehässige Interessen und selbstsüchtige Strebungen in Schrecken zu setzen, die nun zu den Waffen greifen, und dieselben Mittel, wodurch sie sich festgesetzt haben, nun auch zur Behauptung ihrer Stellung anwenden werden. Inzwischen stehen wir noch nicht an dem Punkte, wo das Böse an seiner Herrschaft verzweifeln könnte, und auch der Tag ist noch nicht gekommen, wo man in ganz Europa Gott nur unter dem

Schwerte des Henkers bekennen müßte. Was jetzt zu thun geziemt, das ist nicht, die Menschen gewaltthätig zu bekehren, sondern das belehrende Wort und das gewinnende Beispiel zu gebrauchen, um Erwachsene und Kinder zu überzeugen. So müssen wir gegen die furchtbare Thatsache der Verruchtheit, der Gottesleugnung und der Verführung streiten. Eine kräftige Regierung, von wahrhaft mündigen Geistern geübt und redlich für die Zukunft wirkend, würde sich nicht damit begnügen, einen Tag mit dem andern zu erkaufen; sondern den Giftstoff duldend, weil sie ihn nicht zu tilgen vermag, würde sie ihn in keiner Weise gut heißen, noch weniger vermehren. Die sittliche Pest auf die Angesteckten beschränkend, würde sie Alles aufbieten, um die Gesunden und besonders die Jugend davor zu bewahren. Wohl ist dies in diesen Tagen ein schweres Werk, eine peinliche Aufgabe. Aber hat sich euch unter so vielen bewundernswerthen Geheimnissen, die man uns zur verjüngenden Erneuerung der Welt angeboten, ein anderes gezeigt, das möglich, nicht alsbald gescheitert und vorzüglich des Segens von Oben fähig wäre? Mich dünkt, nachdem man vergeblich so viele Menschen angerufen, vergeblich so viele künstliche Verbindungen und Triebwerke versucht habe, sey es gerade nicht sehr thöricht, auch die Hülfe Gottes ein wenig anzuflehen. —

Die Klauenmänner hatten trotz der begünstigenden protestantischen und radicalen Majorität der Tagsatzung dennoch bei der Wahl des Landammans in der allge-

meinen Landesgemeinde unterlegen, und suchten nun in der Bezirksgemeinde Genugthuung zu erhalten. Bei unserer Ankunft zu Küßnacht trennte sich eben diese Versammlung, die unter dem Vorsitze eines Abgeordneten der Tagsatzung abgehalten, und in welcher auch ein Klauenmann gewählt worden war. Während nun die Hornmänner einzeln nach Hause zurückkehrten, feierte der Generalstab der Sieger seinen Triumph im Wirthshause, schimpfte der Pöbel in den Kneipen, sägten die Kinder unter Jubelgeschrei einen Baum ab, auf welchem der alte Geßlershut hing. Und von den Fenstern des Wirthshauses, wo das Festgelag statt hatte, an welchem auch er Theil nahm, sah der Repräsentant der Tagsatzung wohlgefällig und mit dem Anscheine von Rührung dem elenden Possenspiele zu, und entwarf vielleicht den Plan zu einer schönen Rede beim Nachtische, worin den muthigen Bürgern erklärt werden sollte, daß das Vaterland gerettet sey. Alles dies zusammen vermengte sich zu einem ungemein lächerlich widerwärtigem Zerrbilde. Die unglücklichen Bauern, voll Freude darüber, daß sie unter dem Vorsitze eines Fremden einen politischen Sieg über ihre Brüder errungen hatten, und die den Haß, von welchem sie selbst besessen waren, ihren Kindern einimpften; die großartigsten Erinnerungen des Vaterlands in so läppischer Weise entweiht; die ältesten und theuersten Bande um etwas so Nichtiges zerrissen, und dies zwei Schritte von dem Orte entfernt, wo die Schweiz den rächenden Meisterschuß ihres Tells feiert, auf demselben blutge-

tränkten Boden, wo alle Männer von Schwyz vor vierzig Jahren als treue Todesbrüder gegen die fremden Unterdrücker kämpften ..... nein! ich vermag es nicht auszudrücken, wie bitter schmerzlich es uns ergriff. Meine zwei Reisegefährten, beide Schweizer, konnten ihre Empörung nicht bewältigen. „Ach! rief der eine aus, der selbst Protestant war, wie beklage ich es, daß die Tagsatzung nicht den Muth hatte, den Canton Schwyz zu besetzen, wie sie zuerst gesonnen war. Ab-Yberg hätte Sturm läuten lassen, wie er es vorher gesagt; die muthige Mehrheit hätte sich augenblicklich erhoben; Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, alle Katholiken hätten sie unterstützt; Entlibuch und das Oberland hätten die Gelegenheit benützt, um sich, das eine von Luzern, das andere von den Bernern loszusagen, und diese kecken Liberalen, die aus eigennütziger Selbstsucht unsere Verfassungen umstürzen, und uns um unsere Ruhe und Freiheiten betrügen wollen, würden schnell gelernt haben, sich bescheiden und pflichtmäßig zu zeigen."

Und in der That, hätte die Tagsatzung es gewagt, ihren Plan gewaltsamer Besetzung auszuführen, so würde sie lebhaften Widerstand gefunden haben. Die Hornmänner, um ganz kampffertig zu seyn, hatten ihren Frauen und Kindern alle Arbeiten übergeben, und Uri hatte ihnen dreihundert Menschen zugeschickt, die das Vieh während der ganzen Wahlhandlung weideten, damit jene sämmtlich zur letzten Landesgemeinde ziehen konnten. An diesem Tage sah man achtzigjährige Greise, von

ihren Kindern und Enkeln umgeben, vom Gebirge, das sie nimmermehr zu verlassen geglaubt hatten, herniedersteigen und sich zu Fuß zur Landesgemeinde begeben. Viele dieser ehrwürdigen Bürger sprachen eindringlich zu der Menge, erinnerten sie an die Großthaten ihrer Väter, und forderten sie auf, Jenen in der Achtung für die Religion und die Gesetze nachzufolgen. Dieser Anblick machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Schweiz; er verschüchterte die Einen, und erhob die Bewunderung der Andern für diesen reinen und lebenskräftigen Rest der alten Zeit. Diesen Männern und dem neu erwählten Landammann des Cantons Schwyz, dem frommen und tapfern Ab-Yberg, der lange als Oberst eines königlichen Garde-Regiments mit Ehren in Frankreich diente, durch Gesinnung und Charakter zu den angesehensten Persönlichkeiten der Schweiz gehört, und auch hier mit muthiger Kraft und Festigkeit wirkte, hat es das Land zu verdanken, daß der Bürgerkrieg vermieden, und zugleich das gute Recht des Cantons gewahrt wurde. —

Diese störenden Eindrücke hatten uns zu einer behaglichen Betrachtung des Marktfleckens Küßnacht, der in einer wiesen- und obstreichen Gegend an einer Bucht des lieben Vierwaldstätter See's liegt, nicht gelangen lassen. Die hohle Gasse, wo Geßler gefallen seyn soll, mußten wir aber dennoch besuchen. Am Ausgange derselben gegen Immensee, am Gestade des Zuger See's, der auch zu jenen Diamanten gehört, die vom Himmel in den Schooß des Hochgebirgs niedergefallen sind, er-

hebt sich auf einer Anhöhe eine kleine Capelle, die Tells-capelle, auf deren Giebelfelde ein Frescogemälde den Rächer mit der Armbrust und den zu Tode getroffenen Tyrannen im Augenblicke des Verscheidens darstellt. Unter dem Bilde finden die Landsleute des Helden in deutschen Versen guten Rath, dessen sie aber nicht mehr eingedenk sind: Hier erlag Geßlers trotziger Hochmuth dem Rächerarme Tells, und aus seinem Blute erwuchs die Schweizer Freiheit. Wie lange noch wird diese Freiheit bestehen? Noch lange, wenn wir die Alten wären!

Wahrhaft rührend und bewundernswürdig ist bei den Schweizern die tiefe und verständige Liebe, womit sie an dem Ruhme ihres Vaterlandes hängen. Das Andenken der Helden und Großthaten überliefert sich von Geschlecht zu Geschlecht durch feierliche Ceremonïen, öffentliche Monumente und Volksdichtungen mit allen Einzelheiten, und sie vertheidigen und bewahren diese erhabenen Erinnerungen als ihr edelstes Erbgut. Als im Jahre 1760 ein Berner Gelehrter den Beweis versuchte, daß Wilhelm Tell nicht existirt habe, so wurde diese brutale Gründlichkeit, die dem Volke sein liebstes Eigenthum raüben wollte, mit allgemeinen Unmuthe zurückgewiesen, und die Waldstätte, die des weisen Mannes nicht habhaft werden konnten, verdammten sein Buch zum Scheiterhaufen. Und wenn auch die Sage von Tell durch die strenge Forschung immer mehr vom historischen Boden verdrängt wird, so mögen dennoch die beiden Tellscapellen, in der hohlen Gasse und jene auf der Tellsplatte, wo er aus dem Schiffe

sprang, als mahnende Denkmale einer Begeisterung und Gesinnung, die von kritischen Untersuchungen nicht berührt werden, aufrecht und in vollen Ehren bleiben. Denn die Volkssage so wie die zu ihrer Verherrlichung errichteten Monumente sind beide nur die poetische und körperliche Ausprägung und Gestaltung einer innern, wahrhaft geschichtlichen Thatsache, eben jener Begeisterung und Gesinnung, deren Fruchtboden und Lebensquell die liebreiche und treue Fülle des Herzens und Glaubens gewesen ist.

Als wir die Capelle von Küßnacht verließen, wo wir unsere Namen nach dem Beispiele so vieler Tausende von Reisenden aus allen Ländern eingeschrieben hatten, stellte unser protestantischer Reisegefährte, um uns ein wenig auf's Eis zu führen, die Frage auf, ob Wilhelm Tell als Mörder nicht verdammt sey? Mein Freund, ein eben so guter Schweizer als guter Christ, blieb ihm aber die Antwort nicht lange schuldig. Wenn er nicht Buße gethan hat, erwiederte er, so ist nicht zu zweifeln, daß er nach der göttlichen Gerechtigkeit bestraft worden ist. Allein Tell war Katholik in einer Zeit, wo es niemand nur halb war; er starb, indem er das Leben eines dem Wassertode nahen Kindes rettete, und so hoffe ich ihn im Himmel wiederzufinden..... Und Sie, mein protestantischer Landsmann? — Ich, sagte der junge Mann, weiß eben so wenig, wo die Andern hingegangen sind, als wo ich hingehen werde.

Zu Arth, einem schönen Dorfe am Zuger See, kamen wir wieder mitten in die Politik hinein, und es fehlte wenig, daß uns schuldlosen Reisenden nicht einige Schläge

und Stöße zu Theil wurden, die wir doch keineswegs suchten. Hier waren die Hornmänner Sieger geblieben, und ein Haufen von ihnen, aus beiläufig dreißig jungen Burschen bestehend, der singend die Straßen durchzog, kam an einem Wirthshause vorüber, wo die Klauenmänner in weniger guter Laune als zu Küßnacht ihren Durst stillten. Da verwandelte sich denn die Unterredung, nachdem man sich von beiden Seiten mit nicht sehr zierlichen Worten begrüßt hatte, bald in ein Handgemenge, von welchem wir uns plötzlich zu unserm großen Bedauern umwickelt sahen, während so viele Stöcke um uns herum in Bewegung waren, und so viele Steine über unsere Köpfe wegflogen, daß wir mit gutem Grunde eine andere Unterhaltung wünschten. Glücklicher Weise hatten der Pfarrer und sein Vicar, die einen Zusammenstoß befürchteten, die Leute im Auge behalten, und stürzten sich, ohne die Gefahr und Schmähungen der Klauenmänner zu scheuen, mitten unter die Streitenden; so daß der gute alte Pfarrer von mehr als einem Steine getroffen wurde, ohne darüber etwas zu sagen oder den Muth zu verlieren. Endlich hörten die Hornmänner, welche die Mehrzahl bildeten, doch auf seine Ermahnungen, und standen vom Streite ab; ihm eben dadurch den gültigsten Beweis ihrer großen Zuneigung gebend, denn, wie mir die Leute vorkamen, ist es gewiß die schwierigste Aufgabe, solchen handfesten lustigen Gesellen deutlich zu machen, daß man ein böses Wort nicht wenigstens mit zwei Faustschlägen erwidern müsse.

Arth liegt am Eingange eines engen schönen Wiesenthals, am Fuße zweier Berge, des Rigi und des Roßbergs, und zwischen zwei anmuthigen Seen, dem Zuger und Lowerzer See. Wie aber das Dorf durchschritten und man nur eine kleine Strecke gegen Lowerz vorgegangen ist, wird die Seele von Trauer und Entsetzen ergriffen, denn man befindet sich in dem unglücklichen Goldauer Thal. Hier erfolgte der jüngste jener schrecklichen Felsstürze, von welchen die Schweiz im Laufe der Jahrhunderte so oft heimgesucht worden ist; wo ganze Bergwände, ungeheuere Lawinen von Gestein, Erde, Wäldern, von den Höhen sich niederwälzend, Seen ausgefüllt, den Lauf der Flüsse abgeleitet und ganze Dörfer mit ihren sämmtlichen Einwohnern bedeckt haben. Am 2. Sept. 1806 um fünf Uhr Abends brachen nach langen Regentagen am Roßberge zwischen dem Spitzbuel und der Steinbergerflue die Nagelflueschichten in einer Breite von 1000 Fuß mit einer Mächtigkeit von 100 Fuß und einer Länge von fast einer Stunde ab, und stürzten unter furchtbarem Donner und Dampf über das Goldauer und Businger Thal herab, und bis an den Rigifuß hinauf. Binnen fünf Minuten waren diese reitzenden und fruchtbaren Landschaften in die gräßlichste Steinwüste, die vorigen Thäler über eine Quadratstunde im Umfange in einhundert und zweihundert Fuß hohe Trümmerhügel verwandelt; die Dörfer Goldau, Busingen, Ober- und Unterröthen und Lowerz verschüttet, der westliche Theil des Lowerzersee's ausgefüllt, und der kraftvolle, gutmüthige, arbeitsame

und genügsame Menschenstamm dieser Thäler zum Theil erstickt und erschlagen, zum Theil der tiefsten Armuth und Noth überantwortet. Vierhundert dreiunddreißig Bewohner der Gegend, sechzehn aus andern Orten des Cantons Schwyz und acht Reisende aus den Cantonen Aargau und Bern wurden zerschmettert, bevor sie zu einem Angstschrei, zu einem Gebete Zeit fanden.

Jetzt, nachdem über dreißig Jahre vorüber sind, bietet diese einst so blühende Gegend noch immer ein Bild der trostlosesten Verzweiflung dar. Ungeheuere Nagelfluheblöcke liegen wie Riesenknochen eines zerbrochenen Alpengerippes zerstreut umher; eine Straße windet sich durch die Trümmer; hier und da erheben sich neue Häuser auf dem Boden der begrabenen Dörfer, und hier und da gibt ein bleiches, dürftiges Grün kund, wie langsam und mühselig das Leben aus einer so unermeßlichen Verwüstung wiedergeboren wird.

Ach! und wenn einst durch Arbeit und Ausdauer dem fruchtbaren Boden wieder reiche Erndten abgewonnen werden; wenn die Menschen, des Unheils nicht mehr gedenkend, das mit einem Schlage ein ganzes Geschlecht getödtet hat, ihre Dörfer noch freundlicher und schöner wieder aufgebaut haben: dann wird ein ähnliches Unheil sich erneuern, und wieder werden die Menschen und ihre Wohnungen und der Segen ihres Fleißes zerschmettert, bedeckt, begraben werden, wie am Fuße des Vesuvs in kommenden Tagen Portici beerdigt werden wird auf dem Grabe von Herculanum. Denn das Goldauer Thal ist

zwischen zwei Todesgefahren, denen keine menschliche Anstrengung vorzubeugen vermag, zwischen den Rigi und den Roßberg gebettet, und fortwährend von ihnen bedroht. Der Einsturz dieser Gebirgstheile, die von den durchsickernden Gewässern mehrerer Seen in ihren thon- und mergelartigen Sandsteinlagern aufgelöst, und durch das stäte Schmelzen des Schnees im Grunde erweicht werden, ist nur allzugewiß. Aber der Mensch, zugleich zaghaft und unvorsichtig, bebt unaufhörlich vor geträumten Gefahren, und lebt dabei, als wenn er nichts zu fürchten hätte. Ist es aber auch wirklich nur leichtsinnige Sorglosigkeit — so frage ich mich selbst, ohne mir antworten zu können — die den Italiener unter den Flammen seiner Vulcane, den Schweizer unter den niederdrohenden Wänden seines mürben Gebirgs verweilen, ist es nicht ein edleres, erhabeneres Gefühl, welches ihn so nahe den alten Schrecken immer wieder die neue Hütte bauen läßt? Könnte nicht auch jene ruhige, auf Gott vertrauende Todesverachtung wirksam seyn, welche der christlichen Seele immer mehr oder weniger Muth einflößt?

Diese Bergstürze sind in der Schweiz immer häufig gewesen, und die Schriftsteller des Landes zählen seit den letzten vierhundert Jahren vierzehn von besonderer Bedeutung und Ausdehnung. Wohl sind solche Ereignisse als furchtbare Unfälle zu beklagen; was sind sie aber, was sind sogar Hungersnoth und Pest im Vergleiche mit den Uebeln, die der Mensch dem Menschen bereitet? Welcher Krieg hat nicht die Erde in wenigen Jahren mit

mehr Trümmern und Leichen bedeckt, als diese Naturbegebenheiten im Laufe langer Jahrhunderte? und wie wenig bedeutet endlich der Krieg, wenn man seine flüchtigen Zerstörungen mit dem bleibenden, unwandelbaren Verderben, mit den Qualen und Verbrechen vergleicht, welche der Hochmuth, die Empörung und der Ungehorsam erzeugt haben, unter deren drückender Last die Welt fortwährend kränkelt und siecht. Thörichte Menschen! die in ihrem Jammer den Himmel anklagen, und nicht erkennen wollen, daß sie selbst in ihrer eigensinnigen Starrheit die Quelle, die freiwillige und strafbare Ursache ihrer unheilbarsten Leiden sind! —

Wenn man die verschiedenartigen Schönheiten so vieler Seen, so viele ernste und anmuthige Ufer und so viele wunderherrliche Gebirgsformen mit ihren Alpenwiesen, Wäldern, Sennhütten, Herden und Felslabyrinthen gesehen hat: so möchte man im Angesichte des Lowerzer See's neue Worte finden, um die neue Lust und das neue Staunen bezeichnen zu können. Allein die Sprache ist arm und beschränkt, und hat für Dasjenige, was der Blick in tausend wechselnden Bildungen auffaßt, kaum einen einzigen genügenden Laut. Ein schmaler Weg zieht sich an diesem lieblichen See hin, und das Gebirg und die Flut scheinen ihn beide dem Wanderer streitig machen zu wollen; denn bald spült eine klare Woge über ihn weg, bald unterbrechen ihn herabgefallene Steine, aber er windet sich glücklich durch alle Hindernisse durch, und schmückt sich dabei noch mit dem Besitzthume seiner Dränger,

mit Alpenpflanzen und Wasserblumen. Der Wanderer, von der reitzenden Landschaft angezogen, von der reinen, frischen Luft aufgeregt, läßt sich unbedenklich auf einem Felsblock nieder, der erst gestern von der Höhe herabgestürzt ist, und versinkt in ein süßes Durcheinanderwogen von Betrachtungen, Gefühlen und Träumen. Er schaut und empfindet nur den seligen Frieden, nur die lichte, malerische Anmuth der Gegend, und das Bild jener gräulichen Wasserberge, die bei dem Goldauer Erdsturze hier sechzig bis siebenzig Fuß hoch emporstürmten, bleibt seiner Erinnerung ferne. Am liebsten läßt man sich gegenüber den zwei ungefähr mitten im See liegenden Inseln festhalten. Auf der größern, einer frischgrünen Masse von Laubwerk und blühendem Wasen, stehen noch Reste des Schlosses Schwanau, auch Wonau genannt, über denen sich ein Thurm zum Andenken an die Rache erhebt, die hier an einem lüsternen Frevler geübt wurde. Ein Unterbefehlshaber des Landvogt Geßler, Unterschelm heißt er in der kräftigen Sprache der alten Chronik, hatte im Jahre 1307 ein Mädchen von Arth geraubt und auf diese Insel entführt; worauf die Brüder der Entführten den Räuber überfielen und erschlugen, die Schwyzer aber am ersten Januar 1308 das Schloß eroberten und zerstörten. Ueber diesem Thurme breitet sich ein schwellender Kranz von Blumen und Gebüsch aus; und so hat die verwüstende Zeit ihr Werk eben so bekränzt, wie Maurer und Zimmerleute ihre vollendeten neuen Bauwerke. —

Schon von Luzern an waren wir häufig Wallfahrern begegnet, die von Einsiedeln zurückkamen; ganzen Familien wackerer Bauersleute, von welchen mehrere ihre ganz kleinen Kinder auf dem Arm trugen. Gewöhnlich sangen sie geistliche Lieder, oder beteten den Rosenkranz. Eine arme alte Frau bat uns um ein Almosen, und als wir vergeblich in allen Taschen nach Münze suchten, sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln: es thut nichts, es ist eben so gut; glückliche Reise! ich bete darum nicht weniger für Sie. —

Nachdem wir in dem Gottesacker von Schwyz das Grab des trefflichen Redings begrüßt, in der Kirche unser Gebet verrichtet, und schnell die Straßen dieses heldenmüthigen, am Fuße des Mythen in einem reitzenden, wiesen- und obstreichen Berggelände gelegenen Fleckens durchwandert hatten, gewannen wir wieder den Weg nach Einsiedeln. Unter lebhaften Erinnerungen an die geschichtliche Würde dieses Bodens, dessen treues, altes Hirtenvolk durch unbesiegbaren Muth, glühende Frömmigkeit und durch die wunderbare Kraft eines reinen, kindlichen Gemüthes die Eidgenossenschaft und Unabhängigkeit des ganzen Landes begründet, und die verschiedenen Völkerschaften desselben unter seinem Namen, unter dem Namen der Schwyzer vereinigt hat, erreichten wir bald die sanfte Anhöhe, an welcher Steinen liegt. Hier, auf einer Wiese rechts des Wegs nach Schwyz stand das Haus, wo Werner Stauffacher wohnte, welcher durch die Zusprache seiner Frau, Margaretha

Herlobig, erregt, mit dem Walther Fürst von Attinghausen in Uri und dem Arnold an der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden sich verband, worauf die drei Männer in stiller Nacht auf der einsamen Grütlis Matte an der Stelle, wo unter Obstbäumen drei reine Quellen hervorsprudeln, den Kampf um die alte Freiheiten und Rechte beschworen.

Die Wissenschaft des Lebens.

Als wir Arth verließen, wo unser protestantischer Reisegefährte sich von uns getrennt hatte, fanden wir einen neuen Begleiter, einen Jesuiten, der ebenfalls zu Fuß nach Einsiedeln wallfahrtete. Mein Freund kannte ihn, und hatte ihn um die Erlaubniß gebeten, unsere Wanderung in seiner Gesellschaft fortzusetzen; worauf wir denn im freundlichen Gespräche zu Dreien weiterzogen, und, was uns beide betrifft, unsere Reise nur noch genußreicher fanden.

Der Vater Jesuit mochte erst vierzig bis fünfund vierzig Jahre zählen, aber sein strenger Beruf hatte ihn frühe gealtert. Schwach, gebeugt und mit grauen Haaren zeigte er auf seiner Stirne schon tiefe Runzeln, und die ihm durch seine Ordensregel eigenthümlich gewordene Milde und Demuth, die er in treuer Liebe übt, lassen ihn noch älter erscheinen, während die Jugend nur noch in seinem traulichen, kindlich klarem Blicke leuchtet und spricht. Immer sehe ich noch sein abgemagertes Antlitz vor mir, auf welchem die ernsten und heiligen Betrachtun=

gen sich so tief ausgeprägt haben; und ich bin gewiß, daß ein Mann desselben Alters, aber mit weltlichen Gedanken und Wünschen beschäftigt, niemals den Ausdruck dieser Schönheit zeigen kann. Er spricht langsam, sanft; denn alle sein Glut hat sich bei ihm in milde Liebe umgewandelt, und flammt nur in der wachsamen Zärtlichkeit seiner Fürsorge und Rathschläge auf.

„Er war lange mein Beichtvater, erzählte mir mein Freund, und ich kenne ihn genau; am besten lernte ich ihn aber bei einer geistlichen Uebung beurtheilen, in welcher er mich leitete. Dieser Mann mit dem zur Erde gesenkten Blicke liest in den dunkelsten Falten des Gedankens mit unglaublicher Klarheit, und obgleich die schärfste Prüfung nicht die leiseste Andeutung von Eitelkeit in ihm entdecken kann, ist eine Fülle des Geistes und die tiefste Einsicht und Erkenntniß der menschlichen und göttlichen Dinge in ihm verborgen. Schüchtern, daß ein verbindliches Wort ihn erröthen macht, wagt er Alles für das Heil der Seelen. Er wird auf jedem Eckſteine der Straſsen predigen; morgen oder noch heute Abends nach Japan oder China abgehen, und ohne Klage der Verhöhnung wie dem Marterthume entgegentreten. Oft geschah es, daß ich ihm in unsern Gesprächen nur die halbe Wahrheit bekannte; wenn mich aber Gewissensbisse am nächsten Tage drängten, ihm Alles zu sagen, sah ich wohl, daß er das wahre Verhältniß bereits vollkommen und zwar mit der genauesten Begrenzung wußte. Man kann nicht mehr Geist, Verstand, Gemüth, Liebe, ja sogar zarte

Höflichkeit haben, als er meinen Zweifeln, Schwächen und meiner Unwissenheit gegenüber bewieß, wenn er mir bei Dingen, die gar zu klar und gemein waren, seine Erklärungen in einer Art gab, daß ich mir beinahe hätte einbilden können, sie seyen mir eigentlich nicht unbekannt, und wir sprächen nur davon, weil sich die Unterhaltung zufällig dahin gewendet habe."

„Ich hatte mich zu jenen geistlichen Uebungen zurückgezogen, um mich über die Wahl meines künftigen Standes zu bestimmen, der Pater mußte alle meine Verhältnisse kennen, und ich vertraute ihm Alles. Und der treffliche Priester, der mich erst vor wenigen Tagen zum ersten Male gesehen hatte, zeigte mir, ohne im Mindesten damit zu prunken, eine Theilnahme, wie sie mein ältester Freund in solchem Maße nicht empfunden hätte. Seine Fragen über die geringfügigsten Dinge bewiesen, daß er von allen Umständen, die ich ihm angegeben, nicht einen einzigen vergessen hatte, daß er alle übrigen errieth, und daß er mit gänzlichem Selbstvergessen vor Gott nur damit beschäftigt war, um vom Himmel die Gnade zu erbitten, mich gut zu führen. O! wie wissen diese Männer zu lieben! Wie kräftig und innig ist ihre Hingabe für ihren Nächsten! Welche rührende Warnungen, welche klare Einsichten sind ihnen von oben geschenkt! So mußte es wohl kommen, daß ich ihn liebte, wie er mich liebte; daß ich sein Kind wurde, wie er mein Vater war, und daß ich mit ruhigem Herzen mein ganzes Schicksal in die Hände dieses Freundes von gestern legte, bereit, mit gleich zuversicht-

lichem Vertrauen mich aus der Welt zurückzuziehen und ihr wieder anzugehören, je nachdem er mir sagen werde: handle so oder so," —

So war also der Mann beschaffen, welchen die gütige heilige Jungfrau ihren andächtigen Wallfahrern zum Begleiter gegeben hatte. Zwar läßt ihn diese ungenügende Schilderung keineswegs in seiner ganzen Trefflichkeit erkennen, aber ein christlicher Sinn wird aus dem flüchtigen Umrisse jene himmlischen Züge errathen können, die ich nicht auszumalen weiß. Gerne würde ich ihn nennen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß diese Worte einmal seine Bescheidenheit verletzen möchten; darum verschweige ich seinen Namen, und so darf ich hoffen, daß er niemals beim Lesen derselben sich erkennen werde, weil er nicht glaubt, daß man so viel Gutes von ihm sagen könne.

Als wir schon den unfruchtbaren Bezirk von Einsiedeln erreicht hatten, vom Ziele selbst aber noch sehr ferne waren, fühlten wir uns beide, mein Freund und ich, außerordentlich ermüdet. Denn wenn das Fußwandern große Freude gewährt, so hat es doch auch manche Unannehmlichkeiten. Nicht selten merkt der Fußgänger gegen Abend, daß die Tagreise sehr lang, der Weg sehr rauh, die Sonne sehr brennend, der Reisesack, obschon nicht besonders versehen, doch sehr schwer gewesen sey; der Stab drückt die Hand, er fühlt im zu engen Schuhe Blasen entstehen, er blickt finster, läßt das Haupt hängen, und beklagt bitter den armen Erschöpften, der nur

noch hinkend vorwärts kommt, und nicht weiß, wo er Nachts sein Lager finden wird. In ähnlicher Weise seufzten auch wir nach einem Wirthshause, möge es seyn wie es wolle.

Muth gefaßt! sagte sanft der Pater. Bedenken Sie, daß die Himmelskönigin, die Mutter Gottes, die heilige Jungfrau, die Sie besuchen wollen, längere und beschwerlichere Wanderungen machen mußte. Zuerst von Nazareth nach Bethlehem, um sich mit den Unterthanen des Reichs einschreiben zu lassen und die Steuer zu zahlen. Und Maria, die bald gebären sollte, und wußte, daß sie den Sohn Gottes in ihrem Schooße trage, ging ohne Murren, dem Befehle des heiligen Josephs gehorsam, wie er selbst den irdischen Herrn, die ihm Gott als Obrigkeit gesetzt, gehorchte, und sie ertrugen alle Mühen und Beschwerden, um dieser Pflicht nachzukommen. Wie glücklich war der Vorüberschreitende, der diese armen Wanderer auf dem Wege begrüßen, ihnen die rechte Straße zeigen konnte! wie glücklich waren Alle, denen Maria mit einem süßen Lächeln dankte, die den sanften Laut ihrer Stimme noch lange in der Erinnerung bewahrten!

Ach! unterbrach ihn mein Freund, fanden sie denn aber nur menschenfreundliche, fromme Vorübergehende? Mein Vater, ich werde niemals die einfachen und erhabenen Gedanken des heiligen Ignatius über die Fleischwerdung des Worts vergessen, auf welche Sie einstens meine Betrachtung lenkten. Wenn die Erde mit Fin-

sterniß, Gräuel und Fluch bedeckt ist, unter der Regierung des Auguſt, unter der Herrschaft des Hochmuths: da steigt Gott herab, um aus dem Schooße der demüthigen und reinen Jungfrau, welche die dürftigste Hütte von Nazareth bewohnt, geboren zu werden. Ignatius entwirft mit wenigen Worten zwei großartige Bilder. Hier die Welt, leidend und schuldvoll; dort die heilige Dreieinigkeit, die beim Anblicke aller dieser Verbrechen, dieser Gotteslästerungen, dieser Verwesung bestimmt, es sey an der Zeit, die Verheißung zu erfüllen und den Heiland zu senden. Nicht strafen will Gott; er will verzeihen, wieder gewinnen, erlösen durch sein eigenes Blut!

Vergessen Sie darum nicht, antwortete der Pater, was Sie nach dem Beispiele Gottes selbst zu thun haben. Thuen Sie Gutes, wenn man sich ringsum dem Bösen hingibt; verzeihen Sie, wenn man Ihnen flucht; seyen Sie bereit, für Jene zu leiden und zu beten, von welchen Sie mit Mißhandlungen überhäuft werden; streben Sie nach demüthiger Tugend, wenn Alles der eitlen Größe aufgeopfert wird; suchen Sie in der Berührung mit Reinen und Guten im gewissen Sinne wiedergeboren zu werden, und gedenken Sie endlich stets Ihrer Verheißungen sogar Jenen gegenüber, welche die ihrigen vernachläßigen; denn wenn Sie sich zu einem gerechten und guten Werke verpflichtet haben, so haben Sie nicht gegen die Menschen sondern gegen Gott eine Verbindlichkeit eingegangen.

Und weil Sie sich jener Betrachtungen erinnern, so unterlassen Sie es auch nicht, sie oftmals zu erneuern. Die Betrachtung streut Lebenskeime in die Seele, die später zur reichen Frucht werden. Oft glauben Sie vielleicht, das Samenkörnlein sey verloren; aber Sie werden es eines Tags wieder sehen; es wird sich, wenn der Augenblick gekommen, an der rechten Stelle zeigen; der Stengel wird aus der Erde emporsprossen, um die ewige Frucht, die er tragen soll, an der Sonne reifen zu lassen. Denken Sie unter allen Umständen Ihres Lebens an das Leben unsers Herrn und Vorbildes Jesus Christus. Durch seine sorgsame Güte kennen wir sein Leben und Thun, ich möchte sagen, von Tag zu Tag, von dem Augenblicke seiner Fleischwerdung an bis zu seinem Tode; die Lehre liegt klar und vollständig vor uns, darum wenden Sie ihr mit ernstem Eifer Herz und Augen zu.

Sehen Sie zum Beispiele, wie er so frühe schon angefangen hat, zu leiden und zu gehorchen. Ich sprach von den Reisen der heiligen Jungfrau, und wir können auch bei diesen bemerken, daß Jesus seiner Mutter und sich keinerlei Beschwerde erspart hat. Man will Joseph und Maria nirgends in den Wirthshäusern aufnehmen, weil sie gar zu arm erscheinen. Wohl, Gott, der demnächst geboren werden wird, befiehlt keineswegs seinen Engeln, ihm eine bequeme Stätte zu bereiten; Wunder jeder Art, um alle Uebel zu heilen, um alle Schmerzen des Menschen zu lindern, stehen ihm zu Gebote, aber für sich selbst hat er keines, um nur das geringste Leiden des

menschlichen Daseyns von sich ferne zu halten. Er wollte arm unter den Armen geboren werden, zu einer Zeit, wo die Armen für nichts galten, und er unterwirft sich in Jeglichem dem Gesetze, das er sich selbst auferlegt hat. Und kaum hat er im Stalle von Bethlehem das Licht erblickt, so muß er fliehen; aber er will nicht, daß seine Verfolger von den Engeln geblendet werden, er flieht. Folgen wir nun der heiligen Familie auf dieser neuen Fahrt! O des Wunders! dieser Mann mit der stillen, treuen Geduld, der im festen Glauben an ein Wort fortzieht, ist ein Abkömmling Davids; diese arme Mutter ist die Jungfrau, gebenedeit unter den Weibern, und das Kind, welches sie auf ihren Armen trägt, welches sie schützend in ihren Schleier wickelt, ist Gott! Sie wandern auf öden Wegen, über rauhe Gebirge von Judäa nach Egypten, und haben nur den Stein zum Lager, den Bergstrom zum Getränke. Wie oft mußte Maria anhalten, um wieder Kraft zur Weiterreise zu sammeln, wie oft mögen ihre zarten Füße von den scharfen Kieseln verletzt worden seyn! Und nie kam ein Wort der Klage aus ihrem Munde, niemals murrte Joseph, und beide blieben unter so vielen Prüfungen und Leiden frei von jedem Zweifel und Schwanken.

Arme heilige Jungfrau! welche Sünderin litt jemals, wie sie, nach Gott das höchste Sinnbild jeder Tugend und Reinheit, gelitten hat! Wie unbedeutend erscheint die Reise nach Bethlehem, wie leicht die Flucht nach Egypten, wenn wir sie auf der um so viel furchtbareren Wanderung sehen; wenn sie durch die Straßen Jerusalems ihrem

Sohne folgt, der aus den Händen eines Henkers in die eines andern überliefert wird; wenn sie ihn an die Säule festbinden und mit Geißeln zerfleischen sieht; wenn sie mit ihm den Calvarienberg besteigen und am Fuße des Kreuzes seine letzten Worte und seine letzten Blutstropfen empfangen muß! —

Der Pater schwieg. Wir blieben alle drei in jene tiefen und theuern Betrachtungen versunken, welche die Erinnerung an die Leidensgeschichte unsers Herrn immer in der christlichen Seele hervorruft; und indem wir in Gedanken alle jene herrlichen Bilder zum Leben weckten, die in den Evangelien mit so treuherziger Einfalt dargestellt sind, daß Alles sich vor uns bewegt und wir Gott reden hören: stiegen nach und nach vor dem innern Auge alle Personen der heiligen Bücher auf, von dem guten alten Simon an, der nach dem Tode verlangt, nachdem er den Messias gesehen, bis zu dem Mörder, der von dem Schandpfahle zum ewigen Reiche der Seligkeit eingeht. O ihr gesegneten Bücher, ihr rettenden, unerschöpflichen Schätze der Hoffnung, des Trostes, der Liebe und der Tugend! wie ist es doch möglich, daß ihr in der Welt seyd, und daß es so viele Menschen gibt, die euch nicht vernehmen, euch nie geöffnet haben, oder euch nie wieder lesen! Und ach! wie ist es möglich, daß wir selbst euch wohl kennen, aber aus euern Warnungen und Rathschlägen so geringen Nutzen ziehen! daß wir euch lesen, die Hände falten, Thränen vergießen, und, wenn wir kaum das Buch geschlossen haben, im

nächsten Augenblicke schon die Wunden unsers Erlösers wieder von neuem bluten machen! —

Der schmerzliche, niederbeugende Eindruck dieser Gedanken wurde durch die Tagszeit und durch die Landschaft, die uns umgab, auf das empfindlichste gesteigert. Der Abend nahte heran, der Himmel war trüb und grau, und wir schritten auf einem steinichten Wege in Mitte einer öden, trostlosen Natur fort. Keine Wohnungen, keine Bäume, keine Herden, keine Felsmassen; überall flache Thäler und Hügel, seltsam verschlungen und verschwimmend und mit eintönigem Grün überzogen. Ein Reisender versicherte mich, daß er noch nichts gefunden habe, was den Steppenländern des südlichen Rußlands so sehr gliche. Es ist eine von jenen Wegstrecken, die man besser nicht allein durchwandert; keineswegs als sey hier irgend eine Gefahr zu befürchten, sondern weil die Seele der tiefen Trauer und Trostlosigkeit kaum zu widerstehen vermag. Auch begreife ich jetzt sehr wohl, was mir eines Tags ein Mann von ernstem Wesen und reifem vielerfahrenem Alter erzählte, der sich gleichfalls in dieser wehmuthsvollen Gegend am Abende auf einem Steine niederließ, und ohne zu wissen warum bittere Thränen vergoß. „Mir war es, sagte er, als müßte ich in dieser Stunde alle Thränen, die ich in meinem ganzen Leben zurückgehalten, fließen lassen. Tausend vergessene oder überwundene Schmerzen erwachten wieder in der Tiefe des Herzens; meine Sünden standen klarer und deutlicher vor meiner Seele als jemals, und ich weinte nicht

allein über mich, sondern über Alle, die ich leiden gesehen, über Alle, die durch mich und für mich gelitten hatten. Unter diesen erschien mir aber Jesus als der am längsten und grausamsten Gequälte, weil der Mensch sich niemals gegen seinen Nächsten vergeht, ohne ein Verbrechen gegen Gott zu begehen. Dies war die bitterste Stunde meines Lebens, und dennoch gedenke ich derselben mit sanfter Rührung, und möchte nicht, daß mir sie der Himmel erspart hätte. Durch sie wurde gewiß etwas abgebüßt, denn ich setzte meinen Weg kräftiger fort, als ich mich vorher gefühlt hatte. Ist ja doch eine wahre christliche Reue der süßeste und ergibigste Trost!"

Es war dem Pater nicht entgangen, daß ich sehr trüb geworden, und mit seinem gewöhnlichen Wohlwollen versuchte er mich zu zerstreuen, indem er das Gespräch wieder anknüpfte.

Verdoppeln wir unsere Schritte, sagte er, denn mich dünkt, die Luft dieser Gegend sagt Ihnen nicht zu. Sie hätten gewiß nicht Lust, hier zu wohnen.

— Im Gegentheil, mein Vater, antwortete ich, mir scheint, man sollte diese Wüste der Welt vorziehen.

Der Pater blickte mich freundlich, aber ich möchte doch sagen, mit einem leisen Spotte an.

Entweder täusche ich mich sehr, fuhr er dann fort, oder es ist hier ein poetisches Gefühl im Hintergrunde. Nun gut, erklären Sie sich, mein Kind.

Im Laufe der Unterhaltung nannte mich nämlich der Pater, der mich erst seit einigen Stunden kannte, Herr; wenn ich aber eines Trostes, Rathes oder Tadels bedurfte, wurde er immer herzlicher, und nannte mich sein Kind.

— Aber, mein Vater, ist denn der Mensch, der in der Einsamkeit lebt, nicht seltener versucht, Gott zu beleidigen, als der Weltmensch?

— Wer hat Ihnen das gesagt, mein Kind? Glauben Sie, daß uns der böse Geist nicht überall sehr gut zu finden wisse? In der Wüste wurde unser Herr vierzig Tage lang versucht. Für die Einsamkeit bedarf es eines besondern Berufs, und Viele, die in der Welt zum Heile gelangen, würden in ihr zu Grunde gehen. Gott ruft uns dahin, wohin wir zu unserm Wohle gehen, und läßt uns dort leben, wo unser Leben am fruchtbarsten ist.

— Indessen, Hochwürdiger, hat doch die Welt gar viele Verlockungen und Fallstricke. Die Menschen sind voll Argliſt und Täuschung, und Jedermann ist darüber einig, daß keine Wissenschaft so schwer erworben wird, als die Wissenschaft des Lebens.

— Warum aber dies? Das sind nur alte, hergebrachte Vorstellungen, die Sie als irrthümlich entfernen müssen. Allerdings ist die Wissenschaft des Lebens für Jene, die das christliche Gesetz vergessen oder verachten, so wie für Jene, die durch Hinterlist und als Hinterlistige leben wollen, sehr schwer; und die Ehrgeizigen,

die Hochmüthigen, die Gefälligen, die Betrüger verzehren ihre Jahre in diesen Studien, und sind oft, wenn der Tod kommt, noch um keinen Schritt weiter in ihnen fortgeschritten. Sie haben den Kopf voll von nichtswürdigen Grundsätzen, wissen tausend Feinheiten, tausend Täuschungen, tausend Lügen, versuchen sich in tausend müheseligen Kunststücken, und Alles dient ihnen zu Nichts, denn immer finden sich noch Gewandtere, noch Schlauere. So wird ihnen die Wissenschaft des Lebens nicht bloß schwer, sondern auch bitter, und wir hören sie stets klagen, und die Menschheit, die sie nur in ihrem eigenen Bilde erkennen, anklagen. Sie sind eben so bösartig als mürrisch, und wenn sie einmal lachen, so möchte man sich vor ihrer Heiterkeit fürchten. Allein was liegt Ihnen an diesem Allen, was geht es Sie an, Sie, einen Christen?

Jene beleidigen Gott immer und schwer, weil sie sich seiner niemals bewußt werden. Wenn Sie ihn aber aufrichtig und ernstlich nicht beleidigen wollen, dann wird es Ihnen auch nicht schwer werden, es zu erreichen.

Der Weg Jener ist voll Fallstricke, die sie selbst hergerichtet haben, und in die sie durch die Uebermacht ihrer strafbaren Gelüste oft genug fallen. Doch Sie müssen solche Gelüste ferne halten, und so werden Sie da, wo Jene fallen, nicht einmal straucheln.

Die Lüge verwickelt Jene in immer neue Verlegenheiten; aber Sie werden und dürfen niemals lügen.

Jene betrügen, und Jedermann mißtraut ihnen; aber Sie werden treu und zuverläßig seyn, und Jedermann weiß dies und vertraut Ihnen.

Jene jagen gierig nach erbärmlichen Vergnügen und fühlen sich von Ueberdruß und Eckel gequält; Sie jedoch genießen nur erlaubte Freuden, und diese sind so befriedigend, als ein irdisches Ding seyn kann.

Jene leiden an häßlichen Gewissensbissen; Sie werden nur die erhebende Reue kennen.

Jene sind schlechte Kinder, unbeständige Gatten, gleichgültige, kurzsichtige Väter, und in ihren Familien herrscht Unordnung und Zwiespalt; Sie aber sollen in Allem ein pflichtgetreuer Mensch seyn, und dann werden auch Friede und Unschuld ihren Herd umschweben.

Jene begehren Alles von der Welt, und sind betrogen; Sie begehren Alles von Gott, und werden erhört.

Jene, des lieblosen Hochmuthes voll, wollen sich immer erheben, und werden oft erniedrigt; doch Sie müssen demüthig seyn. Während Jene über ihre rechte Stelle emporstreben, werden Sie sich unter derselben niederlassen, und wenn die öffentliche Meinung Jene herabdrückt, werden Sie von ihr hinaufgehoben.

Jene scheuen das Urtheil der Welt; wenn Sie aber gethan haben, was Sie thun mußten, was kann Sie dann das Urtheil der Welt kümmern?

Um in der Unterhaltung zu glänzen, sind Jene scharf und beißend, verleumdend und lästernd, und so

werden sie behandelt, wie sie Andere behandeln; allein die christliche Bescheidenheit wird Ihre Worte mäßigen und zurückhalten; Sie müssen sich selbst zu vergessen suchen, nicht mit Rathschlägen und kritischen Bemerkungen vortreten, und wenn man Sie dann auch nicht bewundert, was nicht nothwendig ist, so wird man Ihnen wenigstens nichts Böses nachreden.

Jene werden gefürchtet; Sie entweder nicht gekannt oder geliebt.

Jene lästern Gott im Unglück, und sind ohne Trost; Sie opfern dem Himmel ihre Leiden auf — **fiat voluntas tua** — und sind getröstet.

Endlich, während Jene täglich durch ihre Gedanken, Begierden, Handlungen und Bestrebungen das Reich des Satans anrufen, und dieser, seine gewaltsame und ordnungslose Herrschaft in ihrem Herzen begründend, sie der tollen Laune seiner dienenden Dämone als unselige Spielwerke überantwortet: welche Worte, welche Wünsche lassen Sie vernehmen, wenn Sie vom Schlummer erwachen?

Vater unser, der du bist in dem Himmel.... Beachten Sie wohl, daß dies Gebet von Gott selbst kommt, und daß es uns von den Aposteln, denen es Christus geschenkt, mitgetheilt worden ist. Unser Vater! so will Gott von uns genannt seyn.

Geheiligt werde dein Name; dein Reich komme zu uns.... und dies Reich, zweifeln Sie nicht

daran, kommt zu Ihnen und Jedem, der es mit reinem Herzen anruft.

Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Ja, mein Gott! möge das Gute geschehen auf der Erde, mögen die Menschen Dich ehren und Deine heiligen Gebote befolgen; möge ich besonders, der zu Dir fleht, sie während des ganzen Tags nicht übertreten; möge ich alles Gute vollbringen, was ich durch Deine Gnade in dem Kreise, den Du mir angewiesen, und mit den Mitteln, die Du mir verliehen hast, zu leisten vermag, und möge im Uebrigen mit mir geschehen, was Dir, o Herr, wohlgefällig ist. Mag dieser Tag sonnenhell oder düster seyn, mögen meine Entwürfe gelingen oder nicht, mag ich leben oder sterben: wenn ich nur Dir gehorche und Dich liebe, so wird mein Friede nicht gestört und jedes Ungenügen ferne von mir seyn; ich werde zufrieden seyn, daß Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!

Unser tägliches Brot gib uns heute. Gott will nicht, daß wir die Bedürfnisse unsers Lebens vergessen, aber nur von ihm, von ihm allein sollen wir die Befriedigung derselben erbitten. Sie werden niemals auf sich allein zählen; Sie werden niemals an die Pforte der Hölle klopfen, um von ihr unselige Gaben zu erhalten, die Sie mit ihrer Seele bezahlen müßten. Sie werden rufen: gib mir heute mein Brot, o mein Vater! und Ihr Vater wird es Ihnen geben.

Und Sie wissen auch, um welches Brot Sie noch und vor Allem bitten. Als ein edles Geschöpf, als ein wahrhaftiges, ebenbildliches Kind Gottes, das seine Wünsche nicht auf die Nothdurft des vergänglichen Lebens beschränkt, flehen Sie mit diesen Worten um das zweifache Brot des ewigen Lebens, um das heilige Wort Gottes und um seinen heiligen Leib.

Vergib uns unsere Schulden! Fühlen Sie nicht Gott und seine unendliche Güte in diesen einfachen Worten, die dennoch nichts vergessen? Klopft an, und es wird euch aufgethan; bittet, daß euch vergeben werde, und es wird euch vergeben werden! Die göttliche Milde verlangt nicht mehr. Aber, damit Gott Sie liebe, dürfen Sie Niemanden hassen. Darum setzen Sie dazu:

Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. O mein Kind, möge dieses Versprechen aufrichtig mit Herz und Mund geschehen! Sprechen Sie es doch niemals als eine hohle Formel aus! Bedenken Sie, daß Sie zu Gott reden, der in Ihrem Herzen lies't; der es weiß, wenn nur noch die leiseste Regung des Hasses in Ihnen lebendig bleibt, und den Sie darum mit so trügerischen Worten schwerer beleidigen, als Sie von allen Ihren Feinden beleidigt werden konnten.

Führe uns nicht in Versuchung. Gott weiß wohl, daß Sie Versuchungen erfahren werden. Der Schimmer des Bösen kann Ihr Auge verführen; Sie werden das Thun und Leben Derer nachahmen wollen,

die Sie um sich sehen; Sie werden sie um ihre Genüsse, um ihre Ehrenstellen, um ihren Ruhm beneiden. Auch der Hochmuth wird Ihre Seele beschleichen; nicht immer wird Ihr Sinnen und Denken mild und liebreich seyn, und Sie werden den brennenden Kitzel jener tückischen Pfeile empfinden, die der Geist der Unreinheit auf Sie schleudert. Gott aber, der Sie prüft, und der will, daß Sie Ihren himmlischen Lohn gewinnen, wird dennoch nicht erlauben, daß die Versuchung stärker sey, als Ihre Kraft. Darum, wenn die Gefahr naht, rufen Sie mit heißem Flehen: mein Vater, laß mich nicht unterliegen! Und Sie werden nicht unterliegen.

Indessen konnten Sie Ihre gebrechliche und verkehrte Natur nicht gänzlich überwinden, und jeder Mensch kann mit dem heiligen Paulus sagen: ich thue das Gute nicht, was ich will, und ich thue das Böse, das ich nicht will. Die Sünde ist in Ihnen, Sie werden von ihr fortgezogen, und das Uebel ist geschehen. Doch lassen Sie den Muth nicht sinken. Bedenken Sie, daß Judas nicht deswegen, weil er seinen Gott verrathen hat, der Hölle überantwortet ist, sondern weil er an der Barmherzigkeit seines Gottes verzweifelte. Dies ist sein unsühnbares Verbrechen. Im gewissenlosen Weltleben erzeugt ein Fehler den andern, und man sucht das Böse, welches man begangen, durch neues Böses wieder gut zu machen. Doch Sie, Sie werden sich zu den Füßen Ihres Vaters niederwerfen und ausrufen: Erlöse uns von allem Uebel! Und die Gelegenheit entschwindet, oder

die Kraft zu fliehen erwacht in Ihnen, oder die Reue ergreift und waffnet Sie.

Dies, mein Kind, ist die ganze Wissenschaft des Lebens, und sie läßt sich in noch weniger Worte zusammenfassen: Gott lieben und fürchten. Kein Sittenlehrer hat sich kürzer und klarer ausgesprochen. Es läßt sich leicht im Gedächtnisse bewahren, und ist eben so leicht zu begreifen als zu üben; denn Gott hat uns zu gleicher Zeit mit dem Gebote auch die nothwendige Kraft gegeben, und nur er konnte sie uns geben.

Beschäftigen Sie sich darum nicht mit dem, was um Sie herum geschehen möge und könne. Wenn Sie auf der geraden und sichern Straße des Christen wandern, bemühen Sie sich niemals, die Schlangenwindungen jener Pfade kennen zu lernen, auf welchen der Gewandteste verloren geht. Denn die Schlauheiten und Winkelzüge der Weltkinder sind ja nur ausgesonnen, um Zwecke zu erreichen, von denen Sie sich stets abwenden müssen; was nützt Ihnen also die Kenntniß derselben? Ihre Bestimmung ist es nicht, im Leben zu äußerer Macht zu gelangen, Gold anzuhäufen, und der Wollust zu dienen. Sie sind auf der Erde, um Gott zu lieben, Ihren Brüdern nützlich zu seyn, ihren Antheil an dem himmlischen Erbe zu verdienen und sterben zu lernen. Dies sind Ihre Verbindlichkeiten; und in welcher Stellung Sie seyn mögen, werden Sie dieselben erfüllen können. Gott wird Ihnen den lautern Willen einflößen; im Gebete werden Sie die nöthige Kraft finden, und die Engel und Heiligen,

an ihrer Spitze die gütige Jungfrau Maria, deren hülfreiche Fürbitte Sie anrufen, werden ihnen schützend zur Seite stehen. Und so wird Gott, der Sie liebt, je nachdem Sie von den Glücksgütern einen guten und heiligen Gebrauch zu machen, oder das Unglück mit frommer Geduld zu tragen wissen, Ihnen Reichthum oder Armuth zuwenden.

Der Reichthum säet Almosen aus, und kann das Gute befördern. Die Armuth, muhig getragen, bringt uns auf dem Wege des Leidens Gott näher, und dient gleichzeitig dem Nächsten zum guten Beispiele wie uns selbst zur heilsamen Uebung. Deswegen wollen wir Gott bitten, daß er es nach seinem, nicht nach unserm Willen füge, und Alles in seiner Weisheit und Gnade zu seiner Verherrlichung und unserm Heile ordne.

In gleicher Weise gewährt uns die Gesundheit Kräfte und Mittel, die wir zum Frommen der Seelen verwenden können, während die Krankheit eine Lehre für uns ist, aus der wir selbst wie unsere Nebenmenschen Nutzen schöpfen können. Wenn ich krank bin, wünsche ich wohl geheilt zu seyn; wenn ich aber nur um den Preis einer Sünde geheilt werden könnte, sind mir meine Schmerzen lieber; so wie ich auch, wenn meine Heilung mir eine Veranlassung zum sündigen würde, Gott bäte, mich nicht zu heilen. So kann Jedes gut oder böse werden nach dem Gebrauche desselben. Freuden und Leiden sind dem Menschen wie alle andern irdischen Dinge gegeben, damit er Gott preise, ihn verehre, ihm diene und, ihm dienend, sein eigenes Heil wirke.

Ehrenstellen, Ansehen, Einfluß verleihen eine Macht, die uns selbst gefährlich ist, die aber, gut geleitet, Gott und der Sache Gottes dienen kann. Kann ich Menschen befördern, und ich befördere sie für das Gute, so wird Gott mich segnen und vor Schuld bewahren. Bin ich verachtet und verlassen, so werde ich mich an die glorreiche Erniedrigung meines Heilands erinnern, und das Lob Gottes in dem Munde des Unglücklichen wird schön und wohlklingend seyn. Wer hat besser Gott gedient, als Job, der mit eiternden Wunden bedeckt, auf dem Miste liegend ausrief: Dein Wille geschehe, o Herr, Dein Name sey gebenedeit!

Zu den Dingen, die man hienieden benützen kann, nur jene rechnen, die uns durch kein Gesetz versagt sind; dieselben alle nur mit Gleichgültigkeit behandeln, und von den uns verliehenen einen frommen Gebrauch machen; Glück und Unglück mit gleichem Sinne tragen; Auszeichnung nicht eifriger wünschen als Verachtung, Berühmtheit nicht eifriger als Verborgenheit, Reichthum nicht eifriger als Armuth; auf einen durchlöcherten Mantel nicht eitler seyn als auf einen goldverbrämten; seinen Feinden nicht mehr Böses wünschen als seinen Freunden; nicht mehr nach einem langen als nach einem kurzen Leben verlangen; keine Gelegenheit versäumen, den Mitmenschen nützlich zu seyn; von Gott Alles begehren, ihm Alles vortragen, ihn für Alles preisen und segnen: das ist der Christ, das ist aber auch der feste und erfahrene

Mensch, der weise, achtungswerthe und, was auch geschehen mag, der glückliche Mensch!

Und dieser Mensch, ihr lieben Herrn, ist und lebt in Ihrem Vater unser. —

Der Abend sank tiefer herab, und die Wege wurden schon dunkel; aber in dem Augenblicke, wo wir die Spitze des letzten von den seltsam ineinander geschobenen Hügeln, über welche wir seit Rothenthurm unaufhörlich auf und niedersteigen mußten, gewonnen hatten, wurden die schweren Wolken plötzlich von einem heftigen Windstoße, wie sie im Hochgebirge so häufig sind, zerrissen. Bläulichte Strahlen ergossen sich in breiten Strömen über die Landschaft, wie eine aufdämmernde, entfärbte Morgenröthe, und vor uns in der Tiefe lag die stattliche Kirche von Einsiedeln, und ihre weißen Thürme und die weiten Seitenflügel glänzten auf der düstern, wilden Fläche wie ein großer flammender Altar.

Einsiedeln.

Zur Zeit Carl des Großen wurde in einer kleinen Stadt Schwabens von einem erlauchten Geschlechte einer der erhabenen Glaubenshelden geboren, womit Gott jene Jahrhunderte oft begnadigt hat. Blüten aller sanften und stillen Tugenden, die sich mit einem Male mitten unter dem wildesten Hochmuthe öffneten; reine und feurige Geister, die unter dem wirren Drange der Barbarei menschliche Kenntnisse sammelten und bewahrten; Beispiele der tiefsten Demuth auf dem Höhenpunkte von Allem, was stolz und eitel machen kann, auf dem Höhenpunkte der Wissenschaft und des irdischen Glanzes; lebendige Lehren, heilige Muster, glorreiche Ringe in der geweihten Kette, die den kommenden Geschlechtern die Ueberlieferung der christlichen Tugenden so fleckenlos übergeben sollten, wie die Apostel sie von Gott überkommen hatten: so traten sie in die Entwicklungsgeschichte der Völker ein, und wurden, wenn sie ihren hohen Beruf erfüllt, nicht selten mit der Martyrerkrone geschmückt.

Meinrad, der Sohn des Grafen Berthold von Hohenzollern, durch seine Abstammung mit den erlauchtesten Häusern verwandt, hatte den gründlichsten Anspruch auf jede irdische Größe und Berühmtheit, allein er bestimmte sich zu einem Benedictiner. Weil es aber geschehen konnte, daß ihn seiner Geburt so wie seiner Gelehrsamkeit willen, die er sich im Kloster erworben, eine störende Verehrung und Verherrlichung bis zur stillen Zelle verfolgten: so flüchtete er als Einsiedler in die Einsamkeit. In der Nähe seines Klosters bot sich auf einem waldigen Bergrücken eine große Zahl verborgener Zufluchtsorte dar, und als er eines Tags lustwandelte, beschloß er hier zu bleiben, und baute sich ganz nahe an der Fahrstraße, die jetzt von Rapperswil nach Einsiedeln führt, eine kleine Hütte, die noch jetzt die Meinradscapelle heißt. Indessen fand ihn die Welt auch in dieser dunkeln Waldnacht; Pilger hatten die bis jetzt unbekannten Pfade über den Berg Etzel aufgefunden, und zogen nun in Haufen dem Stern der Heiligkeit nach, der in der rauhen Wüste eben aufging. Denn die Menschen jener Tage, in ihrer Unwissenheit weniger roh und thöricht, als wir es in unserm eiteln Dünkel zu seyn pflegen, vertrauten freiwillig ihre Plane wie ihren Kummer diesen Einsiedlern an, die für ihr ganzes Leben keine andere Aufgabe mehr kannten, als das Gebet und die christliche Liebe. Reiche und Arme, Leibeigene und Edle, Greise und Kinder, der demüthige Mönch wie der Fürstbischof holten sich Rath bei dem Eremiten; er empfing sie Alle mit gleicher Liebe,

und gab Allen mit gleichem Eifer aufrichtigen Rath und brüderlichen Trost. Oft aber kehrte der Arme mit freudigem, hoffnungsreichen Herzen zu seiner Hütte zurück, während sein Oberherr mit Scham auf dem Antlitz und Unruhe in der Seele den Heimweg antrat: denn Meinrad sprach stets als ein treuer Diener Gottes, der keinen Menschen scheut, und hienieden nur Recht und Gerechtigkeit liebt.

Indessen sehnte sich der heilige Einsiedler immer lebhafter nach einer mehr abgeschlossenen Einsamkeit, je zahlreicher und öfters er durch solche Besuche in seinen liebsten Betrachtungen unterbrochen wurde. Am Fuße des Gebirgs, von den bewohnten Orten mehr entfernt, lag in einem hügelichten Thalgrunde ein ausgedehnter Tannenwald, so dunkel und dicht, daß man ihn hier in diesem Lande finstrer Waldungen den Schwarzwald nannte. Hieher begab sich Meinrad, ohne es einem Menschen anzuvertrauen; allein man fand ihn auch hier wieder, und so ergab er sich nun in Das, was der Himmel von seiner Nächstenliebe zu fordern schien, und fuhr fort, Jeden, der zu ihm kam, freundlich aufzunehmen und zu belehren. Er ließ sich sogar im Jahre 831 eine Zelle bauen, die ihn wenigstens gegen Sturm und Unwetter schützte, und ein kleines Betzimmer, worin er ein Bild der himmlischen Mutter der Christen, die bei ihrem geliebten Sohne immer um Gnade für ihre Erdenkinder fleht, aufstellen konnte. Dies wunderthätige Marienbild hatte Meinrad von Hildegarde, der Aebtissin des Klosters der heil. Märtyrer Felix

und Regula in Zürich, zum Geschenke erhalten; er verweilte fortwährend im heißen Gebete vor demselben, führte die Pilger, die sich von den Gefahren des finstern Waldes nicht abschrecken ließen, dahin, und die Betrübten, die Unglücklichen, sogar die Schuldbewußten fühlten bald, daß ein Stral der himmlischen Barmherzigkeit sie berührt hatte. Doch nicht von Menschen nur wurde der Einsiedler besucht; denn als ein Geistlicher von Reichenau, der manchmal zu ihm kam, einmal um Mitternacht dem heiligen Meinrad von ferne zu der kleinen Capelle folgte, wo er sein Abendgebet verrichtete, wurde die Capelle plötzlich hell erleuchtet, und der Mönch sah, näher tretend, auf den Stufen des Altars, wo Meinrad knieete, einen kleinen Knaben von himmlischem Angesicht, der die Gebete mit ihm sprach.

Wer konnte vermuthen, daß ein so reines und wohlthätiges Leben durch mörderische Gewaltthat enden sollte? Nachdem er dreiunddreißig Jahre in der Einsamkeit zugebracht, wurde Meinrad am einundzwanzigsten Januar 863 von zwei Elenden gemordet, die in der dürftigen Zelle, wohin so viele Pilger gewallfahrtet waren, geheime Schätze zu finden hofften. Bei ihrem Eintritte las er den blutigen Vorsatz in ihrer Seele, und sagte zu ihnen: „ihr hättet früher kommen sollen, damit ihr noch meine Messe hättet hören und alle Heiligen beschwören können, euch in eurer letzten Stunde hülfreich beizustehen. Ihr sollt mich aber nicht tödten, bevor ihr meinen Segen erhalten, und aus meinem eigenen Munde meine Verzeihung

vernommen habt. Und wenn ich todt bin, so empfehle ich euch, diese beiden Kerzen anzuzünden, die eine ober meinem Haupte, die andere zu meinen Füßen; dann flieht schnell von dannen, sonst könntet ihr von denjenigen ergriffen werden, die mich besuchen wollen." Und die Unglücklichen erschlugen ihn, und flohen bis nach Zürich. Beinahe gleichzeitig mit ihnen kamen aber Leute aus Wollerau, die schon von der Ermordung des Eremiten gehört hatten, in die Stadt, und entdeckten das Wirthshaus, wohin sich die Mörder geflüchtet, durch den seltsamen Umstand, daß zwei Raben, die dem Heiligen angehört hatten, immer durch die Thüre des Hauses eindringen wollten, und sich von der Magd nicht verscheuchen ließen. Die Mörder wurden nun ergriffen, gestanden ihr Verbrechen, und erklärten bei ihrem Verhöre unter Anderm auch, daß die Kerzen, nachdem sie den Wunsch des Heiligen nicht beachtet hatten, vor ihren Augen entzündet und von unsichtbaren Händen dahin, wo er es bestimmt, gestellt worden seyen. Und die deutsche Legende fügt noch hinzu, daß die beiden Raben auch bei der Hinrichtung den Mördern flatternd nahegekommen, und das Blutgerüste umkreist hätten.

Nach dem Tode des Einsiedlers blieb zwar die Zelle verlassen, aber die Wallfahrt dauerte fort, und der finstere Wald verlor seinen bisherigen Namen, und hieß jetzt Meinradswald. Man betete, wo der Heilige gebetet hatte, und rief vor dem heiligen Bilde, zu dessen Füßen er so lange Jahre auf den Knieen gelegen war, die Fürsprache

der allerseligsten Jungfrau an. Indessen verfiel die Zelle und die Capelle mit der Zeit immer mehr, und die Pilger selbst halfen zu der Zerstörung, indem sie gewöhnlich einige Stücke als theure Reliquien mit sich nahmen. Vierzig Jahre endlich nach Meinrads Tode besuchte Benno, ein Prinz aus dem Burgundischen Fürstenstamme, Canonicus zu Straßburg, diese Gegend, und beschloß, den Ort, der durch die vielen Gnaden, womit der Himmel hier den frommen Glauben belohnte, schon berühmt geworden war, wieder aus seinen Trümmern zu erheben. Nachdem er seinem Canonicate entsagt, seine Güter unter seine Verwandte vertheilt, und einige Männer, voll glühender Andacht wie er selbst, für das Einsiedlerleben gewonnen hatte: errichtete er rings um die Zelle des heiligen Meinrad herum mehrere kleine Zellen von Holz, und dies war die Grundlage der spätern Abtei. Von jetzt an war der Wald keine Einöde mehr, man vernahm Tag und Nacht das Geräusch der Arbeit und die Lobgesänge Gottes, und diese Niederlassung der neuen Einsiedler erhielt den Namen Einsiedeln. Nach dem heiligen Benno erbaute der heilige Eberhard, aus dem Geschlechte der Herzoge von Franken und ebenfalls ein vielgeliebter Diener Gottes, an dieser Stelle ein schönes Kloster mit einer Kirche, die gerade über der Zelle und Capelle des heil. Meinrads sich erhob, gab seiner geistlichen Gemeinde die Regel des heil. Benedicts, stand ihr als erster Abt vor, und ließ Kloster und Kirche am vierzehnten September 948 durch den Bischof von Constanz einweihen. Unter dem dritten Abte

Gregor, aus königlichem Geschlechte, der an Frömmigkeit und Gelehrsamkeit seinen Vorgängern glich, wurde der Titel eines Fürsten des heiligen römischen Reichs für ewige Zeiten mit der Würde des Abts von Einsiedeln vereinigt.

Die Abtei Einsiedeln war im Laufe eines Jahrhunderts groß und berühmt geworden, und die persönlichen Besitzthümer der erlauchten Einsiedler, die Schenkungen der Fürsten und vor Allem die Heiligkeit der geistlichen Oberhäupter hatten ihr einen mächtigen Einfluß erworben. Sie wurde nach dem gemeinsamen Lebensgesetze aller christlichen Stiftungen ein Mittelpunkt geregelter Thätigkeit, begründeter Wissenschaft, wohlgeleiteter Anstrengung; eine Schule für den jungen Adel, ein Herd der Bildung für das ganze Land. Noch in den folgenden Jahrhunderten nahm ihre Herrlichkeit zu; viele Heilige lebten in ihren stillen Mauern, viele berühmte Männer wohnten sich unter ihrem Dache ein, viele berühmte Männer gingen aus ihr hervor. Ihr Capitel war wie eine Pflanzschule gelehrter und frommer Personen, aus welcher andere Klöster Vorsteher auswählten, die eben so gewandt in der Bewahrung geistlicher Zucht als wohlerfahren in der Wissenschaft göttlicher Dinge waren. Auf diesem Wege hat Einsiedeln viele Männer gebildet, die selbst wieder neue Klöster gründeten: jüngere Gestirne der Gottesliebe, die sich von Einsiedeln, als von ihrem geistigen Mittelpunkte, fortwährend angezogen fühlten.

Nach Jahrhunderten des Glanzes hat aber Einsiedeln schwere Tage erleben müssen, und während einer nicht

sehr entfernten Zeit waren die geweihten Räume gänzlich verlassen und öde, denn die ruchloseste Rohheit hatte ihre Bewohner gewaltthätig zerstreut. Ein französisches Heer stürzte sich auf das heilige Gebäude, und erlaubte einem eben so stumpfsinnigen als undankbaren und schlechten Pöbel, es zu plündern. Da trieb man es als ein vergnügliches Spiel, die Gräber zu entweihen, die heiligen Reliquien zu zertrümmern, sie auf die Straße zu werfen und mit andern Gebeinen zu vermengen, damit sie der fromme Sinn der Gläubigen nicht mehr zu erkennen vermöge. Blöde Thorheit wilder Thiere, die damit die Religion zu vernichten wähnen! Man glaubte auch das hochverehrte Wunderbild zu rauben, welches Meinrad als sein theuerstes Vermächtniß seinen Nachfolgern hinterlassen, und welches seit achthundert Jahren Millionen von Wallfahrern mit kindlichem Glauben aufgesucht hatten; allein der einbrechende Sturm hatte sich schon früher durch so drohende Blitze angekündigt, daß die Mönche zum Glück daran dachten, diesen unschätzbaren und dennoch werthlosen Schatz in Sicherheit zu bringen. Während man es nun heimlich in weite Fernen brachte, sendete Schaumburg, durch eine hier wohlerlaubte List getäuscht, nur ein falsches mit allerlei Flittergold verziertes Abbild nach Paris. Uebrigens ist die Vermuthung wohl erlaubt, daß die guten Pariser diesen Gegenstand der Neugierde nicht zu sehen bekommen hätten, wenn die echte Madonna Meinrads, mit Gold und edeln Steinen überkleidet, in die bescheidenen Hände unserer Freiheitshelden gefallen wäre.

Aber auch in diesen Tagen, wo das heilige Bild wieder seinen alten Platz eingenommen hat, und die frommen Priester, wie sonst zu seinen Füßen knieend, ihre Loblieder zur Ehre Gottes erschallen lassen, ist es wenig besser, und im Schooße der nahen Zukunft scheinen tückische Verfolgungen zu lauern. Dasjenige, was das geplünderte Kloster von seinem frühern Vermögen gerettet hat, genügt, um vielfachen Neid zu erregen, und selbst die gläubige Andacht seiner Bewohner verletzt die geblendeten, hoffärtigen Geister. Am Fuße der Abtei liegt ein Marktflecken, worin sich fünfundfünfzig Wirthshäuser befinden, der nur ihr seine Entstehung, seine Entwicklung, seinen Reichthum, sein Leben verdankt. Und in diesem wie in dem ganzen unfruchtbaren Bezirke, der, obgleich zum Canton Schwyz gehörig, doch von der christlichen und rechtlichen Gesinnung jener treuen Bevölkerung gänzlich verschieden ist, finden sich die heftigsten Gegner der Mönche. Die Luft von Zürich hat scharf über den See herüber geweht, und hat mit ihrem nördlichen Frost in dieser Gegend die Herzen gehässig und die Köpfe dumm gemacht; denn die feindliche Stimmung des Volks gegen Einsiedeln zeugt nicht nur von großem Undank, sondern auch von einer unbegreiflichen Albernheit. Ist einmal der geringe Grundbesitz, der dem Kloster geblieben, unter seinen Feinden vertheilt, wobei nicht übersehen werden darf, daß von Demjenigen, was für fünfzig Geistliche vollkommen genügt, nicht fünfzehn Familien auf das Dürftigste leben können: was werden diese Leute,

die sich bei der unfruchtbaren Oede der Gegend nur von Handwerken, Krämerei und Bedienung der Pilger und Fremden nähren, beginnen, wenn die Wallfahrten unterdrückt sind, und die frommen Wanderer nicht mehr alle Jahre zu hundert Tausenden ankommen, um ihnen Wohlhabenheit und Ueberfluß zu bringen? und wer wird dann ihren Armen Unterstützung, ihren Kindern Unterricht ertheilen? Doch so weit sehen die armen Verführten nicht. Wie in so vielen andern Ländern wurde das Volk auch in der Schweiz schon seit langer Zeit gegen die Religion überhaupt und zunächst gegen die geistlichen Orden durch die künstlichsten Umtriebe von Menschen aufgeregt, die eines Theils darauf speculiren, Alles, was die Klöster als milde Gabe verschenken, nach einem ergibigen Tarife zu verkaufen, andern Theils ihre industriellen Bestrebungen und ihren Erwerb auf einen Boden gründen wollen dessen Ausbeutung die Kirche hemmt und versagt. Diese sind die unversöhnlichen Feinde von Männern der Selbstverleugnung, der Barmherzigkeit, des Friedens und der Strenge; von Männern, die sich aus Liebe zu Gott und den Menschen der Pflege der Kranken, dem Unterrichte der Armen widmen; die voll lebendiger Nächstenliebe vor Hader und Streit warnen und die Rechtshändel durch milde Friedensworte vermitteln; welche die Seelen sorgsam auf dem schmalen Pfade des Guten fortleiten, und die das Gebet, das Almosen und die Pflichterfüllung als die größten und einzigen Freuden preisen und empfehlen, die des Menschen würdig seyen, der sich bis zur Erkenntniß seines Schöpfers erhebt.

Inzwischen ist die Lebensweise der Geistlichen zu Einsiedeln von der Art, daß sie weder durch die Erwartung einer frohen noch einer trüben Zukunft beunruhigt werden. Ausschließlich mit frommen Gedanken und Werken beschäftigt, verwenden sie den Tag, welchen Gott ihnen geschenkt, um so viel als möglich Gutes zu thun, ohne zu fragen, was ihnen der morgige bringen werde. Die Geschichte zeigt uns ja überall, daß die geistlichen Institutionen den Leuchtthürmen gleichen, die in stürmischen Nächten am hellsten glänzen. Wenn man deswegen in den Klöstern die christlichen Tugenden manchmal in den Tagen der Herrlichkeit verschwinden sah, so sieht man sie gewiß und unfehlbar in den Tagen der Bedrängniß und Verfolgung wieder siegreich und in kräftiger Verjüngung sich erheben. Wahrlich! zu keiner andern Zeit konnten die Wallfahrer nach Einsiedeln am Ziele ihrer Reise geistvollere und weisere Führer, wärmere Herzen und heiligere, dem Gebote der Entsagung und der Liebe unterthänigere Seelen finden. Und wenn man die sanfte Heiterkeit dieser frommen Väter wahrnimmt, gedenkt man der Worte der Schrift: Der Gerechte wanket nicht in Ewigkeit, und die Erwartung der Gerechten ist Freude.

Seit dem Todestage des heiligen Meinrads wurde die Pilgerfahrt nach Einsiedeln fortwährend von einer großen Zahl gläubiger Christen unternommen, und noch jetzt finden sich oft in einem Jahre weit überhund ertundfünfzigtausend Menschen ein. Auch wir fühlten uns

von einer eben so mächtigen als lautern Empfindung bewegt, als wir uns auf dem Boden niederknieen konnten, auf welchem so viele durch die Buße gereinigte Herzen innige Dankgebete und feurige Gelübde ihrem versöhnten Gotte dargebracht haben. Und Etwas, was in menschlicher Sprache nicht auszudrücken ist, ließ uns ahnden, daß unser Herr und Meister diesen kleinen Fleck gesegneter Erde mit besonderer Liebe betrachten, und, der Fürsprache Mariens huldreich zugeneigt, hier Wunder ausgießen möge, die wie Himmelsthau alle Leiden des Lebens sänftigen und heilen. Auch geschah es wohl in der seligen Glut dieser Empfindung, daß ein erlauchter Pilger nach Einsiedeln, jetzt ein verherrlichter Bewohner des Himmels, der heilige Carl Borromäus, in einem Briefe an den Fürsten von Hohen-Embs im Jahre 1576 ausruft: „nach dem Wohnhause der heiligen Familie, das durch Engelshände, wie man sagt, in ein anderes Land versetzt wurde, weiß ich keinen Ort, wo meine Seele von einer tieferen Andacht entzündet gewesen wäre, als in Einsiedeln."

Nach einer seit der ersten Gründung fünfmal stattgefundenen Erneuerung wurde die Kirche nebst den Klostergebäuden im Jahre 1719 neu erbaut; erstere groß und im schönen neuitalienischen Style. Das Erste, was in der Kirche den Blick des Eintretenden fesselt, ist die Capelle, worin das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau ausgesetzt ist. Bei unserer Ankunft wurde eben die Messe gelesen; eine große Menge Gläubiger, Männer, Frauen, Kinder, jedes Standes und Alters wohnten dem

heiligen Opfer bei, mit inbrünstiger Andacht den Augenblick der Communion erwartend; andere standen um die Beichtstühle gedrängt, und wieder andere, die schon communicirt hatten, hörten in den Seitencapellen eine Messe als Dankopfer. Man sah hier Leute beinahe aus allen Cantonen der Schweiz; die dicken gewundenen Fransen von Freiburg, die kurzen Röcke von Guggisberg, das mit silbernen Ketten gezierte Mieder und den Schlangenstab von schwarzen Spitzen der Berner Frauen, die weißen Hauben von Schwyz, das sammtene Halsband von Schaffhausen, das kleine Kasket von Wallis: alles zeigte sich bunt durcheinander gemischt. In einer Gruppe, von der sich die andern Wallfahrer mit einer bescheidenen Hochachtung etwas ferne hielten, unterschieden wir Bänder, Schals und den feinen Anstand französischer Frauen. Die Männer waren weniger zahlreich und gleichförmiger gekleidet; dennoch verrieth sich die verschiedene nationale Abstammung in den Gesichtszügen, und man unterschied unter ihnen Franzosen, Deutsche und Italiener. Alle aber glichen sich in dem Ausdrucke tiefer Ehrfurcht und Andacht; so daß mich in dieser Gemeinsamkeit des Gebetes und Glaubens das Gefühl jeder Sonderung und Vereinzelung verließ, und Alles, was in dem Herzen dieser Christen aufstieg, ihre Gedanken und Wünsche, auch das Eigenthum meiner Seele wurde. Und so vernahm ich im ahndenden Geiste das Flehen der ganzen Gemeinde.

Der Priester.

Heilige Jungfrau, bitte für Alle, deren Seele betrübt und belastet ist, bitte für den Hirten und für die Herde! Möge der Gedanke an meinen Gott und an Dich mir stets gegenwärtig seyn, und mir Wachsamkeit, Sanftmuth und Liebe einflößen. Wirke, Du Reine, daß mich niemals nach irdischem Nutzen gelüste, und daß ich mich bewahre vor der Sünde, damit der Vater nicht zum Aergerniße werde seinen Kindern. Verleihe meiner Stimme die Macht des Trostes, und laß mein Leben seyn, wie ein Feuer in der Finsterniß, welches sich verzehrt, um die Herzen zu erleuchten und zu erwärmen.

Du Pforte des Himmels, öffne dich, und laß von deinem himmlischen Throne deinen Segen auf die Gemeinde niederthauen, die Gott mir übergeben hat; erfülle ihre Seelen mit den stillen Tugenden des Glaubens, und schenke ihnen so viel irdisches Gut, daß sie friedlich dem Tage des ewigen Gutes entgegensehen können.

Du hochgebenedeite und geliebteste Mutter, bitte Gott um das Heil und um den Sieg unserer heiligen Kirche, seiner treuen und demüthigen Braut, und blicke immer huldvoll herab auf unsern heiligen Vater, den Papst, auf unsern Bischof, auf unser Vaterland und auf unsern König!

Ein junger Christ.

Durch Deine Fürsprache, Du süße und gottselige Jungfrau, und durch die Gnade Gottes bin ich der

sündhaften Nacht, in die ich versunken war, entflohen. Aber ich bin noch schwach und schwankend, mein Herz blutet überall, wo ich es gewaltsam vom Bösen losgerissen habe, die Ueberreste von den Ketten, die ich zerrissen, schleife ich mühsam nach, ich vermisse und beklage noch die sündhaften Freuden, denen ich entsagte, und ich zittere vor einem neuen Falle. Darum, o gütigste Jungfrau, vollende Dein Werk, halte mich aufrecht, erhöre mein Gebet. Von Allem, was ich jemals gewollt, von Allem, was ich jemals ersehnt und geträumt habe, verlange ich jetzt nur noch Eines, und ich verlange es treu und aufrichtig trotz dem mürrischen Widerstreben des Leibs, trotz dem aufrührischen Dünkel des Geistes: laß mich ausharren im Guten!

Ach! heilige Jungfrau, mein Leben ist noch so kurz, und dennoch trage ich die Schuld an dem Leiden und an der Versündigung Vieler. Gedenke auch dieser und schenke ihnen Deinen Schutz. Wie qualvoll ist der Gedanke für mich, daß meine Seele vielleicht gerettet, die ihrige aber verloren seyn könne! Gewähre ihnen, Du Milde, die Gnade, die Du mir gewährt, und möge der barmherzige Gott von ihrer Last mir auflegen, was ich zu tragen vermag!

Und Andere haben mich zum Bösen verführt, haben zuerst mein schuldloses Gemüth mit dem gährenden Unrathe befleckt, von welchem es noch nicht heil ist. Verleihe mir die Kraft, ihnen zu verzeihen, und Gott um Verzeihung für sie zu bitten.

O mein Gott! weil ich in dieser Stunde zu Deinen Kindern gehöre, und Du mir gestattest, eine wohlgefällige Bitte zum Himmel zu senden, erleuchte Alle, die ich liebe, meine Verwandte und Freunde und meine ehemaligen Feinde, die nun meine Brüder geworden sind. Schenke ihnen Allen das Glück, das ich ungeachtet der letzten Kämpfe, die ich mit Deiner Gnade siegreich zu bestehen hoffe, schon jetzt in seliger Fülle genieße.

Die Mutter.

O Jungfrau, Heil und Trost aller Leidenden und Kranken! Das holde Kind, das mir Gott geschenkt hat, liegt todesmatt auf seinem Lager. Seine schönen Augen glänzen mir nicht mehr freudig entgegen, wenn ich ihm zulächle, und seine Stimme versucht nicht mehr Deinen Namen zu stammeln, den ich ihm gelehrt habe. Heilige Jungfrau, bitte für mich, erhalte mir mein Kind! Es ist die reine Blume, deren Duft mein Haus erquickt; es ist der Schutzengel, der mein Herz bewacht; es ist der Stral der Gnade, der jede bittere Frucht des Lebens in den süßesten Honig umwandelt. Wenn es in meinen Armen schläft, und ich, in sein Anschau'n versunken, Gott preise und segne, ist meine Seele jeglichem Bösen verschlossen, wird mir keine Pflicht schwer, fühle ich mich von keiner jener Erdenfreuden versucht, nach denen ich mich sonst so innig sehnte. Ich habe nur den einen Wunsch, daß ich sehen möge, wie es groß wird, daß ich hören möge, wie es mit mir betet. O Milde! es ist mir, als wäre ich Jungfrau und Mutter wie Du.

Ist es aber der Wille Gottes, des immer Gerechten und Gütigen, daß der schwache Kahn auf dem stürmischen Meere des Lebens nicht versucht werde, dann, heilige Jungfrau, Mutter der Schmerzen, erbitte mir Muth und Ergebung, und lasse es mich in keiner einzigen dunkeln Stunde vergessen, daß Du Schmerzenreiche am Fuße des Kreuzes aufrecht gestanden bist.

Der Vater.

Heilige, gütige Mutter, ich bete zu Dir für mein Weib und meine Kinder. Wache über sie, während ich für sie arbeite; ich übergebe sie Deinen schützenden Händen. Du weißt, wie ich sie liebe; und dennoch flehe ich zu Dir im Namen Deines göttlichen Sohns, daß sie der Himmel eher zu sich nehmen möge, als daß sie von einer Todsünde befleckt würden.

Der Arme.

Trösterin der Betrübten, bringe meinen Dank für die Kraft, die mir Gott in allem meinen Elende geschenkt hat, zum Throne des Barmherzigen. Die ganze Welt beklagt mich, aber ich finde meine Bürde nicht zu schwer. Wohl habe ich viel gelitten; doch welcher Mensch muß nicht leiden? Manche Thüre, an die ich geklopft, ist verschlossen geblieben; aber welcher Mensch hat nicht oft innig gebeten, und ist hart zurückgewiesen worden? Ich habe keine Freunde, keine Familie; welcher Mensch fühlte aber sein Herz nicht wund und schwer, wenn er etwas liebte außer Gott?

Jene, die mich beklagen, wissen nicht, wie viele edle Seelen mir beigestanden sind, wie viele Christen mich wie

ihren Bruder aufgenommen, wie viele fromme Hände meine Wunden verbunden haben; wie viel himmlisches Manna täglich auf die Wüste meines Lebens herabgethaut ist.

Sie haben die Engel nicht gesehen, die mir auf den dunkelsten Pfaden tröstend zulächeln, und eben so wenig jene friedenreiche Hütten, wo oft ein eben so Armer als ich mir sein halbes Brot um mein halbes Gebet gegeben hat.

Sie ahnden nicht, Du heilige Jungfrau, Du gütigste Mutter der Armen, wie mein Herz von seliger Hoffnung voll und licht ist; denn wenn sie, müde ihrer schwelgerischen Lust, einschlummern, ist es ihnen nicht so oft gegönnt, vom Paradiese zu träumen, wie mir.

Warum beklagen sie mich also? Bin ich nicht auch Dein Kind? kann ich nicht auch beten, wie sie? werde ich länger auf der Erde zurückbleiben müssen, als sie, und nicht in den Himmel kommen mit ihnen?

Heilige Jungfrau, segne meine Wohlthäter und erhalte ihnen ihren Reichthum, den der Dürftige mit ihnen theilt; besonders aber sieh' mitleidig auf Jene herab, die den Nothleidenden nicht als Bruder behandeln, und lindere die Leiden Aller, denen die Kraft des Duldens fehlt und der Entsagung.

Himmlische Mutter, sey gesegnet jetzt und immer!

Der Reiche.

Heilige Jungfrau, mein Vermögen hat zugenommen, und mein Herz ist voll Unruhe geworden. Wenn der Sturm die Wogen des Meers aufwühlte, zitterte ich für meine Schiffe; wenn die Völker in wilder Empörung auf-

standen, zagte ich weniger für die Völker als für meinen Vortheil. Oft widmete ich der Sorge für meine weltlichen Angelegenheiten die Zeit, welche ich zur Erfüllung meiner Pflichten gegen Gott hätte verwenden sollen. Den günstigen und feindlichen Wechselfällen bin ich mit der herben Sorge eines Spielers gefolgt, habe mich, je nachdem Gewinn oder Verlust mich getroffen, maßlos gefreut oder maßlos betrübt, und ich glaube erkannt zu haben, daß mir im Unglücke die Ergebung fremd seyn werde. Darum, o heilige Jungfrau, dulde nicht, daß meine Seele der Sucht nach Reichthümern erliege; bitte lieber Gott, daß er mir nehme, was ich besitze, denn ich verliere lieber meine vergänglichen Güter als meine unsterbliche Seele, lieber das Fett der Erde als die Hoffnung des Himmels. Immer aber bewahre mich vor Hochmuth und Härte. Möge ich der Haushalter des Armen, die demüthige Hand, durch welche Gott seine Wohlthaten vertheilt, das thätige Werkzeug der Vorsehung seyn! und möge ich endlich vor Dir erscheinen als der getreue Verwalter, der lange Zeit den Schlüssel zu den Schätzen seines Herrn besessen, aber nichts davon verschleudert hat!

Der Bräutigam.

Heilige Maria, Jungfrau der Jungfrauen, Du weißt den Namen jener Waise, für die ich täglich bete, und die zuweilen auch meinen Namen in ihrem Gebete nennt. Sie ist sanft und rein; die himmlische Lauterkeit Deiner geliebten Kinder stralt auf ihrem Antlitz; ich meine, mein Vater werde sie lieben und meine Mutter sie mit Freude ihre

Tochter nennen, und dennoch mißtraue ich meinem Herzen. Vielleicht habe ich zu viel in ihre zarten, kindlichschüchternen Augen geblickt; vielleicht den vergänglichen Glanz ihres Frühlings allzusehr bewundert. Bitte zu Gott, heilige Jungfrau, daß er mich erleuchte und führe; daß ich seinen Willen thue, nicht den meinigen; daß ich in Diesem wie in jedem Andern ihm zu dienen, nicht meinen Wünschen zu genügen suche. Wenn die, die ich liebe, ein keusches Weib und eine gute Mutter werden, wenn sie, dem Baume des Segens gleich, reine, dem Herrn wohlgefällige Früchte tragen, wenn sie in mir die wohlwollende und treue Stütze, die ich ihrem Leben wünsche, finden wird, und wenn wir in unserer Liebe uns heiligen und gottseliger werden: dann möge dieser Bund geschlossen werden. Wenn ich aber, mir selbst unbewußt, nur einem flüchtigen, sinnlichen Verlangen folgen, oder in einem andern Stande meinem Erlöser wohlgefälliger seyn und sicherer mein Heil fördern sollte: dann möge Gott mich von ihr, sie von mir entfernen. Ich will ohne Murren das Band gelöst sehen, welches sich seit langen Tagen gebildet hat, und ohne unmuthige Klage von dem Ziele mich abwenden, wohin meine Seele strebt, denn ich will vor Allem nur Gott lieben und nur Gott gehorchen.

Ein junges Mädchen.

Königin der Engel, allerreinste und keuscheste Mutter, hochgebenedeite Beschützerin, mache gnädig, daß ich niemals vor Dir erröthen muß.

Ein anderes.

Süße Zuflucht, die Welt ist mit ihren Träumen und

Freuden vor meinen Augen vorübergezogen, und der Staub ihrer Feste hat mir wie eine dunkle Wolke den stralenden Himmelstern verhüllt, dem ich sonst immer gefolgt war. Wildes Getöse, das mich zugleich schreckt und anzieht, hat die innere Stimme, die mir von Dir erzählte, verstummen gemacht. Mein Herz ist verwirrt, und ich habe hundert Bitterkeiten empfunden, die mir unbekannt waren. Ich erkenne, daß ich zu Grunde gehe und Dich vergesse; ich bin bange, bin unglücklich, und fühle schmerzliche Gewissensbisse; dennoch senke ich mich täglich tiefer in den Abgrund, wohin mich ein Schwindel reißt, der mächtiger ist als meine Entschlüsse. Doch sprich Du ein Wort, gütige Jungfrau, und ich bin gerettet. Maria! Maria! erinnere Dich, daß man seit achtzehnhundert Jahren niemals gehört hat, ein Christ habe Deine Hülfe angefleht, und sey von Dir verlassen geworden. Zeige, daß Du eine Mutter bist, bewahre Dein Kind. Erbitte für mich die Gnade, daß ich Gott immer liebe und nur ihn liebe. Schenke mir den Trost meines stillen Gebets und den Frieden jener Tage wieder, wo ich Dich niemals beleidigt habe.

Der Bruder.

Du Schatz der ewigen Reinheit und ewigen Güte, duftende Himmelsrose, elfenbeinerner Thurm, jedem Hauche des Bösen verschlossen, Sinnbild jeder Tugend, Spiegel der Unschuld, Leuchte der Menschen, milde Jungfrau! ich habe zwei Schwestern, zwei noch heilige Kinder, zwei weiße Tauben, fromm geborgen im mütterlichen Neste. Noch singen und lachen sie spielend in bewußtloser Unschuld, aber

die Stunde naht, wo sie die Schwelle der ernsten Jahre erreichen, über das Geheimniß des Lebens nachsinnen, und seine verlockenden Blumen und Früchte betrachten werden. Weise Jungfrau, schütze sie dann, damit ihr unwissendes Auge nicht von jenem Zauber berückt werde; bewahre sie vor dem Gifthauche, der die jungen Blüten verwelkt, vor unfruchtbaren Thränen, vor schamhafter Angst, vor verderblichen Wünschen; erhalte sie demüthig und rein, dem Gesetze Gottes gehorsam, offen und treu bis zum Grabe. Möchten sie sittsame Jungfrauen, geduldige und ergebene Frauen, wachsame und fromme Mütter seyn; möchten sie mit den wachsenden Jahren die Tugenden ihres Standes und Alters gewinnen, ohne jemals die zarten Tugenden des Kindes zu verlieren; möchten sie niemals sehen, hören und kennen, was eine Christin nicht sehen, hören und kennen soll; möchte Dein heiliger Name stets auf ihren Lippen, Dein Beispiel stets vor ihrem Geiste seyn; möchten sie Dich preisen und segnen fort und fort im Leben wie im Tode!

Der Künstler.

Höchste Schönheit, heiliges Urbild, himmlischer Lichtquell, glänzender Blumenstrauß aller Wunder und Tugenden, Meisterwerk aller göttlichen Werke! wer immer hienieden seine Stimme und seine Gedanken vernehmen lassen will, muß Deine Hülfe erflehen. Und wenn der Künstler nicht einen Stral von jener Flamme in seinem Herzen hegt, von welchem die Heiligen umglänzt waren, so wird er nur ein knechtisches Werkzeug von dem rohen Gelüsten der Menge oder dem Hochmuthe der Mächtigen. Er verkauft

den Geist, den ihm der Himmel zur Belehrung und Freude seiner Brüder und zur Ehre Gottes geschenkt hat, auf gut Glück derjenigen Hand, die das meiste Gold beut. Er verdammt sich selbst zu unwürdiger Anstrengung, wird das Echo niedriger Leidenschaften, der Schmeichler des verdorbensten Geschmacks, der gemüth- und glaubenlose Dollmetscher von tausend fremden Einfällen, und sein Werk vergeht wie der schmutzige Lohn, womit es gezahlt worden ist. Stärke mich, Du heilige Beschützerin der edeln Künste, daß ich niemals so tief sinke, die Gaben, die ich dem Dienste des Herrn widmen soll, im Solde der unsaubern Weltlust zu entweihen. Möge der reine Weitzen meines Geistes nicht mit dem Unkraut menschlicher Interessen vermengt werden; möge jedes Werk meiner Hand eine Lehre oder ein Gebet seyn, und möge jede Blüte meiner denkenden Seele die reinen Herzen erfreuen, und das Lob der Himmel verkünden!

Der Sohn.

Die mir das Leben gaben, die geliebten Eltern, werden vor dem ewigen Richter erscheinen wie einfältige, zutrauliche Kinder! Sie werden hoffnungsvoll die Hände zu ihm erheben, die von der Arbeit hart und rauh, aber niemals mit unrechtmäßigem Erwerb befleckt geworden sind; sie werden ihm ihr redliches, allen bewußten Verpflichtungen getreues Herz darlegen. Wenn dies aber zu ihrer Rechtfertigung nicht genügt, dann ergänze das Fehlende, heilige Jungfrau, durch Deine Fürbitte, und erwirke auch mir die Gnade, daß ich durch Reue, Opfer und Buße gleichfalls etwas dazu beitragen darf.

Der Bürger.

Gütige Jungfrau! Aus dem schönen Frankreich komme ich hierher in diese ferne Gegend, um für mein Vaterland zu beten. Vergiß es nicht, daß in frühern Jahrhunderten ein frommer König es unter deinen Schutz gestellt, und daß seitdem jeder gläubige Franzose das Recht hat, diese Darbringung zu erneuern und Dich als die Schutzheilige seines Landes zu betrachten. Darum wage ich es, ein unwissendes und unbekanntes Kind Frankreichs, dich um den Schutz seines Ruhms, seines Glücks und seiner Ruhe anzurufen, und ich bitte zu gleicher Zeit die heilige Genoveva, den heiligen Ludwig und den heiligen Bernhard, alle unsere Martyrer und Heiligen, es mit Dir der Barmherzigkeit des Allmächtigen zu empfehlen. Wende den Zorn des Himmels von seinem Volke ab, versöhne unsern Haß, tilge unsere Zwietracht, stärke unsern Gehorsam, belebe unsern Glauben. Möchten wir uns im Gebete wieder als Christen, in der Liebe wieder als Brüder erkennen; möge die katholische Leuchte durch den wachsamen Eifer der Diener Gottes in unserer Mitte wieder zur flammenden Glut und zur sonnenhellen Klarheit auflodern! Begeiste unsere Künstler, unsere Schriftsteller und Jene, deren Gedanke oder Rede die Massen bewegt; begeiste vor Allem die Männer, welche der göttliche Wille zu der furchtbaren Würde von Führern der Nationen berufen hat. Du Sitz der Weisheit und Spiegel der Gerechtigkeit, lenke ihre Rathschläge und Entschlüsse; mögen sie nur weise Gesetze geben, nur

gerechte Kriege unternehmen, niemals mit Gottlosen sich verbinden; möge man es nie schauen, daß sie die Ehre und die Zukunft des Königreichs der Habsucht von Geldwucherern überantworten. Mögen sie vielmehr stets die Stütze des Unterdrückten und die Vertheidiger des Glaubens seyn, so daß in keinem Theile der Welt ein christliches Volk verzweifeln könne, so lange noch ein Schwert unter der Fahne Frankreichs blitzt. —

Einsiedeln, Julius 1838.

An E. von ***.

Noch immer schmerzliche Seufzer und Klagen! Immer quält Sie die Gegenwart, und Ihr Blick haftet nur auf Dem, was nicht mehr ist. Dieses stets wiederkehrende, trübselige Hinneigen zur Vergangenheit, ich bekenne es, macht mich für Ihre Zukunft zittern. Hören Sie den Rath eines Bruders; wenden Sie Ihren Blick von den Bildern ab, die sich nur in dem flüßigen Kristall Ihrer Thränen abspiegeln; und wenn es wahr ist, daß Sie der Entsagung bedürfen, so entsagen Sie in muthiger That, ohne zu sagen, daß Sie entsagen.

Beklagen Sie sich nicht! Die Klage ist ein Zweifel, und der Zweifel ist ein Mangel des Glaubens. Sie zweifeln, daß Gott mit väterlicher Liebe für Sie gesorgt habe; Sie wähnen, Sie hätten Ihr Leben besser ordnen und gestalten, Sie hätten mehr Glück und Freude genießen kön-

nen, als Ihnen beschieden wurde. Dies, arme, wunde Seele, ist thöricht. Ist es denn also mit dem Menschen beschaffen, daß wir auf der Welt nur nach Lust und Freude zu suchen, nicht aber unser Heil zu wirken haben?

Die Bahn des Heils ist es, auf die Gott jedes christliche Wesen führt, und sie ist es, zweifeln Sie nicht, auf welcher auch Sie sich befinden. Was würde Ihnen in der Stunde des Todes von allen jenen Freuden übrig bleiben, die Sie auf der Lebensbahn, wie Ihr Sinn und Herz sie gezeichnet, gewonnen hätten? Wäre es etwas Anderes und mehr, als Ihnen jetzt von der Vergangenheit geblieben ist? Die Prüfungen dagegen, die der Wille Gottes, der wohl weiß, was Sie tragen können und was Ihnen zuträglich ist, über Sie verhängt hat, werden nur eben so viele Stralen in der ewigen Krone seyn, die jedem frommen Dulder aufbewahrt ist.

Sie finden Ihre Tage mit strengen Pflichten belastet und gefesselt, und Sie haben von süßeren Stunden geträumt. Preisen und segnen wir Gott für alle Dinge, aber am innigsten und zärtlichsten wollen wir ihn segnen, wenn er uns den Gegenstand einer irdischen Sehnsucht nimmt! denn keine schwerere Bürde wird uns auferlegt, als das Nichts eines erfüllten Wunsches, als die trügerische Täuschung einer lang ersehnten, nun in bittere Galle umgewandelten Lust. Dem Unglück, das mit offenem Antlitz an uns heran tritt, bieten wir leicht die Brust; wenn aber das Unglück wie ein Vampyr uns umschlingt, während wir die Glückseligkeit zu umfassen

hofften: dann ist es dem Stärksten schwer, nicht zu unterliegen.

Es gibt gar Vieles, was Sie nicht zu enträthseln vermögen, und jeder empfängt von der göttlichen Barmherzigkeit die Gnadengaben, die seiner Eigenthümlichkeit entsprechen. Wen Gott, wie Sie, vor Stürmen bewahrt hat, der ahndet nicht, wie viel Lüge unter den Genüssen der Welt verborgen ist; er sehnt sich oftmals darnach, und dies ist seine Prüfung. Andere, die lange jenen vergänglichen Scheinblüten nachgejagt, und im Haschen nach ihnen an allen Dorngeflechten des Wegs sich blutig zerrissen haben, litten, fielen: aber sie wissen nun, was von den Verheißungen des Lebens zu erwarten ist, und dies ist ihr Trost.

Vielleicht haben wir beide, auf verschiedenen Wegen, nach dem nämlichen Ziele gestrebt, und beide sahen wir zwischen uns und unserm süßen Hoffnungsbilde unübersteigliche Schranken sich erheben. Ich aber bin ruhig, und Sie seufzen; darum, weil Sie an Ihren Traum glauben, während ich weiß, daß mein ganzer Traum nur eine eitle Lüge gewesen ist. Doch beneiden Sie mich nicht um diese Weisheit, denn ich habe sie theuer erkauft. Sie sind im Frieden und in ruhiger Stille fortgewandelt, ich habe auf leichtem Kahn mit Stürmen und Wogen gerungen; Sie haben die freundlichen Ufer und den kühlen Schatten niemals verlassen, ich habe oft in dürrer Wüste, die mir aus der Ferne wie ein blühender, gesegneter Garten erschien, geschmachtet; Sie haben

ruhig den Anker fallen lassen, ich habe mehr als einmal im ersehnten Hafen Schiffbruch gelitten; Sie tändeln und kosen mit ihren Erinnerungen, ich erröthe, wenn eine der meinigen erwachen will. Nehmen wir deswegen Beide in Demuth den Theil hin, der uns beschieden wurde, und streben wir beide von jetzt an nur einem Ziele entgegen, das uns weder entschwinden noch täuschen kann.

Erkennen Sie, daß die menschliche Lust wohl übersättigen, aber nicht sättigen, daß sie brennenden Durst erregen, nicht aber stillen kann. Man genießt davon, und man will mehr, man will immer, und man endet damit, daß man zur unseligen Stunde von den erlaubten Freuden zu den unerlaubten fortgerissen wird, wie Derjenige, den der Wein nicht mehr reitzt, sich mit Gift trunken macht.

Der Becher, aus welchem wir unsere Prüfungen trinken müssen, schmeckt am Rande bitter; doch statt ihn zurückzustoßen, wie Sie klagend thun, leeren Sie ihn muthig, und Sie werden Honig auf dem Grunde finden, und nur den lieblichsten, gewürzigsten Nachgeschmack bewahren.

Gleichen Sie nicht den Kindern, die von einem festlichen Male mehr genießen wollen, als ihrem Bedürfnisse zukommt, und die bitterlich weinen, wenn der vorsichtige Vater ihnen zuruft: genug!

Vor Allem machen Sie nicht die Welt zum Zeugen Ihrer Klagen, denn Sie haben Ursache zu fürchten, daß sie sich bemühen möge, Sie zu trösten, und daß

Sie ihren Tröstungen zugänglich würden. Die Welt wird Ihnen niemals die Bürde tragen helfen, sondern sie wird Ihnen rathen, solche abzuwerfen. Kann es aber dies seyn, was Sie wollen?

Und dann, was können Jene sagen, die Sie vernehmen? „Siehe da, werden sie denken, eine christliche, gläubige Seele, und dennoch in schmerzlicher Verwirrung und muthlos klagend!“ Und ohne zu bedenken, daß Sie durch dieses Murren sündigen, werden jene zu einem irrigen Urtheile über das göttliche Gesetz verführt, werden wähnen: es gewähre keine Hülfe, verleihe keine Kraft und keinen Trost. Vergessen Sie aber nicht, daß es oft nicht mehr bedarf, um einen schwankenden Sünder wieder vom rechten Pfade zu entfernen, um ein schon bewegtes Herz wieder zu erkälten, und daß also ein einziges unkluges Wort für die Zuhörer zur Quelle des ewigen Verderbens werden könne.

Lassen Sie mich Ihnen wiederholen, was ich vor wenigen Tagen im Beichtstuhle vernommen habe, den auch Sie recht oft besuchen sollten: „mein Kind, ich beschwöre Sie, verherrlichen Sie die Religion! Möge die Welt niemals sagen können: dieser hat uns wohl verlassen, aber schon kehrt er wieder zu uns zurück; jener Glaube, dessen süße Tröstung und Kraft man uns rühmt, ist nur eine machtlose Lüge.“

Gewiß, ich vertraue Ihnen zuversichtlich, diese Gefahr droht Ihnen nicht; Sie werden sich den Verirrungen der Welt nicht wieder zuwenden, Sie werden

noch weniger jetzt thun, was Sie niemals gethan haben; ist es aber nicht schon allzuviel, für die Andern und für Sie, den Gedanken daran zu wecken?

Und sind Sie denn in Wahrheit so beklagenswerth? Blicken Sie doch um sich; wie viele duftende Blumen blühen im frischen Glanze, wie viele köstliche Früchte bieten sich Ihren reinen Händen dar! Spielen nicht im eigenen Hause lächelnde Engel um Sie, vernehmen Sie nicht alle Tage Stimmen, die in Ihrem Herzen ihren Wiederhall und ihre Heimath haben! Wissen Sie nicht, daß Sie geliebt und geachtet sind, und daß sich bei Ihrem Leiden jedes Auge trübt? An Ihrem Glücke, Sie holdes aber verwöhnteigensinniges Kind, fehlt nichts als der Wille, desselben froh zu werden.

Wie viele Menschen beten dankbar zu Gott, die niemals begabt und begnadigt wurden, wie Sie; die vereinzelt, vom Hasse geächtet, auf der unwirthbaren Erde keine Zuflucht besitzen und keinen Freund!

Aber Sie sind jung, Sie können noch nicht leben ohne zu träumen. Wohlan! erheben Sie das Auge zu dem Himmel, lassen Sie ihren Geist auf kühner Fahrt den blauen Aether und die leuchtenden Gestirne durchdringen, und trämen Sie nur im und vom Himmel. Und wahrlich, Sie werden ihn schöner schauen, als Ihre Träume ihn zu schmücken vermöchten.

Und wenn die Jahre fortschreiten, so klagen Sie nicht über die Blüte, die verwelkend abfällt, sondern sorgen Sie für die Frucht, die reifen soll. Was liegt

daran, daß der rauhe Wind diesen Blüten des Augenblicks wehe gethan! hat ja doch der Baum seinen Werth nicht von den Blüten, sondern von den Früchten!

Immer aber und in jeder Lage kehren Sie zu dem einen Gedanken zurück, und halten Sie ihn fest mit gläubiger Seele: den Gedanken, der aus dem Grabe, worin alle Hoffnungen der Erde versenkt wurden, eine himmlische Hoffnung aufsprossen läßt.

Und nun, leben Sie wohl! — Hat Sie eines meiner Worte unsanft berührt, so löschen Sie dieses Wort aus, und urtheilen Sie nur nach meiner Gesinnung, nach meiner Absicht. Vielleicht dürfen Weltkinder meine Sprache streng und herb finden; wir jedoch reden zusammen, wie Christen in treuer Liebe zusammen reden sollen. Es ist uns geboten, wachsam zu seyn für unsere Brüder, und es ist Ihnen auch wohl bewußt, daß, wenn unsere Liebe sich verirrt, die ihrige uns rathen und warnen soll. Vergessen Sie dies niemals.

Ich grüße und liebe Sie in der Liebe unsers Herrn.

Zürich.

Zürich, mit einer Bevölkerung von mehr als vierzehntausend Einwohnern, liegt an den beiden Ufern der Limmat, die hier aus dem Züricher See abfließt, ist alterthümlich mit engen, unregelmäßigen, großentheils abschüssigen Straßen gebaut, und genießt den zweifachen Ruhm, der Mittelpunkt der Reformation in der Schweiz gewesen, in der Gegenwart aber eine der blühendsten Handel- und Fabrikstädte, ja, wie die neuen Landesbeschreibungen versichern, in Kunst und Wissenschaft das Athen der Schweiz zu seyn.

Im Allgemeinen läßt sich die sittliche Chronologie der Völker in vier oder fünf Worten ausdrücken: Handel, Reichthum, Hochmuth, Irrglaube, Verderbniß. Auch Zürich ist seit ein Paar Jahrhunderten, wie so viele andere Orte, bei den letzten Worten angekommen, und das muß sehr beklagt werden. Denn seine frühe Jugend war gar herrlich und lebensfrisch, und ließ ein so nahes und verhängnißvolles Erkranken keineswegs erwarten. Seinen Ursprung verdankt es zwei frommen Stiftungen,

und schon im Jahre 697 erbaute Ruprecht, ein fränkischer Edler in dem allemannischen Helvetien, das große Münster auf einem Hügel am rechten Ufer der Limmat. Bestimmt und nachweisbar tritt es aber erst mit der Zeit und dem Namen des großen Carl's in die Geschichte ein, dessen Urenkelinnen, Hildegarde und Bertha, Töchter des Königs Ludwigs von Ostfranken, im Jahre 883 am linken Ufer der Limmat das Frauenmünster erbauten. Als eine wohlthuende Erinnerung an jene fernen Tage bewahrt man noch ein Züricher Gesetz, welches in einem sehr strengen Winter erlassen wurde, und allen Bürgern der Stadt sorglich verbietet, die armen Vöglein des Himmels zu tödten, die, vor Kälte und Hunger dem Tode nahe, scharenweise in den Häusern Schutz und Rettung suchten.

Indessen flüchtete sich eines Tags auch ein Mensch, ein Priester, Namens Zwingli nach Zürich. Ein thätiger und kräftiger Geist, hochmüthig, hartnäckig, von zweideutigem Rufe und ohne sittliche Würde, hatte er die Keime der Wiclef'schen Irrlehre und was von den ersten Erklärungen Luthers zu seiner Kunde gelangt war, schon zur reifen Frucht entwickelt, so daß man ihn schon von mehrern Pfarreien, zuletzt von der zu Einsiedeln entfernen mußte. Ein innerer Trieb, der Instinct des Raubvogels, trieb ihn nach Zürich; er ließ sich im Jahre 1518 dort nieder und schritt rasch zum Werke.

Es gehört zu den eigenthümlichen Thorheiten oder auch wohl gelungenen Taschenspielereien der Herolde

und Götzendiener der Reformation, den Instinct der Zerstörung als Genie, die Zerstörung als Kraft zu verehren und zu preisen. Man übersieht dabei gerne, daß ein blödsinniger Bube in einer flüchtigen Stunde mit seinem Hammer alle Meisterwerke Michel Angelo's zerstören kann, und daß, wie dieser den Marmor zertrümmert, der kecke Sophist, sobald man ihn gewähren läßt, eben so bald die Ideen, auf denen die Grundverfassungen ruhen, verwüsten wird. Kraft und Geist mögen nur an der Masse des Geschaffenen, des positiv und erzeugend Gewirkten gemessen werden, keineswegs aber an der Leugnung und Vernichtung des Gegebenen und Lebendigen. Die Kirche hatte ein Bett mit unermeßlich hohen Ufern gegraben, in welchem die Weltströmung der Menschheit, einem zugleich furchtbaren und wohlthätigen Flusse gleich, mächtig aber umschlossen sich fortbewegen sollte. Da kam die neuernde Häresie, und brach weite Oeffnungen in das sichernde Bett. Was war aber die Folge? Unheilbare Verwüstungen, zahllose Felsenriffe und Untiefen, gifthauchende Sümpfe, Thränen, Ruinen, Tod und Verzweiflung. Wohl fühlt sich in jenen Sümpfen mancherlei Gewürm und Gethier heimisch und behaglich, und mag Jenen, die ihm ein so schönes Erbgut angewiesen, dankbar Ehrendenkmale errichten: aber es wird dem denkenden Menschen auch erlaubt bleiben müssen, bedeckten Hauptes vor solchen Götzenbildern vorüber zu gehen. Indessen hat der Irrglaube im Laufe so vieler Jahrhunderte, von dem ehrsamen Bürgersmann zu Lyon Petrus

Valdus an bis zur neuen Zeit, unter seinen Vorkämpfern kaum einen schwacheren Geist gezählt, als Zwingli.

Die Gegner der Kirche suchten gewöhnlich dadurch Boden zu gewinnen, daß sie sich mit der weltlichen Macht verbanden, indem sie dieser jede Gewalt über das Volk und über die Geistlichkeit beilegten; und auch Zwingli folgte diesem Wege. Schon lange war der große Rath von Zürich auf die Rechte dss Bischofs eifersüchtig, und suchte solche an sich zu reißen, allein diese schon etwas alten Versuche waren mit dem Kirchenbann bedroht, und diesem wagte man um so weniger Trotz zu bieten, als die Völker, von dem Naturtriebe der Selbsterhaltung geleitet, in demselben ihre beste Vertheidigung und die sicherste Schutzwehr gegen die Angriffe und Bedrückungen ihrer Rechte und Freiheiten erkannten. Zwingli zeigte der Regierung die Bahn, auf welcher sie dieser Verlegenheit gründlich ausweichen konnte, und er war willkommen.

Im Jahre 1523 wurde auf sein Begehren eine Besprechung angekündigt, die Versammlung fand unter dem Vorsitze des Bürgermeisters statt, und so hatten sich die wackern Bürger des großen Raths im Sturmeslaufe zu Richtern in theologischen Streitigkeiten befördert. Freilich handelte es sich weniger darum, zu entscheiden, ob Jedem die Auslegung des Evangeliums freistehe, als zu wissen, wem die Gerichtsbarkeit über die Geistlichkeit zufallen sollte. Unter siebenundsiebenzig von Zwingli aufgesetzten Artikeln bestimmte einer, daß diese

Gerichtsbarkeit der weltlichen Obrigkeit gebühre, welcher jeder Christ unterthänig seyn müsse.

Die Verhandlung wurde rasch vorwärts gedrängt, die katholischen Theologen, stets mit rohen Beleidigungen überhäuft, so oft sie sprachen, mußten bald verstummen, und die Versammlung faßte, nach einer kurzen Berathung, über die angeregten Gegenstände des Dogma und der Disciplin, so wie über die künftige Stellung der Prediger und Anhänger der neuen Lehre ihre Beschlüsse in der Art, daß von diesem Augenblicke an die Reformation als vollzogen betrachtet werden konnte. Indessen wurde der bequeme Triumph der jungen Kirche Zwingli's sehr bald durch das protestantische Sectenwesen und vorzüglich durch die fanatischen Wiedertäufer, die auf dem Gebiete von Zürich sehr zahlreich wurden, getrübt. Man sah sie eines Tags in Massen durch die Stadt ziehen, mit Stricken und Weidegeflechten umgürtet, Schmähungen gegen Zwingli ausstoßend, und Zürich mit naher Verwüstung bedrohend. Zuletzt gelang es aber dennoch, durch etwas ernsthafte Maßregeln, durch Ertränkungen und ähnliche beruhigende Mittel ihren Eifer abzukühlen.

Jetzt wünschten die eidgenössischen Orte so vielen Unordnungen ein Ziel zu setzen. Eine zu Einsiedeln im April 1526 gehaltene Tagsatzung bestimmte eine Zusammenkunft zu Baden, Zwingli erhielt freies Geleite und wurde dahin eingeladen; allein er war zu ängstlich, und bewirkte einen Erlaß von Seite des großen Raths, der ihm verbot, jener Versammlung beizuwohnen. In diesem

Augenblicke wurde das große Werk der Zwingli'schen Propaganda beinahe ganz nach Bern verlegt, wo sich doch noch Muth zeigte, während zu Zürich der Irrglaube in seiner ganzen Schmach erschien; in ärmlichen Prahlereien und trotzigem Gelüsten sich erschöpfend, aber, wo es die That galt, zu den geringsten Leistungen zusammenschrumpfend.

Jetzt, wo die Annahme der Reformation von Bern definitiv ausgesprochen wurde, war damit für die ganze Schweiz das Signal zu einem furchtbar auflodernden Kampfe gegeben. Die losgebundenen Leidenschaften hatten in dem Kerne aller Herzen den Haß entzündet und den Zwiespalt ausgesät; und nicht die Cantone nur waren unter sich getrennt, sondern die Städte, die Pfarrgemeinden, die Familien selbst theilten sich in feindliche Lager. Aber mitten in diesem wüsten Sturme schlossen sich die fünf katholischen Cantone Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug und Luzern mit heiligem Eidschwur zusammen, an der alten wahren Religion festzuhalten. Ihnen entgegen verbanden sich Zürich und Bern für die Reformation, Zwingli suchte nach Kräften das Kriegsfeuer anzufachen, und man stand sich schon mit gezücktem Schwerte gegenüber, als es noch einmal, größtentheils durch protestantische Vermittlung, gelang, im Jahre 1529 einen übertünchten Frieden, durchaus zum Nachtheile der Katholiken, die jedoch seine Bedingungen pünktlich erfüllten, zu schließen. Nun glaubten die Protestanten, im Gefühle ihrer bessern Stellung und die Mäßigung ihrer Gegner nur der Furcht

zuschreibend, Alles wagen zu dürfen. Zwingli, seinem Denkspruche: das Evangelium will Blut, getreu, mahnte stets zum Kampfe, und verkündete leichten Sieg. In einer am 21. September 1531 gehaltenen Rede rief er seinen Zuhörern zu: „erhebt euch, und beginnt den Kampf, die fünf Cantone sind in eurer Gewalt. Ich werde an der Spitze eurer Scharen zuerst in den Feind einbrechen. Dann werdet ihr die Kraft Gottes empfinden; denn wenn ich mit der Wahrheit des Worts zu ihnen sprechen und sie fragen werde: was sucht ihr, Verruchte? dann werden sie, von Furcht und Schrecken ergriffen, verstummen, sich rückwärts wenden, und wie die Juden am Oelberge vor dem Worte des Herrn in wilder Flucht davonstürzen. Ihr werdet sehen, wie die Geschütze, die sie gegen euch aufgefahren haben, gegen sie gekehrt, und sie selbst niederschmettern werden. Und so werden auch ihre Piken und Schwerter nicht euch, sondern nur sie selbst zu Tode treffen."

Als aber die fünf Cantone, zum Aeußersten gedrängt, ihren Unterdrückern den Frieden aufkündigten und den Kampf boten, änderte der Prophet, das Heranbrausen des Sturmes ahndend, den Ton. Von Angst zerstört sah man ihn bei der Erscheinung eines Cometen erbleichen, und Allem ein schlimmes Ende, sich aber den Tod weissagen. Seine Anhänger, denen er so feierlich und umständlich den Sieg verheißen hatte, nöthigten ihn jedoch, mit ihnen zu ziehen, und besetzten den Ort Cappel, wo sie von den Katholiken am 11. Okt. 1531 angegriffen und

vollständig geschlagen wurden. Die Züricher, nachdem sie ihre Geschütze, Fahnen, Vorräthe und über fünfzehnhundert Mann, worunter man siebenundzwanzig Rathsherrn und mehrere Prediger zählte, verloren hatten, flüchteten in Unordnung vom Schlachtfelde. Zwingli, schon im Anfange des Gefechtes verwundet, war bewußtlos niedergesunken, und von den seinigen verlassen worden; erst nach der Schlacht kam er wieder zu sich, und suchte sich aufzuraffen, als katholische Kriegsleute ihn bemerkten, und, weil sie ihn schwer getroffen sahen, ihm einen Beichtvater anboten; da er aber, der Sprache nicht mehr mächtig, es durch Zeichen verweigerte, ihn, ohne sich abschrecken zu lassen, dringend aufforderten, seine Seele der Fürbitte der heiligen Jungfrau zu empfehlen. Als er aber wiederholt auch dies zurückwies, ließ sich einer der Männer vom Zorne hinreißen, und stieß ihm mit den Worten: „so stirb Ketzer, wenn du nicht anders willst!" das Schwert in die Brust. Sein Leichnam wurde erst am folgenden Morgen erkannt, die Landleute hielten über den Unglücklichen, der ihre und des Vaterlandes Leiden zunächst verschuldet und herbeigeführt hatte, ein förmliches Gericht, und verurtheilten den todten Ketzer, nach den damals gültigen Reichsgesetzen, als Haupt einer Secte zum Scheiterhaufen.

Ein erhebender Anblick mag es gewesen seyn, als, nachdem die Schlacht geschlagen war, die katholischen Scharen nach alter Sitte niederknieeten, und Gott für den Sieg dankten. Viele ihrer Priester waren ihnen ins Gefecht gefolgt, um zu beten, den Verwundeten beizuspringen, die

Beichte der Sterbenden zu hören; und gewiß haben nicht alle besiegten Irrgläubige wie Zwingli im letzten Augenblicke die Versöhnung mit Gott verweigert. Während deswegen in der Ferne der Kampf mit den flüchtigen Haufen sich fortsetzte, sah man Geistliche, die als Opfer ihres Eifers selbst verwundet waren, den reuigen Feind, dessen Schwert sie vielleicht getroffen, von der Sünde lossprechen, und als Martyrer mit schwacher Hand die Pforten des Himmels noch ihren Mördern öffnen.

Dies war die Schlacht von Cappel. Die Züricher brauchten einige Tage, um sich von der Bestürzung und schweren Niederlage zu erholen, indessen wuchs mit den ankommenden Hülfsvölkern von St. Gallen, Toggenburg, Thurgau, Graubündten, Bern, Solothurn und Basel ihr Muth, und sie griffen die Katholiken am 21. October abermals mit sehr überlegenen Kräften am Zuger Berge an, wurden aber zum zweiten Male gänzlich geschlagen. Jetzt löste sich der protestantische Bund auf, Bern und Zürich wünschten sich zu vertragen, und die Katholiken machten sehr gemäßigte und redliche Vorschläge, die aber trotzig verworfen wurden. Allein zehn Tage später, nachdem die Katholiken ihrer Seits angegriffen, den Feind aus seinen Stellungen verdrängt hatten, und bis an die Thore von Zürich vorgedrungen waren, mußten die Protestanten froh seyn, jene Vorschläge anzunehmen. Es wurde demnach am 16. November ein Vertrag unterzeichnet, worin Zürich sich von seinen Verbündeten lossagte, und im Wesentlichen sich verpflichtete, „die fünf Cantone mit ihren Freunden

und Anhängern für jetzt und für alle Zukunft bei ihrem alten, wahren und unzweifelhaften christlichen Glauben zu belassen, sie nicht durch Ränke und Streitigkeiten zu beunruhigen oder zu beleidigen, und in dieser Hinsicht auf alle Ausflüchte, heimliche Vorbehalte, auf List, Täuschung und Betrug vollkommen zu verzichten." Sie zahlten überdies die Kriegskosten, und sorgten für die Herstellung Desjenigen, was in verschiedenen Kirchen zertrümmert und weggenommen worden war. Sechs Tage später unterzeichnete auch Bern dieselben Bedingungen.

Der Schützenplatz mit seinen schönen Baumanlagen zwischen der Limmat und Sihl ist ein so anmuthiger Spaziergang, daß die Reisenden ihn auch dann gerne besuchen würden, wenn das Denkmal Salomon Geßners nicht dort stände. Ich wenigstens gehöre keineswegs zu den Verehrern dieses süßlichen Liebhabers der Natur, der seine dünne, unschmackhafte Begeisterung in verkünstelten Landschaften und in schalen, weinerlichen Idyllen zu Markte trug; fand auch das Denkmal ziemlich lächerlich, und den ärmlichen marmornen Topf auf einem ungeschickten Fustgestelle mit der anmaßlich gezierten Inschrift dem Wesen und Verdienste des gefeierten Schriftstellers wohl entsprechend. Allein die herrliche Promenade verlor dadurch nichts von ihren Reitzen; die Limmat fliegt wie ein Pfeil unter dem kühlen, schweigsamen Schatten der duftenden Laubmassen hin, und es läßt sich dort so süß und freundlich träumen, daß man sogar die Gefahr nicht scheut, zur Geßner'schen Dichterschule gezählt zu werden.

Beim Hin- und Wiedergehen sah ich zwei junge Männer, die sich im Kreise um das Denkmal herumbewegten, und sich nicht wenig daran zu ergötzen schienen. Schon aus der Ferne konnte ich aus ihrer rücksichtslosen lauten Fröhlichkeit vermuthen, daß es Franzosen seyen, aber meine Freude wurde so groß wie ihre Ueberraschung, als ich, näher tretend, in ihnen zwei alte Freunde und Genossen, beide redlich und heiter, erkannte, die ich während meiner letzten Wanderungen in bösen und in guten Tagen so oft an meine Seite gewünscht hatte. Wer lange Zeit von der Heimath und allen geliebten Menschen ferne gewesen, der ahndet leicht, mit welchem Gefühle ich in ihre Arme flog.

Was bringt ihr Neues aus Frankreich? war meine erste Frage.

Emil begann nun eine lange Erzählung, aus Namen, Journaltiteln, Parteibezeichnungen und andern vergessenen Dingen zusammengesetzt, derer ich mich um so schwerer zu erinnern vermochte, als mir das Verständniß derselben durch die Umwandlung, die sich seit sechs Monaten in den Gewissen und Interessen ergeben hatte, beinahe gänzlich abhanden gekommen war. — Was soll dies Wischiwaschi? rief ich, was erzählst Du mir für läppische Dinge? gibt es etwa in Frankreich nichts anderes als solche Erbärmlichkeiten? —

Wenn es noch andere Dinge gibt, erwiederte er ruhig, so wissen wir wenigstens nichts davon. Damit beschäftigen wir uns eben; und obgleich es mir jetzt, wo ich

dem engen Kreise unserer Scribler und Umtreiber ferner bin, eben so gut wie Dir scheinen will, dies ganze Drama sey über Gebühr jämmerlich, so weiß ich doch nicht, ob unser schönes Frankreich auch etwas davon merkt.

— Das wenigstens ist gewiß, fuhr Julius fort, daß es nicht viel davon kundgibt. Nichts deutet auf eine ernstere, größere Thätigkeit der Geister, auf einen reineren, höheren Willen. Die Regierung schlägt zuweilen ganz gute Sachen vor, die man verwirft, und vollbringt sehr schlechte, die man gerne verwerfen möchte. Die Journale haben sich täglich Vielerlei zu erwidern, wieder zu erwidern, und abermals zu erwidern. Die Dichter schreiben Romane, worin sie Thorheiten erfinden, die man zu Charenton für unmöglich hält; Verbrechen, die noch bei keinem Assisenhofe vorgekommen sind, und philosophische Systeme, die einem schwärmerischen Deutschen oder Engländer allzukühn erscheinen würden. Die Parteien zerstören, eine nach der andern, Alles, was sie von guten und ehrenhaften Principien bewahren könnten, und leisten sich bei ihrer gegenseitigen Herabwürdigung gegenseitig die besten Dienste. Täglich wird ein Band zerrissen, eine Ueberzeugung vernichtet, ein Abfall erklärt, ein Gewissen verkauft, eine Feigheit begangen, ein geheimer Betrug offenbar, ein Rest von Scham abgenützt. Und mitten inne windet und streckt sich das Land trostlos hin und her, formlos und zwecklos. Handelt es sich von einer Wahl, so sind es die Interessen, die sie bestimmen, oder die Leidenschaften, alberner und chierischer noch als die Interessen. Nichts entwickelt sich,

nichts keimt und blüht, nichts wächst, weder in der Kunst, noch in der Philosophie, noch in der Politik. Wir haben nur unfruchtbare Bäume gepflanzt, nur wasserlose Brunnen gegraben; und man möchte sagen, jede Mannheit sey verschwunden, und unsere Zeit habe die Zeugungskraft verloren. Nichts tritt aus dem widrigen Gewühl scharf und bleibend hervor, als ein furchtbarer Trieb nach Reichthum und Genuß, der kein Mittel scheut; man hört nur noch ein Getöse von tausend und tausend schmähenden und hadernden Stimmen; man sieht nur zweideutige Handlungen, Menschen, die ihre Schamlosigkeit als Muth, ihre Feigheit als Klugheit bezeichnen. O, mein Freund, es ist ein herzzerreißender Anblick, und wir sind dahin gebracht, daß wir große, öffentliche Unglücksfälle wünschen müssen, um aus diesem Sumpfleben herausgeschleudert zu werden. Ich wollte, daß ein großer Krieg sich entzündete, damit wir aus diesem Hundestall voll gemeiner Kläffer doch wieder ein Paar Löwen herausschreiten sähen.

— Beneide nicht andere Länder, entgegnete ich, um ihr Loos, denn auch sie bluten aus tiefen Wunden, und haben wenig Grund, sich mit einer hochmüthigen Untersuchung der unsrigen zu beschäftigen. Das Uebel ist allenthalben; bei uns vielleicht nicht einmal am schlimmsten, weil uns Hülfsmittel zu Gebote stehen, die Andere nicht mehr besitzen. Du siehst nichts keimen und blühen: verzage darum nicht! Wir haben geduldige Arbeiter, die Dir unbekannt sind, und ich weiß mehr als ein fruchtbares Feld, wo das Samenkorn sich im schnellen Keimen ent-

wickelt. Es ist noch eine gar alte Saat, die aber keineswegs ihre letzten Aehren geliefert hat. Was aber den Krieg betrifft, nach welchem Du Dich sehnst, so stärke Dich in dem festen Vorsatze, unter der rechten Fahne zu kämpfen, denn er wird sich entzünden, und zu einer Glut, wie die Welt noch keinen geschaut hat. Das Schwert und das Feuer der Revolution und des Kaiserreichs haben das Unkraut noch nicht weggefressen, welches dreihundert Jahre voll Irrglauben, Gottesleugnung und Hochmuth mit wuchernder Ueppigkeit in den Seelen groß gezogen haben. Die Welt, wie sie jetzt ist, kann nicht bestehen; Despotismus und Freiheit sind in gleichem Maße unerträglich; die Weisheit der Staatsmänner vermag nichts mehr auf diesem Boden, und es wird eines jener weltdurchdringenden Werke der Umwandlung und Erneuung ausgeboren werden, welche der Martyrer bedürfen. Doch von solchen Dingen ein ander Mal. Wie geht es unsern Freunden?

— Adolph schreibt Vaudevilles und wird ausgepfiffen, muß sie aber dennoch schreiben, weil der reiche Vater seiner bestimmten Braut die Moral seiner Stücke so bedenklich fand, daß er die Verbindung wieder auflös'te. Ernst, durch Spiel, Mode und Wucherer zu Grunde gerichtet, sitzt im Schuldgefängnisse. Alphons hat sich in einem Augenblicke der Bedrängniß dem Ministerium verkauft. Gustav ist zur Opposition übergetreten. Hermann hat sich erschossen, um von sich reden zu machen. Unser schwerfälliger Victor ist Deputirter und wahrscheinlich auf

gutem Wege, denn seitdem ich ihm sein Rundschreiben, sein politisches Glaubensbekenntniß und seine Dankrede an die Wähler aufgesetzt, habe ich ihn nicht mehr gesehen. Dionys endlich verwendete eben bei unserer Abreise seine letzte Banknote von tausend Frcs., um den dritten Band seiner Gedichte in allen Journalen anzeigen zu lassen, und wenn er sich nicht darauf verlegt, die Parlamentsreden für Victor zu machen, so darf er bald ins Wasser springen.

— So werde ich also keinen wiederfinden, wie ich ihn verlassen habe!

— Doch, Du wirst Heinrich ruhig, besonnen und zufrieden wiederfinden, wie er stets gewesen; mit der einzigen Veränderung, daß er nur eine Schüssel zu Mittag ißt, weil er durch Ernst die Hälfte seines Vermögens verloren hat. Was ihm aber übrig geblieben, wird Dir jetzt eben so gut zur Verfügung seyn, wie früher, und seine Armen haben von seinem Verluste nicht das geringste bemerkt.

— Edles Herz! er ist der beste von uns allen.

— Gewiß, und dabei auch der klügste und glücklichste; aber dies ist nur gerecht und billig.

— Und endlich ihr beide, was führt euch in die Schweiz? Dich besonders, Emil, der jetzt, wie mich dünkt, zu Paris seyn müßte?

— Du wirst es niemals errathen, sagte der Gefragte mit trübem Lächeln, ich suche eine Ueberzeugung.

— Eine Ueberzeugung! Du hatteſt ja ſonſt die robuſteſte von der Welt, ſo robuſt und fanatiſch, daß wir uns eines Tags, wäre ich nicht klüger geweſen als Du, für Perſonen und Ideen die Hälſe gebrochen hätten, die keineswegs ſo viel werth waren.

— Die glückliche Zeit iſt vorüber. Nachdem ich ſo lange eilfertig auf der Bahn fortgeſchritten war, die ich mit unzerſtörbarer Zuverſicht für die der Gerechtigkeit, des Patriotismus, der Vernunft und der Menſchlichkeit gehalten, erwachte ich plötzlich von tauſend Zweifeln bedrängt. Mich dünkte, Alles, was ich geprieſen, ſey keineswegs ſo vortrefflich, und Alles, was ich bekämpft, keineswegs ſo ſchlecht. Da wollte ich ſolche Einfälle als eitle Blendung und Schwäche austreiben, aber ich fühlte alsbald mein Gewiſſen beunruhigt, meinen Schlaf geſtört. In dieſer Lage kam einer von jenen ehrenwerthen Unternehmern und Speculanten auf Ueberzeugungen, vertraute mir, daß er ſo eben eine große Ausbeutung dieſer Goldminen vorbereite, und lud mich zur Theilnahme an dem Geſchäfte ein, indem er, als ein Mann des Geſchäfts, einen Mann von Geiſt brauche. Und da ich ihn um Erklärung Deſſen bat, was er von mir erwarte, ſo kam ungefähr das Gegentheil von Allem heraus, was ich bis zu dieſem Augenblicke gethan, geſagt und gedacht hatte. Indeſſen, die angebotenen Vortheile waren bedeutend, ringsum hatten ähnliche und noch grellere Abfälle ein genußreiches Leben zur Folge, und ich willigte ein. Doch Geduld, mein Freund, gib mir die Hand!

Gerade diese Einwilligung war für mich wie ein Blitzstral, der mich mit Schrecken erkennen ließ, wohin mein Weg führe. Ich stand stille, ich entwarf das Verzeichniß meiner Ansichten und Glaubenssätze, und ich fand nur zerrissene Lappen, abgefallene Reste, ein Gemisch von Widersprüchen, die, von allen Parteien abstammend, keiner Partei genügen konnten; ich fand Namen, unter meinen alten Feinden geehrt, Herzen, von meinen alten Freunden erkannt und verachtet: kurz eine Hinneigung zum gesinnungslosen Eklektizismus, der mich überall ächten mußte. Augenscheinlich konnte ich diese Bahn nicht verfolgen, aber eben so augenscheinlich konnte ich keine andere einschlagen. Ich mußte mich also darein ergeben, in den Vorschlag einzugehen, hastig jede noch übergebliebene Regung meines Gewissens zu ersticken, das besoldete Werkzeug eines Geldmenschen zu werden, Lob und Tadel, Schmeichelei und Verleumdung nach den zufälligen Leidenschaften und Interessen dieses Menschen zu vertheilen, über die Wahrheit wie über die Lüge zu spotten, nur ein halbes Gewissen, eine halbe Freiheit zu haben: oder mich mit meinem ganzen Wesen und Seyn nur von einem Gedanken, von einer Ueberzeugung ergreifen zu lassen. Diesen Augenblick durfte ich aber nicht zu Paris abwarten, wo die Versuchung zu groß, wo so viele Reitze, so viele Leidenschaften mächtig und verlockend waren. Ich nahm mich zusammen, kehrte meinem Unternehmer den Rücken, und sprang in den Eilwagen.

— Wackrer Junge! und die Ueberzeugung, welche Du ſuchſt, iſt ſie erwacht, haſt Du ſie gefunden?

— Nicht einen Schatten davon. Im Gegentheile bin ich, ſeitdem mir das Getriebe ferner liegt, noch ſchwankender, und durch hundert neue Gründe noch entſchiedener beſtimmt geworden, mich keiner Partei hinzugeben.

— Welche Plane haſt Du aber jetzt? Gedenke unſerer alten Freundſchaft und ſprich ganz offen.

— Offen und ernſthaft, ich bin traurig und in großer Verlegenheit. Ich habe kein Vermögen, dafür aber vielen Hang zur Verſchwendung. Ich glaubte, zum Leben genüge ein Dintenfaß, eine Schreibfeder und eine Wahrheit; nun iſt mir aber die Wahrheit verloren gegangen, und was mir ohne ſie übrig geblieben, bietet mir nur ein unwürdiges Mittel zum bequemen Leben dar. Indeſſen was anfangen außer dieſem? Gleich fünfzig andern unſerer Freunde bin ich durchaus zu nichts tauglich, als zur Regierung großer Reiche. Ich habe gelernt zu urtheilen, aber nicht zu handeln; zu kritiſiren, aber nicht hervorzubringen. Ich werde, ſo oft man es wünſcht, zwei bewundernswerthe Seiten über den erſten beſten Gegenſtand ſchreiben; verlangt man aber drei, werde ich abgeſchmackt, und mit vieren komme ich nie zu Ende. So habe ich denn weder Zeit noch Geſchick, etwas Großes, Dauerndes zu unternehmen. Dennoch habe ich zuletzt ein Recht zum Leben. Warum war die Welt ſo thöricht, uns jungen Leuten den furchtbaren

Köder eines Erwerbs ohne Mühe, einer Gewalt ohne Verantwortung, eines Lehramts ohne Wissenschaft anzubieten? Hätte ich diese unselige Versuchung nicht auf meinem Wege gefunden; ich hatte Talent, Geist, Herz, ich würde gearbeitet, nützliche Dinge vollbracht haben, ich würde jetzt von jeder Verlegenheit frei seyn. Statt dessen habe ich die Hälfte meines geistigen Vermögens eingebüßt; ich hasse die geduldige und bescheidene Anstrengung, die Atmosphäre dieser politischen Spielhäuser ist mir zum Bedürfnisse geworden, ich liebe diese Hahnenkämpfe der feilen Rhetoren und, warum soll ich es verbergen, den Preis, der darauf gesetzt ist. Ja, ich weiß nicht, ob ich noch ein Gewissen habe. Wer aber trägt die Schuld? Die Welt will Sophismen, sie will Leidenschaft, Haß, Lüge und Verwirrung, und sie soll sie haben; sie säet Schmach aus, und sie soll sie erndten; sie bezahlt die Ehrlosigkeit, und man wird sie ihr verkaufen.

— Unglücklicher! so wärst Du nur vor der Schande zurückgebebt, um Dich noch tiefer in sie zu versenken! Weißt Du, wozu Du Dich verpflichtest? weißt Du, daß bei diesem Gewerbe nicht bloß die Ehre, sondern die Kraft, der Geist verloren geht? Hast Du schon solche gesehen, die Dir auf dieser Bahn vorangeschritten sind? was blieb ihnen am Ende derselben? Doch nur die Wahl zwischen dem Bettelstabe und dem Selbstmorde!

— Höre mich, rief Emil, und seine Augen funkelten, seine Stimme war tief bewegt, und er preßte meine Hand krampfhaft in die seinige, höre mich! Dies Alles

weiß ich, aber ich werde meine Seele theuer verkaufen. Doch finde mir nur eine Wahrheit, der ich mich weihen, zeige mir in dieser verfaulten Welt eine gerechte Sache, der ich mich hingeben kann! sie soll mir Alles ersetzen; ich will ihr umsonst und mit meinem Herzblute dienen; wecke eine Ueberzeugung in meiner Seele, ich will ja nichts als das. Aber diese Wahrheit, wenn Du sie nicht hast, Du, der sich zum Lehrer aufwirft, diese Ueberzeugung, wenn Du sie mir nicht geben kannst,.... mein Entschluß ist gefaßt, sage mir nichts mehr.

— Höre Du mich, Du, der sich zum Martyrer des Schlechten machen will, höre achtsam! ich, ich habe, was Du suchst, ich kann es Dir nennen, willst Du es?

— Sprich!

— Sey auf Deiner Hut. Ich weiß eine Wahrheit, eine gewisse, große, unverwerfliche, unzählige Mal erprobte. Und ich weiß eine Sache in dieser Welt, sie ist die Sache aller Guten, aller Gerechten, aller Leidenden; eine Sache, die der Genius der Starken und die Stärke der Schwachen ist. Aber sie verlangt Opfer, die hart scheinen, und man muß sich ihr ganz aufopfern. Darum sieh zu, ob Du Deiner Entschlüsse sicher bist; ob Du den Gewinn entbehren, ob Du der Lust, der eiteln Ruhmsucht und dem Gewirre entsagen kannst; ob Du Dich fähig und bereit fühlst, wie Du sagst, für die Wahrheit zu leben und zu sterben.

— Sprich!

Bedenke wohl, daß Du vor Dir selbst erröthen müßtest, wenn Du, nachdem ich Dir diese Sache genannt, Dich diese Ueberzeugung hätte mit dem Finger berühren lassen, von ihr zurückwichest, und Ausflüchte vorbrächtest, um ihr zu entgehen.

— Aber sprich doch!

— Laß mich erst von unserm Julius hören, warum er in Zürich ist. Ich sehe ihn trüb, und ich möchte den Grund seines Leidens kennen.

— Meine Geschichte, sagte Julius, ist nicht heiterer als die Emils; ich bin nicht des Vergnügens, sondern meiner Sicherheit wegen hier. Ich hatte die Thorheit, mir Recht verschaffen zu wollen, weil man es mir verweigerte, oder mir nur ein Scheinrecht anbot; ich hatte die Thorheit, meine Ehre in einem Lande vertheidigen zu wollen, wo man will, daß die Ehre bezahlt werde und sich verkaufe; mit einem Worte, ich habe einen Menschen gefordert, der mich beleidigte, ich habe ihn getödtet, und die Gerichte verfolgen mich. Ich weiß, was Du sagen willst, aber höre mich an. Ein Proceß hatte meine Familie und mich mit einem ehrlosen Menschen in Berührung gebracht, und der Elende, der seine Zeit und sein Volk kannte, wußte sich aus der politischen Stellung meines Vaters eine Waffe zu bereiten, die in den Händen eines noch verruchteren Advocaten uns tödtlich werden mußte. Genug wir kamen auf die Bank der Angeklagten, unter dem Schurken zu sitzen, den das Gericht berufen hatte. Mein edler Vater, dessen Herz

Du kennst, dessen ganzes reines Leben Du weißt, wurde von dem Advocaten, der, als eine schützende Vorsehung der Diebe und Mörder, sein Leben damit zugebracht hat, in jedem Artikel des Gesetzbuchs einen heimlichen Ausgang zu graben, durch welchen seine niederträchtigen Clienten der Strafe entfliehen können, in satanischen Schlangenwindungen umstrickt, erniedrigt, mit Verleumdungen und Schmähungen überhäuft. Die Journale wiederholten, veränderten, entstellten die Reden; setzten bei, was wir nicht gesagt, was der verächtliche Advocat nicht zu sagen gewagt hatte, und vier- oder fünfmalhunderttausend unserer Mitbürger halten uns für ehrlos, weil wir den kecken Betrug eines Ehrlosen nicht dulden wollten.

Mein Vater, der Menschen und Dinge von einem höhern Standpunkte ansieht, blieb ruhig und schien weder erstaunt noch niedergeschlagen, allein meine Familie war trostlos, und ich hatte keinen andern Gedanken, als die Wahrheit kundzumachen. Ich ging zu dem Advocaten und verlangte von ihm, dem thätigsten Werkzeuge aller dieser Schlechtigkeit, die Herstellung und Darstellung der Sache nach ihrem wirklichen Bestande. Und als mir der Elende kalt erklärte: er habe die gestattete Grenze der Vertheidigung nicht überschritten, und er überlasse es mir, vor der Welt oder vor den Gerichtshöfen den Beweis zu liefern, daß mein Vater kein Schelm sey: da zwang ich ihn, sich mit mir zu schlagen, und er fiel im ehrlichen Kampfe. Die souveränen Rechte des frechen Uebermuths angreifen, ist heutiges Tags ein Majestäts-

verbrechen; und die Tribunale, die meine Ehre nicht zu schützen wußten, fragten mich nun, warum ich Blut vergossen hatte. Von einer Jury losgesprochen, wurde ich einem andern Gerichtshofe übergeben, und da ich wenigstens meine Freiheit gefährdet sah, floh ich über die Grenze. Du, der bei dem Allen ruhig und unbetheiligt ist, was hättest Du an meiner Stelle gethan?

— Armer, lieber Julius, was kann ich Dir sagen? Du weißt selbst, daß der Zweikampf ein Verbrechen, daß er nie erlaubt ist.

— Sollen wir also, unterbrach mich Emil, schweigend dulden, was sich unverschämter Reichthum und rohe Gewalt gegen uns erlauben? Sage mir nicht, daß jeder geübte Raufbold dadurch zum Herrn von Menschenleben gemacht werde; solche Raufbolde sind jetzt selten, und gegen sie genügt auch ein guter Stock. Aber die Kammerredner, die Broschüren- und Journalschreiber und die Advocaten sind jetzt Raufbolde einer andern, gefährlichern Art, und immer Herrn unsers guten Namens, wenn wir ihnen nur durch die Presse und gerichtliche Erkenntnisse antworten können. Nur durch unsern Degen zwingen wir die gegenwärtige Welt zu einem geringen Maße von Anstand, Höflichkeit, Wahrhaftigkeit und Scham. Oder sollen wir eine geheime Beleidigung unserer Familie, ein frech verletzendes Angaffen unserer Weiber oder Schwestern zum Gegenstande einer Rechtsklage machen; soll ich eine Verruchtheit, die ich allein wissen und allein züchtigen will, auf offenem Markte enthüllen, und der

ehr= und ſittenloſen Abſchätzung der Advocaten anheim=ſtellen? Sollen wir uns dazu verſtehen, nach engliſcher Sitte bei dem Richter den Preis für eine Schmach zu betreiben, die ſich nicht ausſprechen läßt? Bei einem Volke, das ſchon mit ſo vielen Gliedern der materiellſten Rohheit verfallen, ſo vielen Unverſchämten preisgegeben, und ſo von Feigheit angeſteckt iſt, das Recht legitimer Vertheidigung unterdrücken wollen, heißt aber nichts anders, als ihm den Gnadenſtoß geben, ihm zugleich Ehre und Muth nehmen, und es wehrlos vor der Macht des Stärkern und Reichern in den Staub werfen wollen. Und willſt Du das?

— Keineswegs, erwiederte ich. Wenn ich den Zwei=kampf verdamme, ſo halte ich jene Anmaßlichen, die ſich einbilden, mittelſt einiger Geſetzartikel einen Wahnſinn bändigen zu können, der durch die Natur und Richtung aller ihrer ſocialen Inſtitutionen genährt und entwickelt wird, für nicht minder thöricht. Ich bin mit Dir ein=verſtanden, daß eine grelle Erhebung der Geſetze gegen den Zweikampf das Werk friedfertiger Rechtsleute und Advocaten ſey, und wenig leiſten werde. Nur Feiglinge werden einigen Nutzen davon haben, und anderer Seits iſt zu befürchten, daß ſich junge Tollköpfe gerade der doppelten Gefahr willen, und um den Gerichtshöfen zu trotzen, ſchlagen. Was ich aber will, iſt: daß man den Menſchen, ſtatt ihm Geſetze zu geben, die im Wider=ſpruche mit allen ſeinen natürlichen und anerzogenen Vorurtheilen ſind, und denen er ſich niemals fügen wird,

mittelst einer religiösen Erziehung von Kindheit an seinen Pflichten gegen Gott und seinen Nebenmenschen unterthänig mache; ich will, daß man seinem Herzen tief und klar die Ueberzeugung einpräge, es stehe hoch erhaben über die ungenügende menschliche Gerechtigkeit eine andere unfehlbare, unvermeidliche, deren Spruch man mit Ehrfurcht zu erwarten habe; ich will, daß die Menschen lernen, sich nicht durch eine Ungerechtigkeit für verurtheilt zu halten, sich an einem Verbrechen nicht durch ein Verbrechen zu rächen, und zunächst wünsche ich, daß Menschen, von Geist und Herz wie ihr, dasjenige sogleich einsehen, was man Kindern sogleich lehren sollte.

— Da haben wir wohl Deine berühmte Wahrheit, sagte Emil.

— Denkst Du, fuhr ich fort, daß ich auf meiner Wanderung eine andere hätte erfinden sollen und können, um eure Wunden zu heilen, und dieses Geschlecht aus seinem sittlichen Sumpfe zu ziehen? Du, der Du eine Ueberzeugung suchst, kannst Du erwarten, daß ich Dir vorschlagen werde, Dich zum Republicaner, Doctrinair, Saint-Simonisten, Theophilantropen, Humanitaire oder Söldling des Tiers-parti zu machen? Ja, mein ganzes Geheimniß ist in einem Worte, und ich spreche es mit der tiefsten Ueberzeugung aus, daß nur es euch heilen, nur es in dieser und jener Welt euch retten kann. Macht euch zu Christen!

— Ei, damit werden wir freilich viel gewonnen haben, rief Julius, wenn wir Sonntags in die Messe

gehen, und an den Fasttagen Fisch essen. Du bist ein Thor.

— Liebe Freunde, allerdings müßt ihr nicht bloß in die Messe gehen und Fisch essen, sondern ihr müßt wirklich fasten, beichten und besonders thun, was euch der Beichtvater sagt; ihr müßt beten, demüthig, geduldig, mildreich werden, und Gott mit allen geistigen Kräften, noch mehr aber mit dem Willen dienen.

— Und dann?

— Dann, Emil, wirst Du der Gelüste und Bedürfnisse Meister werden, die Dich zu schlechten Handlungen treiben; Du wirst besser als jetzt erkennen, daß es niemals erlaubt und einträglich sey, sein Gewissen zu verkaufen, und Du wirst mit der Liebe zur Arbeit den Frieden und unter dem Schirme einer unerschütterlichen Ueberzeugung Dein schönes Talent wiederfinden. Du aber, Julius, wirst Dich über das Urtheil der Welt trösten lernen, weil Du einer höhern Gerechtigkeit vertraust; Du wirst den Muth gewinnen, Böses mit Gutem zu vergelten, und Gott wird Dich vielleicht von Deinen Gewissensbissen, oder, wenn Du es nicht so nennen willst, von Deinem bittern Unmuthe befreien, denn selbst nach menschlicher Einsicht hast Du mit diesem Morde Deine Sache nicht gut gemacht. Julius, Emil, glaubt ihr an Gott?

— Wer glaubt nicht an ihn?

— Menschen, die leben, als glaubten sie nicht an ihn, können wohl in den Verdacht kommen, daß sie nicht

an ihn glauben. Wenn es aber einen Gott gibt, glaubt ihr auch, daß er gut, gerecht, allmächtig sey?

— Ja, sagte Julius, Gott muß gut seyn, und nur der Mensch ist schlecht und die Quelle aller irdischen Leiden. Und wenn auch das Böse mächtig ist, so triumphirt es doch nicht; denn wäre dies, so hätten die Bösen schon lange die Guten aufgezehrt, wie das Raubthier der Wüste das Lamm und die Gazelle, und die Erde wäre ganz und ohne Widerstand ihr Reich. So ist also Gott auch gerecht.

— Muß aber Gott, fuhr ich fort, um die Welt in diesem Zustande zu erhalten, um ihr Bestehen, dem Bösen gegenüber und im stäten Kampfe mit ihm, möglich zu machen, nicht den dämonischen Kräften überlegen, muß er, der erschaffende, erhaltende, richtende Gott, nicht allmächtig seyn? Kann nun ein guter Gott den Heiligen und den Lasterhaften gleiche Liebe und gleichen Lohn gewähren?

— Warum muß es aber Lasterhafte geben?

— Darauf will ich Dir antworten, wenn Du mir gesagt hast, warum es Heilige gibt. Ist es leichter, Gutes zu vollbringen, als Böses? bedarf es dazu weniger Muth und festen Willen? Können, die gut sind, nicht eben so leicht böse werden? — Dennoch genügt die Kraft des Menschen mit der Gnade von Oben zur Tugend. Was der größte Heilige gethan, Du kannst es auch, wenn Du willst. Hat uns Gott aber diese Kraft verliehen,

muß er nicht einmal Rechenschaft verlangen, wie wir sie verwendet haben? Und soll ich nun euch, die ihr klar zu denken und warm zu fühlen vermöget, erst noch beweisen, daß es widersinnig sey, wenn ein verständiger Mensch das Daseyn eines höchsten Wesens anerkennen, dabei aber seinen eigenen Gang gehen, seinen Leidenschaften dienen und seine Triebe befriedigen will, als wenn dies höchste Wesen nicht bestände? Ein Gottesleugner ist ein Narr; wie soll ich aber jene Deisten nennen, die sich mit der geistigen Erkenntniß eines guten, gerechten und allmächtigen Gottes brüsten, und dennoch leben, als hätte dieser Gott, der ihre Herzen prüft, weder Macht, noch Güte, noch Gerechtigkeit; die nur durch die Furcht vor den menschlichen Gesetzen, nicht aber durch die Verehrung und Liebe der göttlichen Gesetze bestimmt und geleitet werden? Ihr begreift gewiß, daß ein gütiger und gerechter Vater geliebt seyn will, daß ein Herr, der straft und belohnt, Gehorsam und Dienst verlangt. Ihr begreift eben sowohl, daß der Vater in seiner Güte euch diese Liebe leicht machen, daß der Herr in seiner Gerechtigkeit euch sein Gesetz und auch zuverlässige Ausleger seines Gesetzes lassen mußte, damit ihr stets den Weg wißt, der zu ihm führt, so wie den, der von ihm entfernt. Nun gut, meine Freunde, diese Liebe müßt ihr fühlen, wenn ihr glücklich, dieses Gesetz müßt ihr befolgen, wenn ihr gerecht seyn wollt; und diese Liebe und dieses Gesetz müßt ihr die Unwissenden lehren, wenn ihr der Menschheit dienen wollt.

— Höre, in diesem Allen ist Wahrheit, und dennoch bin ich nicht überzeugt; aber was sollen wir Dir entgegnen? wir sind keine Theologen, darum hast Du ein leichtes Spiel mit uns.

— Bin ich ein Theologe? Du weißt recht gut, daß ich vor einigen Monaten eben so unwissend in diesen Dingen war, als Du es nur immer seyn kannst. Was habe ich nun seitdem gethan? Nichts anderes, als daß ich mich einfach fragte, wie ich auf der Welt und warum ich auf der Welt sey, und daß ich betete. Der gesunde Menschenverstand ist sehr christlich, mein Freund, er ist wahrhaft orthodox christlich; und auch hier springt die Güte Gottes wunderbar in die Augen, denn ein ehrlicher katholischer Bauer kann Dir, vielleicht mit andern Worten, dasselbe und noch viel besser sagen, was ich Dir gesagt habe, weil er gereifter und demüthiger im Glauben ist, weil er ernster darüber nachgedacht und länger gebetet hat. Müßt ihr aber euch nicht schämen oder vielmehr betrüben, daß ihr nach allen euern vielen Studien in diesen Sachen so unversehens überrascht werdet; daß ihr zum erstenmale ernstlich über Dinge nachdenket, die unzweifelhaft die wichtigsten, ja sogar die einzig wichtigen des Lebens sind, und daß ihr nur zufällig auf diese Gedanken gekommen seyd. Indessen erwäget, daß die Gesellschaft, die euch erzogen hat, mit geringen Ausnahmen auf gleicher Stufe mit euch steht; erwäget, daß diese Unwissenheit insbesondere das Uebel und Gebrechen Derer ist, die rechtlich oder thatsächlich

die Geschicke der Völker lenken, und ihr müßt einsehen, wo unsere Gefahren lauern, woher unser Elend kommt, was an unserer Ohnmacht Schuld ist, ihr werdet vielleicht auch das einzige Mittel ahnden, was uns retten kann.

— Das einzige Mittel! so seyd ihr Frommen. Ihr bildet euch den Charakter Gottes nach euerm eigenen; ihr wollt die ganze Welt unter das eiserne Gesetz beugen, das im Beichtstuhle geschmiedet wird; ihr bürdet der himmlischen Macht den Geschmack an menschlicher Rache auf, und ihr könnt nicht seyn ohne Strenge, Entbehrung, Strafe, härenes Hemd, Stachelgürtel und Hölle. Ich kann mir nun Gott nicht so vielverlangend denken; ich glaube, die Liebe des Erlösers habe Diejenigen, die er wiedergewinnen wollte, nicht in Klassen geschieden; das Leben sey uns nicht unter der Bedingung geschenkt, daß wir es uns lästig und gehässig machten, und daß uns Gott nicht deswegen strafen werde, weil wir Neigungen folgen, die er uns selbst eingepflanzt hat. Ich glaube endlich, daß jeder ehrliche Mensch, der dem natürlichen, seinem Herzen eingegrabenen Gesetze gehorcht, gerettet sey, ohne daß er eine Messe, einen Beichtvater und eine Buße nöthig habe.

— Laß uns diese Lehre etwas schärfer betrachten. Was vorerst die Meinung der Katholiken und die Härte betrifft, die sie nach ihrem eigenen tadelnswerthen Charakter Gott aufbürden möchten, so bemerke ich euch, daß jeder Fromme, der nicht zugleich eben so geduldig, sanft

und liebreich gegen Andere, als strenge gegen sich ist, diesen Namen nicht verdient. Das eiserne Gesetz aber, welches man für uns im Beichtstuhle schmiedet, und das nach Deiner Versicherung uns das Leben lästig und gehässig machen soll, scheint uns gerade in dem Maße süßer, als es schwerer ist. Es gebeut uns die Erfüllung aller unserer Pflichten gegen Gott, und diese Pflichten gegen Gott umfassen alle möglichen Pflichten gegen den Nächsten; es untersagt uns Unredlichkeit, Verleumdung, Haß, Unlauterkeit, mit einem Worte Alles, was unser Leben schmachvoll, unglücklich und verworren macht; aber es verbietet uns nicht das Glück der heiligen Liebe und eben so wenig das, Gutes zu vollbringen. Aus der Hoffnung macht es eine Tugend und aus der Trübsal einen Trost, und statt eines unreinen Wunsches, den es im Herzen tilgt, säet es unermeßliche Freuden; statt einer ungewissen, vergänglichen Lust, die es verwirft, schenkt es ewiges, unendliches Heil. So regelt das Gesetz Gottes das Leben eines Christen. Und wenn Dir nun ein also geordnetes Leben lästig und gehässig scheint, mit welchem Recht klagst Du den gegenwärtigen Zustand der Societät an, der eine ganz andere Grundlage und Richtung hat? Worüber beklagst Du Dich, warum leidest Du? Die Societät, wie sie ist, denkt und lebt, hat sich von allen diesen unfügsamen Vorschriften losgesprochen; sie thut nichts von Allem, was die Frommen thun und die Priester lehren, sie glaubt gleich Dir, daß Gott nicht so viel verlange. Wie kommt es nun, daß Du

diese Societät verdammst, daß Du mehr verlangst als Gott?

Du hältst an Deinen Neigungen fest, und Du willst sie nicht unterdrücken, weil sie Gott Dir gegeben hat. Wenn Du aber als Vater bei Deinem Kinde eine Neigung zum Diebstahle wahrnähmest, würdest Du auf die Ueberwindung derselben verzichten, wenn es Dir sagte, es wünsche sie zu bewahren, weil es sie von Dir empfangen habe? Der Advocat, der Dich verleumdete, folgte seiner Neigung, und Du, hast Du ihn etwa auch darum gestraft, weil es Deine Neigung war, ihn zu tödten? So angeschaut ist im Leben Alles gut und trefflich; Jeder folgt der Neigung, die ihn zieht, Ungerechtigkeit ist ein hohles Wort. Aber sehr unrecht hattet ihr dann, Gott gerecht und gütig zu nennen; den Gott, der die Erde nur darum erschuf und erhält, um sich an dem Bösen zu ergötzen, das auf ihr wuchert. Es bleibt nur noch das Räthsel zu lösen übrig, warum Jesus Christus sich die eitle Mühe gab, zu leiden und zu sterben.

Was soll endlich, einer solchen Theorie der Neigungen, die das natürliche Gesetz der Schlechten ist, gegenüber, aus dem natürlichen Gesetze der ehrlichen Leute werden? Hast Du es vielleicht darum aufgestellt, um uns die tröstliche Hoffnung zu geben, daß man eben so wohl durch Gutes thun wie durch Böses thun selig werden könne?

— Du läß'st mich Albernheiten reden. Ich denke nicht daran, daß die Bösen ungestraft bleiben sollen.

— Ah! jetzt soll es also doch eine göttliche Gerechtigkeit geben, eine Gerechtigkeit, die das Verbrechen straft, während die menschliche höchstens nur das Ungeschick trifft! Wirst Du aber diese Gerechtigkeit Gottes als vollkommen und genügend anerkennen, wenn sie den Menschen allein deswegen straft, weil er böse geboren oder böse geworden ist? Offenbar muß Gott, um als ein gerechter Gott zu strafen, den Bösen ein Mittel, sich zu bessern, den Guten ein Mittel, im Guten zu beharren, dargeboten haben; und eben so offenbar kann dies Mittel nicht allein im natürlichen Gesetze bestehen. Was dies wirkt und vermag, wie ihm gehorcht, was aus ihm erzeugt wird, bedarf keiner Nachweisung. Dir Emil und Dir Julius und allen unsern Freunden war es gewiß tief ins Herz gegraben, und was ist aus euch geworden? Wer allein von der ganzen Zahl ist rein, weise, glücklich geblieben? nur der, der keineswegs auf den ungenügenden Rath des natürlichen Gesetzes sich beschränkend, der vielmehr von allen Rathschlägen nur dem ernstesten, häufigsten aber am seltensten befolgten vertrauend, fort und fort das echte Gesetz der Liebe und Rechtfertigung, das geoffenbarte, geschriebene Gesetz, das von Jesus Christus eingesetzte, von seinen Stellvertretern täglich hienieden gepredigte Gesetz geübt hat; nur derjenige, der von euch Allen allein in die Messe und zur Beichte gegangen ist und Buße gethan, der das wahre und einzige Mittel des Heils gewählt hat.

Noch einmal, der denkende, beobachtende Mensch kann sich nicht von dem Wahne berücken lassen, als sey

das natürliche Gesetz ein getreuer, wachsamer und starker Führer, denn er weiß, daß es im Sturme und Wirrwarr unserer Leidenschaften entweder verstummt, oder erstickt wird. Ueberdies ist Niemand tugendhaft ohne die himmlische Gnade, um die man mit aufrichtiger Andacht beten, welcher man mit demüthigem Muthe folgen muß. Wer nicht stiehlt und nicht mordet, glaubt gewöhnlich jeder Vorschrift des natürlichen Gesetzes genügt zu haben; allein Diebstahl und Mord sind nur durch das fünfte und siebente Gebot untersagt, wir sollen aber zehn Gebote befolgen, und nicht nur die Gebote halten und kein Böses thun, sondern auch Tugenden üben, und Gutes gut vollbringen.

Dies ist wohl zu bedenken, ihr Freunde, es ist eine ernste Sache, es ist die ernsteste im Leben. Ihr könnt nicht übersehen, wie ihr mit euern natürlichen Gaben, mit den Schutz- und Trutzwaffen eurer Philosophie schwankt und fallt, und wie so viele Andere gefallen oder dem Falle nahe sind. Wollt ihr euch aber reinigen von dem Vergangenen und bewahren vor dem Künftigen, wollt ihr zurückkehren auf die Bahn des Rechten und stets auf ihr fortschreiten mit festem Gange: dann genügt nicht bloß ein theoretischer Glaube, sondern euer Glaube muß Leben und That, euer ganzes Daseyn muß ein christliches, in der Liebe Gottes und des Nächsten, in Gebet, Opfer und Buße aufgehendes Daseyn werden.

— Ich werde das niemals vermögen, sagte Emil.

— Niemals werde ich dazu den Muth haben, rief Julius.

— Sagt, daß ihr nicht wollt! denn warum solltet ihr nicht können, was so viele Andere, von geringerer Kraft und Kühnheit wie ihr, vollbrachten? Welcher Neubekehrte hat nicht an seiner Ausdauer gezweifelt, die Spöttereien gefürchtet? Aber die Ausdauer ist ein Geschenk, das durch Gebet erworben wird, und der Spott ist selten und schwach, und nur dadurch gefährlich, daß er uns leicht hochmüthig macht. Der Bekehrte ist ein Wanderer, der nach langer Irrfahrt wieder vor dem heimischen Gehäge ankommt; nur noch einige Schritte, und er wird durch die alte Pforte eintreten, seinen Vater umarmen, alle Geliebten wiedersehen und seinen Platz am Herde wieder einnehmen. Und wenn er, von der Anstrengung erschöpft, niedersinkt, bevor er die Schwelle erreicht, so werden die Engel Gottes, die als treue Diener den gesegneten Bezirk überwachen, ihn aufheben und zu der harrenden Familie bringen.

Was sollen darum Ermüdung, Verlassenheit und Elend über ihn vermögen? Er kehrt in sein Königreich der Unschuld und Hoffnung zurück. Dieser Arme kann den Mächtigsten der Erde schon jetzt das Almosen eines Gebets darreichen, das vom Himmel erhört werden wird; dieser Verurtheilte hat den alten Familiennamen wiedererworben, der ihm seinen Platz unter den Auserwählten gibt, dieser entthronte König empfängt wieder seine ewige Krone.

Wo zeigt sich in unsern Tagen unter den Völkern Muth und Größe? wo unter den Menschen Wissenschaft

und Menschenliebe? Wo sind dauernde Ueberzeugungen; wo edle Geister? Nur da, wo der alte, treue Glaube lebt und nährt! In dieser Zeit der selbstischen Habsucht, der feigsten Schwelgerei, der lüsternen Verklärung des Fleisches sendet dieser Glaube noch Missionaire und Martyrer in alle Welt!

Meine Freunde, die Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Verwesung ist ohne Gerechtigkeit und ohne Liebe, ohne Glauben und ohne Hoffnung. Sie kann euerm Herzen nicht genügen und nicht euerm Geiste; darum scheidet euch von ihr, und, nachdem sie euch schon verwundet hat, wartet nicht, bis sie euch tödtet. Ueberlaßt sie ihrem Golde, ihrem Ehrgeitze, ihren Lüsten und ihren Nöthen! und während sie in krankhaften Zuckungen sich auf ihrem Lager umherwälzt, das niemals von der Ruhe heimgesucht werden wird: stoßt den Taumelkelch zurück, der euch trunken macht, zerbrecht das Joch, das ihre Dränger ihr aufgelegt, dienet Gott, dienet euern Brüdern, beginnet in und durch euch selbst die Umwandlung alles Dessen, was euch gehässig und schuldvoll hienieden erscheint, und rettet euch, damit ihr auch Andere rettet, denn mit euch wird der Frieden seyn und der Segen des Himmels! —

Von Zürich nach Basel.

Zwischen diesen zwei reichen protestantischen Städten liegt der katholische Theil des Cantons Aargau in der Mitte. Ich habe schon zu viel von den feindseligen Gewaltthaten gegen die Katholiken in der Schweiz geredet, um meine Leser durch eine Darstellung dessen zu betrüben, was unsere Aargauer Glaubensgenossen in der letzten Zeit von ihren Mitbürgern und Nachbarn dulden mußten. Im Jahre 1835 wurden sie endlich so vieler Bedrückungen müde; worauf Zürich alsbald erklärte, es werde seine unerschrockenen Bataillone gegen sie marschiren lassen. „Wir werden, schrieben damals die Redacteure der neuen Züricher Zeitung mit einer wohlgefällig aufgenommenen Scherzhaftigkeit, unsere Canonen mit Mönchen bespannen, und so den Haber sparen," während sie zugleich den Katholiken im Falle des Widerstandes die Plünderung ihres Eigenthums und die Entehrung ihrer Töchter ankündigten.

Jetzt, nachdem der Großtürke liberal geworden, und seine Moslim's mit einer Constitution des Fortschritts

beglückt hat, die durch die Quadrupelallianz zur Wahrheit werden soll, nennt man gewöhnlich, um ein Musterbild der Tyrannei zu bezeichnen, den Herzog von Modena; aber wie schwächlich und ruhmlos erscheint dieser absolute Fürst im Vergleiche mit den meisten republicanischen Schweizer Regierungen vom neuesten Zuschnitte! Ich habe unter den Modenesen gelebt, und die Bürde, die sie tragen, scheint mir nach meinen Gewöhnungen und Gefühlen allerdings nicht leicht; allein, wenn mir die Wahl frei stände, würde ich viel lieber zu Reggio wohnen, als zu Genf, Bern, Glarus oder Zürich. Abgesehen davon, daß der Herzog von Modena eine rechtmäßige Gewalt gegen unrechtmäßige Angriffe vertheidigt, gibt er sich weder für einen Philosophen noch für einen Liberalen aus, und hat dadurch schon zum voraus das Verdienst, daß er das Gehäßige der Bedrückung nicht durch das Gehäßige der Heuchelei schärft und steigert. Wenn er Schweigen verlangt, so zwingt er darum keineswegs die Gewissen zu Dingen, die ihnen zuwider sind; seine Unterthanen sind keineswegs genöthigt, seine Regierung zu preisen; wenn Protestanten in seinen Staaten leben, so läßt er ihr Eigenthum nicht des einzigen Grundes wegen, weil sie Protestanten sind, einziehen, wie es die protestantischen Regierungen der Schweiz mit den Klostergütern machen, und er befiehlt den Protestanten auch nicht unter der Strafe des Gefängnisses und der Verbannung, die katholische Messe zu hören.

Die Lust, man möchte sagen, die Wuth der unbeschränkten Gewalt scheint im umgekehrten Verhältnisse mit der Macht, der Stärke und der Legitimität Derjenigen zu seyn, welche sie ausüben. Die alte Aristokratie war mild, die alten demokratischen Lande sind glücklich und ruhig; doch überall, wo die Regierung in Folge neuer Veränderungen in neue Hände kam, tritt die Gewalt in allen Ecken derb und roh hervor. Diese Schweizer Bürger, sobald sie als Souveräne für den hundertundfünfzigsten Theil eines Königreichs von einigen Quadratmeilen auftreten, lassen dem Publikum nicht einen Zoll von ihrer Oberherrlichkeit nach. —

Bei allen Bedrückungen und Mißhandlungen haben indessen die Aargauer den Muth und die feste Haltung nicht verloren, und sie haben sich die unschuldige Genugthuung genommen, den ganzen Theil der Straße zwischen Zürich und Basel, der ihnen gehört, mit Kreuzen und katholischen Bildstöcken auf beiden Seiten wie mit Baumreihen zu besetzen. —

Wo sollte man Engländer finden, wenn nicht auf dem Eilwagen? Wir hatten einen, der eine ganze Schar von Nichten, Kindern und Kammerfrauen mit sich führte, und vor jedem Hause, das einem Wirthshause ähnlich sah, anhalten wollte, um etwas Weniges zu essen und zu trinken. Außerdem war es ein ganz verträglicher und heiterer Mensch, und freilich ist ein aufgeweckter und lustiger Engländer eben das unbegreiflichste

und poßierlichste Geschöpf. Seine frohe Laune ging indessen in dem kleinen Städtchen Bruck an der Aar, wo sich die große Straße von Zürich nach Basel mit der von Aarau nach Schaffhausen kreuzt, plötzlich verloren. Er hatte nämlich nach der Suppe Senf begehrt, aber keinen erhalten; er begehrte ihn nun zum zweiten und dritten Male mit stets schärferer Stimme, jedoch stets ohne Erfolg; endlich wiederholte er sein Verlangen zum vierten Male mit einem so feierlichen Ausbruche von Zorn, daß man ihn wohl vernehmen mußte. Alle Blicke wendeten sich auf ihn, die Nichten, die Kinder und die Kammerfrauen ließen Messer und Gabel fallen, und sahen ihn ängstlich an, und der Kellner kam mit schamrothem Gesichte, um schüchtern zu bekennen, daß kein Senf im Hause sey. O! schrie jetzt der Engländer auf, und seine Kinder, Nichten und Kammerfrauen starrten sich in stummer Betäubung an, wunderliches Mittagessen! ohne Senf! Hierauf schob er den Teller zurück, und, in tiefsinniger Betrachtung die Arme übereinander gelegt, ließ er während der ganzen Tischzeit seine Blicke mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung auf die Schüsseln und Angehörigen des Hauses fallen. Und ehe er wieder in den Eilwagen stieg, notirte er in sein Reisebuch die capitale Anklage: **at Bruck: a dinner, without mustard.**

Vor uns auf einer mit Gebüsch besetzten Anhöhe, die durch ein liebliches Thal von der Heerstraße getrennt ist, zeigen sich Mauerstücke mit zwei noch ziemlich gut erhaltenen Thürmen: die Reste von dem alten Schloße

Habsburg, das im Jahre 1020 von einem Grafen Radbot von Altenburg erbaut, das Stammhaus der Deutschen Kaiser geworden ist. Es ist bekannt, gehört aber gewiß zu den merkwürdigen Entwicklungen der Geschichte, wie Rudolph, ein armer, den Schweizer Städten dienender Ritter, der nach der alten Chronik oft genöthigt war, sich seine abgetragenen Kleidungs- und Rüstungsstücke selbst auszubessern, von dieser engen Burg ausflog, um das Reich zu regieren.

Einstens besuchte Rudolph, nachdem er sich am Tage vorher gegen einen Priester, der mit dem heiligen Sacramente auf dem Wege zu einem Sterbenden durch einen angeschwollenen Bach aufgehalten wurde, in der bekannten und vielfach besungenen Weise demüthig, gläubig und hülfreich erwiesen hatte, das im Jahre 1130 gestiftete Benedictiner-Nonnenkloster Fahr, welches er besonders liebte. Hier lebte eine Nonne von großer Frömmigkeit, die Schwester Bertha von Hasel. Bei dem Eintritte Rudolphs ging sie ihm entgegen und begrüßte ihn als Kaiser; worauf dieser überrascht ausrief, was sie damit sagen wolle; denn zu jener Zeit erschien das Emporsteigen zu einer so hohen Würde selbst in den Augen Rudolphs unmöglich. Ich will damit sagen, antwortete ihm Bertha, daß Ihr gestern eine edle That vollbracht habt; ich weiß es, obgleich mir niemand davon erzählte, und ich weiß auch, daß Ihr und euere Nachkommen zum Lohne dieser That auf dem kaiserlichen Throne sitzen werden.

— Wenn es Gottes Wille ist, sagte der Graf, so möge er mir auch seinen Schutz verleihen!

Dies Kloster Fahr ist ein Denkmal der zärtlichen Liebe und Trauer eines Vaters. Der Freiherr von Regensberg hatte einen einzigen Sohn, der seine Freude und Hoffnung war, und dieser ertrank in der Limmat. An der Stelle, wo der Leichnam aus dem Flusse genommen wurde, ließ nun der betrübte Vater ein Grabmahl errichten, bei demselben aber eine Capelle erbauen, und diese mit einem Kloster umfassen. Hierauf kam er mit seinem Weibe Juditha oftmals hieher, um für das geliebte Kind unter Thränen zu beten, und der Stunde zu harren, wo sie es im ewigen Leben wiedersehen sollten. Beide ruhen an der Seite des Sohns unter dem Schirme der von ihnen gegründeten geweihten Mauern.

Nahe bei den Ruinen des Schlosses Habsburg erblickt man die Trümmer der Abtei von Königsfelden, also genannt, weil sie auf dem Felde des Königs, an der Stelle, wo Kaiser Albrecht am 1. Mai 1308 ermordet wurde, erbaut ist. Sein Neffe, Johann von Schwaben, dessen Erbe er ungerechter Weise zurückbehielt, hatte sich, nachdem seine dringenden Bitten um Gewährung seines guten Rechts mit höhnendem Scherze abgewiesen worden, mit fünf andern unzufriedenen Edeln verbündet, und mit ihnen die böse That der Rache vollbracht. Johann schwang sich auf Albrechts Pferd, und jeder floh auf einem andern Wege, den sterbenden Kaiser in den Armen einer zufällig herbeigekommenen Bauersfrau zurücklassend.

Die göttliche Gerechtigkeit ergriff die sechs Mörder, zwar in verschiedener aber gleichmäßig schrecklicher Weise. Sie ließ fünf derselben dem menschlichen Richter entfliehen, um sie durch die langen Qualen des Gewissens und der rastlosen Angst desto strenger zu strafen. Johann von Schwaben, den die Welt jetzt Johannes Parricida nannte, schlich sich als Bettler vermummt unter tausend Gefahren nach Rom, wo er zu den Füßen des Papstes Clemens des fünften seine Sünden beichtete, und, im Geistlichen losgesprochen, zur zeitlichen Büßung zum Kaiser Heinrich gesendet, und zur lebenslänglichen Haft in einem Kloster zu Pisa verurtheilt wurde, wo er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre starb. Eschenbach, sonst so mächtig und reich, flüchtete sich in das Würtembergische, wo er fünfunddreißig Jahre lang die Herden weidete, und sich erst auf dem Todesbette dem Priester, der ihm die Sacramente reichte, zu erkennen gab. Palm hatte sich in ein Nonnenkloster zu Basel gerettet, und schmachtete hier, als Gefangener und von stäter Unruhe gepeinigt, langsam dem Tode entgegen. Tägerfelden und Finstinger verschwanden, und man erfuhr niemals, was aus ihnen geworden sey. Der einzige Wart, minder schuldig, da er bei der That nur ruhiger Zuschauer gewesen war, durfte durch einen frühen, obgleich entsetzlichen Tod der längern Qual entgehen. Von seinem Vetter Theobald von Blamont, der wegen dieser Schandthat von jetzt an den Spottnamen Theobald der Kaufmann erhielt, um eine Summe Geldes ausgeliefert, bekannte er, daß er sich

den Mördern angeschlossen habe, um seinen alten Herrn und Wohlthäter, den Kaiser Adolph von Nassau, der von Albert der Krone und des Lebens beraubt geworden, zu rächen. Er wurde verurtheilt, lebendig mit gebrochenen Gliedern auf das Rad geflochten zu werden, auf welchem er noch drei ganze Tage lebte. Sobald die Nacht einbrach, kam seine junge, schöne und fromme Gattin, aus dem Hause Palm, zu dem Rade, stand ihm mit aller möglichen Sorge bei, betete mit ihm, und milderte mit himmlischer Liebe die ungeheuern Martern des Unglücklichen. Während des Processes hatte dieses treue Weib zu den Füßen der Kaiserin und der Richter vergeblich um Gnade für den Angeklagten gefleht; jetzt, ihren heiligen Pflichten bis zum Uebermenschlichen sich aufopfernd, knieete sie an der furchtbaren Stätte, um sich demjenigen, den sie nicht mehr zu retten hoffte, mit allen Kräften der Seele hinzugeben, und in brünstiger Andacht mit ihm zu ringen, damit der Feind in solchen Qualen ihn nicht beschleiche, und zu Haß und Lästerung verlocke. Weder die Bitten und Thränen ihrer Familie noch ihres Gatten, der sie beschwor, sich zu entfernen, konnten sie bestimmen, das Blutgerüste zu verlassen; und so blieb sie drei lange Nächte und Tage an dem Todeslager ihres Mannes, ihn mit englischer Geduld und Zärtlichkeit pflegend, zur Reue, Hoffnung, Verzeihung ermunternd, und die Sterbgebete mit ihm betend. Erst als er ausgeathmet, und sie ihm mit treuer Hand die Augen geschlossen hatte, verließ sie ihn. Und jetzt erst flossen ihre Thränen in unsäglichem

Jammer; mit dem Wittwenschleier bedeckt begab sie sich von Bruck, wo das gräuliche Gericht gehalten worden war, nach Basel, wo sie „geliebt und bewundert von aller Ehrbarkeit" wie sich ein altes Geschichtsbuch ausdrückt, vom Schmerze aufgezehrt nach einigen Jahren in der Blüte des Alters und im Rufe der Heiligkeit starb.

Die Wittwe und die Tochter Alberts, die von wüthender Rachesucht besessen in der Schweiz das Blut von mehr als tausend unschuldigen Männern, Frauen und Kindern durch Henkershand vergossen, und ihre Güter eingezogen hatten, mochten wohl in stillen Nächten die Last ihrer ungerechten Thaten empfinden, und stifteten im Jahre **1310** an dem verhängnißvollen Orte ein Clarissen-Nonnen- und ein Minoriten-Mannskloster. Die Kirche wurde über dem mit Blut befleckten Platze, und der Altar an derselben Stelle errichtet, wo der Kaiser seine Seele ausgeathmet hatte. Die Königin Agnese, Albrechts Tochter, legte selbst das Nonnenkleid an, und lebte über fünfzig Jahre in Königsfelden, vor allen andern Schwestern durch die Strenge ihrer Büßungen und Abtödtungen sich auszeichnend. Schon im geistlichen Gewande mußte sie aus dem Munde des Einsiedlers Berthold von Offtringen, eines alten Kriegsmanns des Kaisers Rudolph, ein hart strafendes Wort vernehmen. „Weib, sprach er, man dient Gott übel, wenn man unschuldiges Blut vergießt, und mit geraubten Gütern Klöster stiftet. Gott hat lieber Sanftmuth und Güte."

Agnese wurde an der Seite ihres Vaters und ihrer Mutter hier beerdigt, und auch die Leichname der beiden Leopolde, die bei Morgarten und Sempach dem siegreichen Schwerte der Landleute erlegen waren, fanden neben jenen ihre friedliche Stätte.

Die Klöster von Königsfelden wurden im Jahre 1528 aufgehoben, und es ist nichts von ihnen übriggeblieben, als Ruinen und die Erinnerung an eine entsetzliche Missethat, an unsägliches Elend und an strenge Büßungen.

Basel.

Wenn ich etwas von Basel sagen soll, so ist zu fürchten, daß die meisten Züge des Bildes mehr meiner Phantasie als der Wirklichkeit angehören, denn ich habe nur einen Tag in dieser Stadt zugebracht, und schon dieser Tag schien mir sehr lang: Frankreich war mir so nahe! Ein gefeierter Schriftsteller behauptet, den Engländern wäre es nur wohl in England, obgleich ich nicht begreife, wie es einem Engländer irgendwo in der Welt wohl seyn kann; wie es sich aber damit auch verhalten möge, so glaube ich wenigstens darin nicht zu irren, daß sich Niemand so sehr nach der vaterländischen Luft sehnt als ein Franzose. Zwar machen wir uns über die patriotische Empfindsamkeit, wie über Alles, gerne lustig, und zwar aus zwei Gründen: erstens nämlich, weil wir gar viele Mitbürger haben, die wohl geeignet wären, uns gründlich von ihr zu heilen; zweitens, weil wir uns mit einer gewissen Allgemeinheit und Unbegrenztheit des Geistes brüsten, wodurch wir versucht werden, alles wahrhaft Kindliche und Aufrichtige in uns gering zu schätzen. Dennoch

sind wir zuletzt und in der That, wenn wir auch unsere Gebirge und Fluren nicht besingen, in unser Land gewaltig verliebt. Und wenn wir noch so sehr mit ihm schmollen, so ziehen wir mitten in unserm bittersten Unmuthe selbst für den Schlechtesten jener Strauchdiebe, derer wir uns nicht wenig schämen, an die Grenze und noch weiter, um unsern Schuß loszubrennen. Ein alter Ludwigsritter hat mir dies oft eingestanden; er war eben aus der Pagerie getreten, als die Revolution ausbrach, den Vater und die Mutter auf's Blutgerüst schleppte, sein Schloß niederbrannte, und ihn zwang, aus dem Vaterlande zu flüchten, und froh zu seyn, von seinem großen Vermögen wenigstens die Kleider gerettet zu haben, die er auf dem Leibe trug. Dies genügte allerdings, um einigen Groll zu nähren, er diente auch im Heere von Conde, und seine Geschichte war beiläufig die aller Andern. „Nun gut, sagte er zu mir, wenn die armen Preußen, wie es nicht selten geschah, von einer Abtheilung des republicanischen Heers hart mitgenommen wurden, so war dies ein wahres Fest für uns Emigranten, und wir konnten es uns durchaus nicht versagen, uns darüber zu freuen und sehr zu freuen..... Uebrigens waren diese Preußen auch dumme Teufel; was gingen sie unsere Sachen an, was hatten sie sich drein zu mischen?"

Es gibt nichts Ergötzlicheres, als unsere Landsleute zu sehen, wenn sie zwei Monate in der Fremde gelebt haben. Im Anfange ging es trefflich: „o! welch schöner Himmel! welche schöne Lage! welche wackere Menschen!

endlich nichts mehr von Aufruhr, von Straßengefechten, von Journalen, von Vaudevilles! wie ist es behaglich hier, wie gerne möchte ich hier meine Tage zubringen!" — Doch nur Geduld, bis diese Furia ausgetobt hat, sie hält nicht lange an. Schon fängt der Enthusiast an, den Wolken nachzuseufzen, die der Wind seinem schönen Frankreich zuführt: „Woher kommen diese Vögel, woher dieses Abendlüftchen? Fröhliche Vögel, balsamische Luft, könnt ihr mir nichts von meinem Lande erzählen?" Und jetzt will die Verdrießlichkeit und die Sehnsucht nimmer enden; der italienische Himmel ist nicht mehr mild und klar, die Luft der Alpen nicht mehr frisch und reitzend, die ganze Welt vermag nichts mehr zu bieten, was der Betrachtung werth wäre. Und würde man nicht von einem Gefühle des Schicklichen abgehalten, an einem Raphael'schen Meisterbilde vorüberzugehen, ohne einen Blick darauf zu werfen, und eine berühmte Stadt seitwärts liegen zu lassen, ohne wenigstens auf ein Paar Minuten einzutreten: so flöge der unglückliche Verbannte in einem Schwunge dahin zurück, wo sein Portier, seine Journale, sein Wachtdienst seiner wartet; wo, und dies ist die Hauptsache, er den reinen französischen Accent und irgend Jemand wiederfindet, mit dem er ohne Wörterbuch plaudern, und mit französischer Zierlichkeit witzig seyn kann. Denn Das ist ein vorzüglicher Grund, warum sich Franzosen im Auslande nicht gefallen, weil sie dort einen großen Theil von jenem Reitze der Conversation, von jenem zarten Blumenduft des herrschenden Ausdrucks

einbüßen, den sie eben so gerne verbreiten, als genießen. Es geht ihnen außerhalb der Heimath wie einem Sänger, der sich fortwährend mit einer Arie quält, die nicht für seine Stimme geschrieben ist. Der Herzog von St. Simon erzählt uns in seiner geistreichen Weise die Geschichte eines Edelmanns, der, nachdem er sich in Italien beträchtlich gelangweilt hatte, mit der größten Hast nach Paris und an den Hof zurückeilte, weil er sich jetzt vollkommen überzeugt hatte, daß man anderswo eigentlich gar nicht lebe. Da bricht ihm sein Wagen vor dem Thore einer unsrer kleinen, unbekannten Städte, und voll Grimm über den Zufall, der sein Glück um einige Stunden verzögert, bezieht er ein Gasthaus. Zwar hätte er am andern Morgen abreisen können; allein das Gasthaus hatte ihm gefallen, er hatte auch Besuche empfangen, die er erwiedern mußte; er erwiedert sie nach Bequemlichkeit, verweilt etwas länger, wo ihm die Leute angenehm erscheinen, und nimmt sogar einige Einladungen zum Mittagessen an. Damit gehen acht bis zehn Tage vorüber, und jetzt befällt ihn eine Krankheit. Die ganze Stadt kommt in Bewegung, man besucht ihn, bezeigt ihm die liebevollste Sorgsamkeit; der Kranke wird geheilt; der Geheilte mit Festlichkeiten geehrt. Er aber, entzückt von einer Stadt, die so viele Artigkeit, Anmuth und Geist besitzt, miethet sich eine Wohnung, baut sich nach einiger Zeit ein eigenes Hotel; kurz, ohne mehr an den Hof und Paris zu denken, bleibt er fünfunddreißig Jahre dort, und ist noch dort, nämlich auf dem Kirchhofe der Stadt. Man möge nun außer Frank-

reich, mit der einzigen Ausnahme von Rom, eine Stadt finden, wo etwas der Art möglich würde! Ein Engländer, Italiener, Schweizer und Deutscher werden mit Freude in ihr Vaterland zurückkehren, denn das ist ein natürliches Gefühl, welches Gott in den Menschen gelegt hat, um ihn an viele Verpflichtungen zu fesseln. Aber der Engländer, Italiener, Schweizer und Deutsche können dabei ihr Haus, ihre Stadt, ihren Canton nicht entbehren. Nur für den Franzosen ist ganz Frankreich der Geburtsort, und wir haben ein gemeinsames Band, wie es andere Völker nicht besitzen, obschon auch dieser unser Nationalschatz von dem modernen Individualismus sehr beschädigt wird. —

Was Basel betrifft, so ist es, um dort zu leben, nicht genug, daß man ein Schweizer sey; man muß, wie man mich versichert, schlechthin ein Basler seyn. Der Anblick der Stadt ist seltsam und düster. Ich kam an einem schönen Sommertage dahin, nachdem ich eine staubreiche, sonnenhelle und von fröhlichem Geschrei erfüllte Gegend mit dem angenehmen Gedanken durchwandert hatte, daß ich nicht lange dort verweilen werde. Dennoch, ungeachtet des Sommers, der Sonne und der Nachbarschaft Frankreichs, stellte sich mir Basel über alle Beschreibung finster und unbehaglich dar. Die Ursache davon weiß ich selbst nicht, aber in der Physiognomie der Stadt liegt etwas gar Verdrießliches, Bekümmertes und langweilig Trauriges. Man sieht viele rührige Bewegung ohne Getöse, vielen Reichthum ohne Glanz und

viele große Häuser mit geschlossenen Fenstern, die man für unbewohnt halten möchte. Der Rhein, der sehr reich an Legenden ist, scheint hier im Vorübereilen alle seine schwarzen und grauenhaften Sagen und Mährchen zu erzählen, und darunter sind freilich viele, die ihm Basel selbst erzählt hat; denn seine Annalen sind keineswegs licht und heiter: Pest, Erdbeben, Bürgerzwiste, politische und religiöse Kriege, Ketzereien, Sectenunfug und am Schlusse Geldgier und Geldherrschaft bilden ein unheimliches Nachtgemälde.

Die Basler machen ihre Bank- und Wechselgeschäfte mit trunkenem Eifer, und während sie speculiren, calculiren, escomptiren, agiotiren und Gold anhäufen, um es wieder zu verkaufen, langweilen sich ihre Frauen und Töchter auf das kläglichste. Sie bringen ihr Leben damit hin, daß sie auf die Straße herabsehen; doch nicht durch das offene Fenster, was zu öffentlich und auch im Winter nicht sehr ergötzlich wäre, sondern mittelst kleiner Spiegel, die außen vor den Fenstern so angebracht sind, daß sie im Zimmer Alles, was vorüberzieht, Menschen und Thiere, Reinliches und Schmutziges, Neues und Altes, erscheinen lassen.

Die alten Basler haben übrigens mitten unter den Drangsalen der Pest, der Kriege und der Erdbeben dennoch ein fröhlicheres Leben geführt, als ihre Nachkommen im sichern Frieden und bei dem süßen Klange des Goldes und der günstigsten Kursnotirungen. Aeneas Sylvius Piccolomini, der unter dem Namen Pius des zweiten

auf dem heiligen Stuhle saß, hatte als Secretair des Conciliums mehrere Jahre zu Basel zugebracht, und hinterließ uns eine reitzende Schilderung des damaligen Lebens. „Erst vor kurzem, sagt er, hat man die Stadt durch mehrere Promenaden verschönert, die mit mächtig grünenden Bäumen besetzt und mit frischem Wasen bedeckt sind. Hier gewähren nun die Aeste der Eichen und Ulmen, die künstlich gezogen und ausgestreckt sind, dichten Schatten, und es ist während der großen Hitze nichts angenehmer, als unter dieses kühle und erquickende Laubgewölbe zu flüchten, um sich gegen die glühenden Sonnenstralen zu schützen. Auf diesen Promenaden versammeln sich nun die jungen Leute in großer Zahl, sey es um ein Fest zu feiern oder sich in anderer Weise zu unterhalten, und hier üben sie sich auch im Laufen, Springen, Ringen, Bogenschießen und Pferdezureiten. Einige werfen Wurfspieße, andere zeigen ihre Stärke, indem sie schwere Steine schleudern, mehrere treiben auch das Ballspiel, doch nicht nach der Sitte der Italiener, sondern indem sie in einiger Entfernung einen eisernen Ring aufstellen, und sich nun bemühen, ihren Ball hier durch zu schlagen. Die übrigen jungen Leute singen, oder bilden einen Kreis um die Spielenden. Auch die jungen Mädchen kommen auf den Wiesen zusammen, wo sie sich mit Singen und Tanzen ergötzen; und solche Versammlungen finden oft und an verschiedenen Orten statt.

Die Edeln haben zwei Versammlungssäle, einen für den Sommer, einen für den Winter, wo jeder seine Zeche

zahlt. In einer andern Straße haben sie ein großes Gebäude aufgeführt, wo sie oftmals Bälle geben, zu welchen sie die schönsten Frauen der Stadt einladen, die sich dann in ihrem herrlichsten Putze, mit Juwelen und köstlichem Geschmeide geschmückt, dahin begeben, als sollten hier die prunkvollsten Vermählungen gefeiert werden.

Die Basler lieben die Religion, bezeigen den Dienern derselben viele Hochachtung, gehen alle in die Messe, und besuchen die Kirchen nicht allein an den Festtagen, sondern auch an den Wochentagen; auch verehren sie mit geziemender Andacht mehrere Heilige. Man kann ihnen nicht viele Vergehen und Fehler vorwerfen, jedoch scheinen sie dem Dienste des Bachus allzusehr ergeben; übrigens sind sie ihrem Worte getreu, erfüllen gerne, was sie versprochen haben, und sind lieber in Wahrheit redlich, als daß sie gleißnerisch mit ihrer Redlichkeit prahlen. Zufrieden mit dem, was ihnen Gott gegeben, suchen sie ihr Vermögen zu erhalten, ohne nach fremdem Gute zu trachten."

Aeneas, wenn er jetzt nach Basel käme, würde in den heutigen Einwohnern seine lieben Basler, wie er sie in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts beobachtet hatte, nicht wieder erkennen, und vor Allem möchte ihn wohl der Gedanke betrüben, daß er selbst in der besten Absicht zu dieser Veränderung beigetragen, indem er ihnen im Jahre 1459 das verhängnißvolle Geschenk einer Universität machte. Diese Universität, die bei ihrem ersten Aufblühen im herrlichsten Glanze der Wissenschaft

und Gelehrsamkeit erschien, trug achtundsechzig Jahre nach ihrer Gründung mächtig dazu bei, daß sich die Reformation im Cantone Basel festsetzte. Es lebten damals in ihrem Schooße mehrere Männer, die von der Literatur des Heidenthums bezaubert, mit dünkelhafter Eitelkeit darnach lüstern waren, die Kirche und den Glauben nach ihrem Geschmacke zuzurichten; und so versäumten sie es nicht, bei dieser Gelegenheit die trefflichen Resultate, die wir vor uns sehen, herbeiführen zu helfen. Als der ausgezeichnetste von ihnen muß Erasmus von Rotterdam, dieser katholische Melanchton, genannt werden. Er ist ein eben so merkwürdiges als beklagenswerthes Beispiel der eiteln Irrlichter der Wissenschaft und der Vernunft, wenn diese glänzenden Gaben nicht auf dem festen Grunde des Glaubens ruhen. Erasmus, wie sein Zeitgenosse Melanchton, durch den Hochmuth des Wissens geblendet, und den Hülfsmitteln eines neugierig forschenden und klügelnden Geistes lieber vertrauend, als der demüthigen Unterwerfung eines gottbegeisterten Herzens, spürte lange in den dunkeln Gewinden des Zweifels umher, und wurde vielleicht noch in denselben vom Tode überrascht. Darum ist es auch die Meinung vieler unterrichteter Menschen, es habe ihn bloß die Furcht und der Wunsch des Friedens und der Ruhe im Schooße der Kirche zurückgehalten, so wie Melanchton nur aus Furcht nicht zu ihr zurückgekehrt sey. Bei beiden war aber, ich kann nicht daran zweifeln, ein fruchtbarer Grund guter und ehrenhafter Gesinnungen, und es war nur ein verderbliches Gemenge

von schwächlicher Eitelkeit und selbstsüchtiger Hoffarth, was ihre Talente und ihre Tugenden in den trostlosen Abgrund niederzog.

Nach dem Berichte des Aeneas Sylvius und nach Dem, was sich dem Beobachter in diesen Tagen zeigt, scheint es fast, daß die Basler ihre alten Fehler nicht abgelegt, die alten Tugenden aber auch nicht bewahrt haben. Jedesfalls beklage ich, daß sie die Fröhlichkeit, die heitern Feste und die geselligen Sitten der frühern Zeit verloren; denn ich kann mir nicht denken, daß ihre protestantische Sprödigkeit und weltscheue Kopfhängerei ein Ergebniß der Sittenverbesserung sey. Gott, das Wesen aller Tugend, hat uns ein Gesetz des Vertrauens und der Liebe gegeben, und die Menschen, diesem Gesetze unterthänig, sollen sich lieben; darum, einander liebend, sich suchen, versammeln, traulich und freundlich mit einander verkehren, und wie frohe Kinder eines gütigen Vaters sich den unschuldigen Freuden, womit er das Erdenleben ausgestattet, hingeben. Die puritanische Strenge der Reformation dagegen hat überall finstere Härte, eifernde Weltverachtung und selbstsüchtigen Argwohn in das Leben eingeführt, und die düstere Zurückgezogenheit und Absonderung ist nur darum herrschende Sitte geworden, weil sie bei innerer Unsicherheit durch die Vorsicht wie durch die Nothwendigkeit geboten war.

Holbein, ein herber und wilder Geist, scheint der Maler des Todes zu seyn, und seine Gemälde tragen vielleicht auch dazu bei, der Stadt jenen trüben und

schwermüthigen Ausdruck zu geben, den sie für jeden Reisenden hat. In dem Münster, welchen Kaiser Heinrich der zweite im Jahre 1019 erbaut hat, sind außer den Grabmälern des Erasmus von Rotterdam, des Decolompadius und der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, so wie dem daran stoßenden Sale, in welchem die Kirchenversammlung vom Jahre 1431 bis 1448 gehalten wurde, und der noch unverändert in der alten Form besteht, die Holbein'schen Gemälde an der Orgel bemerkenswerth. Auch auf der Bibliothek befinden sich mehrere Werke von ihm, und was ich von ihm sah, bestätigte mir, daß er eine Lust darin fand, Leichname oder wenigstens Lebende, die es bald werden sollten, zu malen. Sein strenger Pinsel zeigt uns vorzüglich die hagern Züge von Greisen und Gelehrten, die über die wenigen Augenblicke, die sie noch zu leben haben, nachzudenken scheinen; er gibt ihren Gewändern die Lage und Form eines Sargs, und die Gestalt ist von dem dunkeln Rahmen umschlossen, wie im Grabe. Auf der Bibliothek sieht man zwei Bilder, die, von demselben Geiste eingegeben, noch nackter und greller in der Ausführung sind. Beide stellen den Tod vor, wie er plötzlich das Leben in seiner Blüte, durch ein junges, schönes Weib versinnlicht, ergreift, und seines vergeblichen Widerstandes spottet. In dem einen wird die lebensfrische Schönheit, die noch eine lange Zukunft hoffte, von dem Gerippe zu einem Abgrunde hingeschleift, der sich vor ihnen öffnet; in dem andern umschlingt er sie mit seinen

dürren Armen, verwundet sie mit wüthenden Bissen und scheint sie verzehren zu wollen.

Solche Darstellungen entsprachen übrigens dem zugleich ernsten und kühnen Sinne jener Zeit. Man dachte muthig an den Tod, als an eine Sache, die man täglich erwarten, niemals fürchten müsse; und so wie es üblich war, daß jährlich zur Fastnachtzeit Masken, welche den Tod vorstellten, tanzend durch die Straßen zogen, mit der Befugniß, Jeden, der ihnen begegnete, zum Tanze zu nöthigen: so wurden diese Todtentänze auch Gegenstände der künstlerischen Auffassung und Behandlung. Alsbald entwarf man, weil sich in solchen symbolischen Bildern eine tiefe sittliche Lehre aussprach, große Gemälde, um die Außenseite der Gebäude oder die weiten Gänge eines Klosters damit zu schmücken. Die Geistlichkeit billigte diese Art von Moralien, welche sich dem Blicke und Verständnisse Aller darboten, und hatte darum nichts dagegen einzuwenden, daß sie selbst dabei abgebildet wurde. Die zwei ersten Gestalten, die der Künstler darstellte, waren gewöhnlich der Papst und der Kaiser, der erste mit der Tiare, der andere mit dem Zepter, und beide dem unbeugsamen Tode gezwungen oder freiwillig folgend. Nach diesen kam eine Menge Menschen, Fürsten, Gerichtspersonen, Bischöfe, Mönche, Handwerker; Rittersleute in stolzer Kraft und lahme, gebrechliche Bettler; ein Greis, welchem der unermüdliche Tänzer sein Gold, ein Kind, welchem er sein Spielzeug wegnahm; eine junge Mutter, die er weit von ihrem Neugeborenen wegführte, und der

Maler selbst, den er von seinem unfertigen Bilde wegriß, und der erschreckt den Pinsel fallen ließ. Unter jedem Gemälde waren einige Verse zu lesen, deren Grundgedanke war: man muß sterben. Allein in jenen Tagen war der Tod keineswegs zum Nichts geworden; und so war auch das Sterben für Den, dessen Leben kein böses war, nicht schrecklich.

Basel besaß ein sehr berühmtes großes **al fresco** Gemälde dieser Art, welches schon im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts sehr beschädigt war, jetzt aber, mit Ausnahme von zwei ausgesägten Gestalten, die sich in der Fischer'schen Sammlung befinden, gänzlich zerstört ist. Es war dies der berühmte Todtentanz, der gewöhnlich Holbein zugeschrieben wird, obschon sich auch die Ansicht geltend macht, daß dieses wunderbare Werk schon vierzig Jahre vor seiner Geburt vollendet, und daß es eben der Eindruck dieses Bildes gewesen sey, der Holbein noch als Kind so mächtig ergriffen habe, daß er den Gedanken und die Form während seines ganzen Lebens in vielen und mannichfaltigen Werken als Grundtypus zugleich verändert und festgehalten hat.

Betrachtung.

Du bist ohne jeden Zweck, oder für einen bestimmten Zweck geschaffen, und verdankst dein Daseyn dem Zufalle, oder Gott. Wärest du ohne Zweck geschaffen, warum sollte dein Leben auf dieser Welt irgend eine Bedeutung haben; warum bestände zwischen dir und so vielen andern Geschöpfen ein so nahes, tiefes Wechselverhältniß von gegenseitiger Einwirkung und Bestimmung? Nicht dem Zufalle verdankest du dein Leben; dem Zufalle, der weder die blühende Pflanze, noch den singenden Vogel, darum noch weniger den denkenden Menschen hervorbringen kann. Und was ist der Zufall? Hat ja doch schon Helvetius in seinem glaubenlosen Zweifel ihn nicht anders zu bezeichnen gewußt, denn als „eine Reihenfolge von Wirkungen, deren Ursache wir nicht kennen.“ Allerdings war damit nicht viel klar geworden, und er hätte sich fragen sollen, was und wo die Ursache sey von Allem, was da ist und erscheint. Aber auch der heilige Augustin, welchen Helvetius kaum gelesen, hat sich fünfzehnhundert Jahre früher die Frage

gestellt: was ist der Zufall? und sich diese Frage in ganz ähnlicher Weise beantwortet. Augustin kannte jedoch die Ursache, und nahte sich ihr mit demüthigem Vertrauen. Warum aber der Philosoph zurückweicht, wo der Christ vorschreitet, das lehrt uns der königliche Psalmist mit den Worten: er will nicht klug werden, um nicht Gutes thun zu müssen.

Vom Zufalle haben wir keine Vorstellung, während die Idee Gottes den Sünder so wenig verläßt, als den Zweifler. Dies eben ist das Eigenthümliche des vernünftigen Geschöpfes, daß es die Idee des Schöpfers in sich trägt; und ist das Geschöpf vernünftig, so ist es unmöglich, daß der Schöpfer nicht vernünftig sey, und bist du nicht durch den Zufall für den Zufall, das heißt durch Nichts für Nichts, erschaffen, so bist du nothwendig durch Gott für Gott erschaffen.

Wie muß nun dein Verhalten gegen Gott, deinen Vater, seyn? Der Ackersmann säet das Korn, damit es ihn ernähre; der Mensch bauet das Haus, damit es ihn schütze; der Vater zeugt das Kind, damit es ihn hochachte und liebe: Gott hat dich geschaffen, damit du ihn liebest, ihn verehrest und ihm gehorchest. Und thust du nicht also, so wirst du nicht selig werden. So wie der Mensch giftiges Unkraut von seinem Felde ausreutet, so wird Gott dich verwerfen, wenn du ihm nicht als ein treues Kind gedient, wenn du, dem Zwecke und Willen deines Schöpfers entgegen, die Gaben und Kräfte deines Lebens verwendet hast, um ihn zu beleidigen.

Gott will allein dein Herr seyn, und darin offenbart sich seine gütige Liebe; denn wo könntest du einen wählen, der mächtiger wäre, und gnädiger und huldreicher in deiner Führung und Belohnung!

Wenn dies Alles aber so ist in Wahrheit und Wirklichkeit, warum wird es dir noch oft so schwer, Gott zu dienen?

Tausend Dinge halten dich zurück. Zuerst die Furcht der Eitelkeit; denn du hast von geistreichen Menschen, wenn sie von einem demüthigen und gläubigen Christen sprachen, den verächtlichen Ausdruck vernommen: er ist ein Thor. Dies bekümmert dich; erkenne aber, wie niedrig und feige eine solche Furcht sey. Nimmst du denn alle Ansichten dieser geistreichen Menschen über Politik, Literatur und so viele andere Gegenstände an? Bildest du dein ganzes Leben nach dem ihrigen, deinen Geschmack, deine Neigungen nach den ihrigen? Und doch willst du sie zu souveränen Herrn über dein höchstes, innerstes Eigenthum, über deinen Glauben machen, oder, was noch schlimmer ist, du erniedrigst diesen Glauben ihrer wahnwitzigen Rede gegenüber! Du weißt, daß Gott ist, daß er dein Herr ist, daß dein Leben und Tod in seiner Hand ist; du fühlst, daß er dich liebt, und von dir geliebt seyn will; du erkennst, daß deine Gleichgültigkeit ihn, der dich am Kreuze mit seinem Blute erkauft hat, betrübt; ja, du liebst ihn im Grunde deines Herzens, denn es schlägt kein edles Herz, das nicht von der Gottesliebe entzündet würde: du fürchtest also weder

seinen Zorn noch seine Kränkung, aber du fürchtest die eiteln Worte einiger verwirrter Geister, vielleicht von zwei oder drei Menschen, die du kaum achtest, die du nicht liebst.

Sage nicht, daß du Menschen geringe achtest, die du als Lügner, Egoisten und rohen Trieben unterthänig erkennest; denn, fällst du ein solches Urtheil über sie, so mußt du dich selbst um so strenger anklagen, weil du ihnen zu gefallen suchst, und ihren Tadel scheuest.

Nach der Menschenfurcht, oder vielmehr noch vor ihr und gewaltiger, beherrscht dich die Sucht des Vergnügens. Du willst es nicht bekennen und verbirgst es dir vielleicht selbst, denn du sprichst auch von diesen Vergnügen, wie von den Menschen, und scheinst sie zu mißachten. Allein die Verachtung derselben macht dich noch nicht frei von ihnen; es ist vielmehr eine gewöhnliche Strafe verpönter Neigungen, daß wir den Gegenstand derselben verachten. Glaube mir, du bist von Lüsten und Genüssen verschiedener Art besessen; darum stellst du an Jene, die zu dir von der Nothwendigkeit eines christlichen Lebens reden, seltsame und verfängliche Fragen über die Pflichten, die es uns auflege, und über die Genüsse, die es uns gestatte. Du feilschest und handelst mit Gott, du setzest Bedingungen, und du verständest dich wohl gerne mit dem Paradiese, wenn es dich nur nicht zu viel kostete. Du willst wohl deinem Herrn dienen, jedoch nur wie der Söldner, der eben nur so viel thut, als nöthig ist, um nicht fortgeschickt zu werden.

Welchen Unterschied findest du aber zwischen einem Schuldner, der den Zins von seiner Schuld nicht zahlen will, und einem andern, der sich verschiedener Ausflüchte bedient, um nur einen Viertheil oder die Hälfte desselben zu zahlen?

Dein Leben gleicht einer Summe Goldes, welches Gott dir geliehen, und statt dieses Goldes willst du ihm Blei zurückgeben.

Sage nicht, du seyst noch jung, und die Stunde des Zurückzahlens noch ferne. Wer mit sechzig Jahren sterben muß, ist im neunundfünfzigsten Jahre schon sehr alt; und wem sein Ziel mit fünfundzwanzig Jahren gesetzt ist, der ist mit vierundzwanzig ein Greis. Du weißt nicht, wann du sterben wirst, und so weißt du auch nicht, ob dir noch ein Tag übrig bleibt, um deine Schuld zu zahlen.

Aber es ist nicht nur ein durchaus feiger und schmählicher Vorsatz, die Umwandlung eines ungeordneten und sträflichen Lebens auf die Tage des Alters und der Gebrechlichkeit zu verschieben, und nur die schadhaften, verbrauchten Reste, welche die Welt zurückweist, für Gott aufzubewahren: es ist auch das Schwierigste, was der Mensch vollbringen kann; und mögest du dich darüber nicht betrügen! Von so vielen eckelhaften Alten, die der Sünde Zeugniß geben, und gleich belebten Kloaken allen Schmutz und Unrath der Menschheit in sich aufzunehmen scheinen, ist vielleicht nicht einer zu finden, der nicht in seiner Jugend sich und Gott gelobt hätte, einstens

ein heiliges Leben zu führen. Von zweihunderttausend Seelen, die ihre Bekehrung mit bewußtem freien Willen bis zur Todesstunde verschieben, sagt der heilige Hieronymus, wird kaum einer gerettet. Es bedarf der gewandtesten Kraft, um dem Bösen zu entfliehen; man propft keinen triebkräftigen Zweig auf einen abgestandenen Stamm; und wie man der Lust dient, während man sie verachtet, so sucht man sie sehnsüchtig, wenn man sie nicht mehr genießen kann.

Mit einem, von allem Irdischen abgelösten, zum freudigen Gehorsam bereiten Herzen mußt du mit dem großen Muster christlicher Hingebung, mit dem Apostel Paulus, ausrufen: was willst Du, daß ich thue, mein Herr und Gott?

Gott hat dir für deine Erdenarbeit einen so hohen Lohn gesetzt, daß du nicht berechtigt bist, Erdenfreuden dafür zu fordern. Und dennoch ist seine Güte so grenzenlos, daß er auch unser irdisches Leben, wenn wir uns ihm gänzlich opfern, mit unendlicher Seligkeit durchwirkt. Wohl ist dir dies noch ferne und fremd; schreite aber nur etwas auf der guten Bahn vor, und es wird dir bald klar werden. Gegenwärtig siehst du, wie der heilige Bernhard sagt, nur das Leiden, aber du siehst nicht die Tröstung.

Um uns zu helfen und zum rechten Leben zu ermuthigen, belehrt uns dieselbe göttliche Güte durch den Tod und durch die herben Täuschungen, welche der Erfüllung unserer liebsten und heißesten Wünsche unvermeidlich folgen.

Du haſt das Leben genugſam geprüft und ausgebeutet, um zu wiſſen, was es dir zu bieten vermag, und du biſt Chriſt genug, oder klug genug, um weder an deinem Tode, noch an dem ſtrengen Gerichte zu zweifeln, das deiner wartet. Die Lehre aber, die daraus hervorgeht, wird keinem Kinde entgehen. Warum erröthеſt du nicht, daß man dich darauf hinweiſen muß? Du biſt nicht blind, und dennoch muß man dir im hellen Sonnenſchein beweiſen, daß es Tag iſt.

Was hoffeſt du, was erwarteſt du? Wenn du der König der Könige wäreſt, wenn du Alles beſäßeſt, was dein Auge überblicken kann, wenn du über die ganze Welt herrſchteſt durch die Kraft deines Armes und Geiſtes, und herrſchteſt, wie es auf Erden niemals gewährt iſt, ohne Unordnung, ohne Kampf, ohne Schmerz; wenn deine Macht alle Menſchenleben überdauerte, und du Jahre zu Jahren fügteſt, wie Kronen zu Kronen: dennoch gelangteſt du zum Ziele deiner Macht und zum Ziele deiner Tage. Was aber wird dir bleiben in der Stunde des Todes, wenn du Gott nicht geliebt und ihm nicht gedient haſt? Und du liebſt ihn nicht und dienſt ihm nicht, wenn du dich nach irgend etwas mehr ſehnſt als nach ihm.

Selbſt in den Beziehungen des gegenwärtigen Lebens iſt der Gewinn der Glückskinder dieſer Erde gering. Kämpfe ohne Palmen, Angſt ohne Ruhe, niedrige Sorgen, unfruchtbare Gewiſſensbiſſe ſind ihr Theil; ſie müſſen ſich unedeln Demüthigungen beugen, denn der Zweck, der ſie lockt und drängt, iſt ein irdiſcher; ſie beben, wenn der

Aufruhr durch die Straßen stürmt, wenn Orkane das Meer aufwühlen, wenn ein Nebenbuhler die schönen Blicke auf sich zieht, die nur ihnen leuchten sollten, wenn der Neid oder der überlegene Geist ihre Werke prüft und verwirft.

Du wünschest den Menschen gebieten, sie nach deinem Belieben leiten zu können, aber du selbst wirst durch Schmeichler und durch die Macht der Ereignisse geleitet werden. Du wünschest reich zu seyn, um alle Freuden genießen zu können; doch du wirst nur unreine Lüste mit deinem Golde erkaufen, die dich stets beunruhigen, niemals befriedigen werden; du wirst den tausendfachen Eckel theuer bezahlen, alle schuldlosen Freuden deines Herzens trüben: dann wird ein Windhauch Alles entführen, und du wirst allein bleiben mit der schmerzlichen Reue.

Auch die Wissenschaft begehrst du, damit die Welt über dich staune, doch die Welt hört nicht auf dich. Die Kritik der Unwissenheit kränkt dich bitter; du begegnest immer Gelehrteren, als du bist; hundert Fragen, von dir und andern gestellt, weißt du nicht zu beantworten, und der Arme, der in dem dunkeln Winkel einer Dorfkirche betet, schauet Wunder und kostet Seligkeiten, die du nicht zu ahnden vermagst.

Wahrlich, wenn du diesen Dingen, der Gewalt, dem Reichthume, der Wissenschaft nachjagst, nur um andern Menschen zu gefallen — dann weiß ich dir kein Heilmittel gegen deine Thorheit anzurathen. Kennst du wirklich die Welt so wenig, daß du diesen Punkt noch nicht überschritten hast? Wenn du Jene siehst, die sich ihrer Liebe er-

freuen, ist dir diese Liebe nicht manchmal verächtlich geworden, und hast du selbst dein Herz stets und unter allen Umständen nur Demjenigen zugewendet, was du als das Edelste und Beste ringsum erkannt hast? Und wenn dies auch wäre, würden deine Klagen dennoch nicht verstummen; denn überall, wo Ordnung und Friede fehlen, gibt es Leiden, Ordnung und Friede fehlen aber überall, wo der Mensch sich liebt, statt Gott zu lieben. Denn Gott mußt du lieben in allem Erschaffenen, nicht dich. Bietest du aber deine Neigung dar, um eine andere dafür zu gewinnen, so suchst du nur ein Vergnügen, welches du oft nicht findest, und welches im günstigsten Falle niemals dauernd ist. Liebst du aber, vom Willen Gottes erfüllt, so, wie er will, daß wir lieben, dann wird deine Seele der Sitz der herrlichsten Tugend, denn die christliche Liebe beseligt dich.

Du entgegnest mir, dies alles sey dir längst bekannt. Allein das Wissen ist ungenügend, es bedarf der That. Wenn du das Gesetz kennst, und es nicht befolgest, warum staunest du wenn du gestraft wirst? was sollen deine Klagen? Verbirg deine Wunden, thörichter Kranker, wenn du nicht geheilt seyn willst, und ermüde nicht die Welt mit deinem eiteln Jammer!

Maria=Stein.

Mehrere fromme Edle hatten zu Beinweil am westlichen Fuße des Paßwangbergs, in dem eng umschlossenen, von der Lüsel bewässerten Thale eine Abtei gegründet, die, lange Zeit hindurch unter der Leitung der von Einsiedeln dahin versetzten Benedictiner berühmt und segenreich, dann große Bedrängnisse und Mißgeschicke erfuhr, und endlich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts öde und verlassen blieb. Später wurde sie in einem andern Theile des Jura, an der Schweizer Grenze zwei Stunden von Basel an einem Orte, der Stein hieß, wieder hergestellt, und wird seitdem unter dem Namen Maria=Stein als eine der begnadigtsten Wallfahrtskirchen besucht.

Dies ist Alles, was ich von der Geschichte Maria=Steins kenne. Wohl hätte ich mehr erfahren können, denn es ist davon in dicken Büchern und staubigen Chroniken Mancherlei zu finden; allein wozu sollte es nützen, wenn ich sie durchblättert, oder wenn geduldige Freunde sie statt meiner durchblättert hätten! was sollte Jenen daran liegen, die mich auf meiner Wanderung bis hieher, wo ich mein letztes Ziel erreichte, begleitet haben! Ehe der Pilger seine Fahrt beginnt, knieet er nieder am Altare zu den Füßen des Priesters, empfängt seinen Segen, und zieht

betend von dannen. Dann tritt er wieder ein in das Hei=ligthum, wohin Tausende von andächtigen Seelen ihm vorangegangen sind, und wohin Tausende ihm folgen werden; und sein Herz öffnet sich dem himmlischen Strale; er bereut, klagt sich an und fleht; er weiß, daß sein güti=ger Vater ihn hört, daß seine Fehler ihm verziehen wer=den, wenn er sie mit aufrichtigen Schmerze bereut, und aufrichtig gelobt, sich derselben zu erwehren; er zweifelt nicht daran, daß seine heißesten Wünsche erfüllt werden, wenn es ihm heilsam ist: was bedarf er mehr?

Ihr treuen, einfachen Seelen! ihr Menschen der Arbeit und der Noth, klaglos unter der Bürde von Entbehrungen und Anstrengungen gebeugt, deren leichteste wir nicht zu tra=gen vermöchten! mit kräftigem Leibe trotzt ihr dem Elende, m noch kräftigerem Herzen trotzt ihr der Unwissenheit! ihr, bei welchen es nicht erst der Wohlthaten Gottes bedarf, um euch dankbar, nicht erst seiner Wunder, um euch gläu=big zu machen: ihr seyd die Geliebten des Himmels, ihr seyd es, die wir nachahmen müssen.

Süße Mutter der Christen! Königin der Engel und aller heiligen Heerscharen des Himmels, soll sich unsere Neugierde so weit verlieren, daß wir fragten und forschten, warum es dir gefallen habe, uns lieber hier als anders=wo den unerschöpflichen Schatz deiner Wohlthaten zu öffnen? Nein! du willst, daß wir dich anrufen; du hast es uns durch tausendfache Güte, durch tausendfache Lin=derung unserer Leiden bewiesen, und wenn wir dieses wissen, was bedarf es mehr?

Unter allen ſtillen Seligkeiten eines frommen Herzens iſt eine, die tiefſte, die heiligſte: die Seligkeit der Unwiſſenheit; das Glück, in der Fülle des brünſtigen Glaubens, ohne jede Beimengung von Hochmuth und menſchlicher Weisheit, anzubeten und zu glauben, allein durch die Kraft jenes Naturtriebes der Seele, der, ſicherer und klarer als alle Wiſſenſchaft und Vernunft, uns Gott ahnden und ſchauen läßt. —

Nachdem wir zwei ſtarke Stunden lang ein ſanft anſteigendes, teraſſenförmiges Hügelland durchſchritten hatten, welches überall zahlreiche Ortſchaften und reiche Erndten zeigte, die dem Auge des Ackerbauers lockender erſcheinen mochten, als dem des Malers oder müßigen Dichters, durchwanderten wir ein Dorf, welches die enge Pforte einer düſteren und ſtrengeren Natur zu bilden ſchien. Die Fruchtfelder wurden ſelten, ſchroffe Felſen traten zwiſchen dichten Maſſen verkrüppelter Eichen hervor, Hirten erſetzten die Schnitter, die fruchtbare Fülle verſchwand, und die erhabene Größe erſchien nahe und ferne.

Wir ſind in dem Leymenthale; ein ſteiler Aufgang, in der Nähe der zerſtörten Bergfeſte Landskron, windet ſich hoch über eine wilde, ungeheuere Felsſchlucht, von einer andern Hand als von der des Menſchen und der Zeit in das Steingerippe der Erde eingegraben, empor, und endlich erreichen wir eine Abplattung des Bergs, und vor uns erhebt ſich, wie ein Fels aus andern Felſen abgelöſ't, ein anſehnliches Gebäude, die Benedictinerabtei Maria=Stein.

Die Kirche ist groß, und mit lebhaften Farben mehr beworfen als gemalt. Der Beichtstuhl für die französisch Sprechenden steht an der linken Seitenmauer, und war von einem Dutzend dürftiger Leute umgeben, die mit rührender Andacht beteten, und dann in der unterirdischen in den Fels eingegrabenen Kapelle vor einem alten, mit treuherziger Einfalt ausgeführten Muttergottesbild communicirten; welches Bild ohne Zweifel gleich dem von Einsiedeln der kostbare Schatz eines, im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Eremiten gewesen ist.

Als ich in diese Felsenkapelle der heiligsten Jungfrau eintrat, und in ihrer dunkeln Tiefe alle diese Christen gewahr wurde, wie sie auf den Steinboden niedergeworfen, mit emporgehobenen Armen, mit gefalteten Händen, die Stirne zur Erde gebeugt, in stiller Andacht zu Gott flehten: da glaubte ich in den Katacomben zu seyn, wohin sich unsere ersten Brüder in den Tagen des Marterthums flüchteten, und mit süßem Schauder auf die Kniee sinkend gedachte ich der Verheißung: „wenn ihr euch versammelt im Gebete, werde ich unter euch seyn!"

Heilige Jungfrau!

Mein geringes Werk ist vollendet, und ich bitte dich nicht, es gegen die harten Urtheile der Menschen zu schützen. Wohl aber flehe ich zu dir, mag die Meinung ihm günstig oder entgegen seyn, mich selbst, o du mildeste und demüthigste Blume des Himmels! zu bewahren gegen den Hochmuth und gegen die eitle Selbstzufrieden=

heit mit meinen Gedanken und Worten. Denn, ach! der Hochmuth des Menschen nimmt sein Maß nicht von seinem Verdienste, und allzuoft, wenn er des Lobes entbehrt, weil es ihm nicht gebührt, weckt und nährt der verdiente Tadel seinen stolzesten Dünkel.

Ist etwas Gutes und Heilsames in diesen Zeilen, so ist es dein Werk. Es gehört mir eben so wenig an, als die zarten Töne der Harfe angehören, wenn die kunstgeübte, vom Geist geweihte Hand in die Saiten greift, oder wenn der Hauch des Abendwindes in wundervollen Melodien durch sie hinrauscht.

Doch das Böse, Nichtige, fällt mir zu, ist mein Werk. Laß mich dessen immer eingedenk seyn, laß mich die bittre Frucht desselben mit demüthiger Unterwürfigkeit empfangen.

Heiligste Jungfrau! wende die Seele Derer, die, mir früher so nahe, meiner gegenwärtigen Ueberzeugung aber so ferne stehend, dies Buch durchlesen, das ihnen so viele innige Worte zuruft, zur rechten Erkenntniß und Liebe! Möchten sie bei dem Anblicke meiner Hoffnungen, meines Glückes und meines Friedens in dem eigenen Herzen einkehren; möchten sie ernst und tief über ihre Pflichten gegen Gott, gegen ihre Nächsten, gegen sich selbst nachdenken, und aus der Unruhe, der Verwirrung und der Bedrängniß, worin auch ich untergegangen war, mit Gottes Hülfe hinüberflüchten in die Fülle des Friedens, des Vertrauens und des Glücks, womit seine Gnade mich jetzt gesegnet hat!

Schluß.

Wenn in früherer Zeit ein Buch die Billigung des politischen oder kirchlichen Censors, manchmal auch die beiderseitige, an der Stirne trug, dann konnte der Verfasser ruhig schlafen; er hatte nichts weiter zu thun, als im Falle einer günstigen Aufnahme des Werks sich seines Erfolges in stiller Behaglichkeit zu erfreuen; im entgegengesetzten aber sich mit dem Gedanken zu trösten, daß er, gleich gar vielen Andern, ein unbedeutendes und werthloses, jedoch kein verderbliches Buch geschrieben habe. Er hatte sich den Gesetzen seines Landes unterworfen; er hatte sich von den Meistern der Wissenschaft und von den Vertretern der politischen Macht die außerordentliche Erlaubniß erbeten, zu seinen Mitbürgern zu reden und ihnen seine Gedanken und Meinungen zu offenbaren, und zum Lohne seiner Unterthänigkeit nahmen die Kirche und der Staat, statt seine Irrthümer zu verdammen, wenn solche im Buche erschienen, die Verantwortung derselben auf sich, er aber hatte weder vor Gott noch vor den Menschen deshalb Rechenschaft abzulegen; er konnte wahrhaft im Frieden ruhen.

Wenn ich nun bekenne, daß dieſes Recht der Cenſur zu jenen gehört, bei welchen ich es lebhaft bedauere, daß ſich die Geſellſchaft ihrer ſelbſt beraubt hat: ſo weiß ich ſehr wohl, wie Wenige meine Anſicht theilen, wie Wenige mich nicht als einen blödſinnigen Thoren belächeln, oder als einen knechtiſchen Finſterling verdammen werden. Allein ich ſchätze Das, was man ſeit längerer Zeit die Eroberungen des Menſchengeiſtes nennt, ſo gar geringe; ich fühle für die Freiheit des Schreibens ſo gar wenig Zärtlichkeit, und ich finde nichts weniger achtungswerth, als eine Geſellſchaft, die nicht geachtet ſeyn will, und die Jedem, der von irgend einer Leidenſchaft, Tollheit oder Schamloſigkeit getrieben Luſt zum Benagen und Zerfleiſchen hat, täglich die Religion, die Obrigkeit, die Sitten, die Ruhe, die Ordnung, mit einem Worte Alles zur beliebigen Weide überläßt.

Bei dieſer unſeligen Selbſtverleugnung büßt ein redliches und gewiſſenhaftes Talent, ein wahrhaft nützliches Talent in demſelben Maße ein, in welchem Ränkeſucht, Unverſchämtheit und Mittelmäßigkeit gewinnen. Die Leichtigkeit, mit einigen tönenden Worten zum Ziele zu gelangen, mit einigen kecken Sprüngen zu blenden und ſich mit einigen lüſternen Schmutzpartheien zu bereichern, tilgt den edeln Eifer langer Studien, erzeugt nur Fehlgeburten des Verſtandes, vernichtet den öffentlichen Anſtand, entmuthigt jede ehrbare Kraft und macht ſelbſt die Tugend erröthen. Seitdem die Tribune unſere geiſtige Turnanſtalt iſt, haben wir keine großen Staatsmänner, und ſeitdem wir die Freiheit der Preſſe feiern, lebt kein großer Schriftſteller mehr, der

hoffen dürfte, daß sich die Nachwelt seiner Werke als ihres lieben und untheilbaren Eigenthums freuen werde.

Die Freiheit zu reden, zu untersuchen und zu schreiben hat uns eine Menge seltsamer und bis jetzt unbekannter Wissenschaften zur Welt gebracht: die Wissenschaft, alle möglichen Stellen und Aemter durch die sehr einfache Handthierung zu erwerben, daß man den Namen des Peters statt jenes des Jacobs in eine Büchse wirft; die Wissenschaft Minister zu werden, indem man, nach einem Leben der alltäglichsten Mittelmäßigkeit oder zahlloser Collisionen mit der Zuchtpolizei, einhundert und sechsundzwanzig Bauern von zweihundert nnd fünfzig feierlich feststellen läßt, daß man der rechte Mann sey, um die schwierigsten und zartesten Fragen der Politik zu lösen oder zu durchhauen; die sehr einträgliche und also sehr betriebene Wissenschaft, diese nämlichen Minister mit viel weniger Talent, Muth und Kenntnissen, als sie selbst besitzen, durch die leichtesten Mittel, die Jedermann kennt oder übt, zu schrecken und zu führen, wie und wohin man will; endlich noch eine Unzahl solcher trefflicher Wissenschaften, deren genauere Nachweisung in den Kammerverhandlungen, bei den Sitzungen der Zuchtpolizeigerichte oder Assisen und in den Journalen zu finden ist.

Unglücklicher Weise haben wir aber mit dem Erwerbe dieser sämmtlichen Wissenschaften wenigstens zwei andere verloren: die Wissenschaft der wahrhaft edeln und heilsamen Geisteswerke und die Wissenschaft ruhiger und glücklicher Regierungen; ohne jedoch tiefer in diesen Gegenstand

einzugehen, komme ich nur auf meine Klage zurück, daß ein Schriftsteller mit dem besten Willen von der Welt außer Stande sey, die frühere Bürgschaft der Censur, wie sie in alter Zeit legitim und freisinnig zugleich geübt wurde, amtlich für sein Werk zu fordern.

Bei religiösen Untersuchungen könnte man zwar einen frommen, strengen und gelehrten Priester um Rath fragen, und würde stets einer gründlichen und liebevollen Kritik gewiß seyn. Indessen bliebe ein solcher Censor doch immer nur ein Mensch ohne öffentliche Mission und Geltung; und handelte es sich überdies in dem Buche zugleich von Politik und Gesetzgebung: so dürfte man nur mit Angst von der vorausgegangenen Billigung eines Priesters sprechen; weil eine solche Mittheilung allein schon genügte, um dem Buche jeden Erfolg zu rauben, der Geistlichkeit aber eine Unzahl von Verleumdungen und Mißhandlungen zu verursachen.

Allzu lächerlich wäre es dagegen, einen Polizeidirector oder Staatsprocurator vom neuen Schnitte um guten kritischen Rath zu bitten. Diese Männer sind als Beamte wohl da, um anzuklagen und zu verfolgen, nicht aber um zu warnen und zu belehren. Das Gesetz, wie es nun entsteht und besteht, hat der Bevölkerung gegenüber nur noch die Wirksamkeit des Henkers; zwar, wie nicht zu leugnen ist, eines sanftmüthigen und umgänglichen Henkers, der vor unsern Tribunalen täglich mit den Schuldigen Scenen aufführt, die an die alte italienische Posse erinnern. Das Gesetz heißt nämlich Cassander, das Verbrechen Harlekin. Nun ge-

rathen die beiden Leute ſtets mit einander in Streit, in welchen ſich jedes Mal ein gewiſſer Zauberer im ſchwarzen Gewande miſcht, der ſich als einen zärtlichen Freund Harlekins kundgibt, und mittelſt gewiſſer Worte dieſen bald unſichtbar, bald unverletzbar macht, oder auch dem armen Caſſander zu ſeiner größten Ueberraſchung beweiſet, daß Harlekin rein wie Schnee, er dagegen zur Genugthuung für ſeinen böſen Argwohn verpflichtet ſey; was ſo gründlich und überzeugend geſchieht, daß Harlekin am Ende immer die Colombine, d. h. die Caſſe der Regierung, als Braut heimführt.

So bleibt denn nichts anderes übrig, als die wohlwollende Cenſur der Freunde und jene des Verfaſſers ſelbſt, der, iſt einmal der Enthuſiasmus der Ausarbeitung verflogen, das Urtheil über ſein Werk vor dem Tribunale ſeines Gewiſſens und ſeiner Vernunft ſprechen läßt. Und Alles wohl erwogen, iſt es dieſe letzte Cenſur, der ich am meiſten vertraue. Sie aber hat mir das Zeugniß gegeben, daß Alles, was in dieſem Buche freundlich und feindlich, preiſend und verdammend, beſprochen wird, im guten Glauben und in lauterer Abſicht ausgeſprochen wurde, und daß mein Sinn und Wille feſt und unwandelbar dahin gerichtet war und gerichtet bleiben wird, mich vom böſen Irrthume, nicht aber vom irrenden Bruder loszuſagen. Mit dieſem Zeugniſſe möge mein Buch in die Welt gehen!

Berichtigungen.

Seite 11 Zeile 4 von unten setze nach Glaubens ein Komma,
streiche nach gegenüber das Komma.

" 11 " 5 " " streiche nach man das Komma.

" 20 " 1 " " lies großentheils nichts statt nichts großentheils.

" 31 " 5 " oben lies daß statt das.

" 145 " 8 " " " Stunde statt Sunde.

" 216 " 3 " unten " comfortabeln statt confortabeln.

" 267 " 5 " oben setze nach Sieg einen Punkt.

" 269 " 5 " unten lies welchem statt welchen.

" 324 " 8 " oben " muthig statt muhig.

" 356 " 6 " unten " träumen statt trämen.

" 367 " 8 " " " Fußgestelle statt Fustgestelle.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veuillot, Louis,

Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz

Augsburg [u.a.] 1841
Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.168
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449230-1